

3

Bamberger Beiträge zur Soziologie

Der Preis des Erfolges

Die „Krise der Geisteswissenschaften“ in feldtheoretischer Perspektive

Von Julian Hamann



UNIVERSITY OF
BAMBERG
PRESS

Bamberger Beiträge zur Soziologie

Band 03

Der Preis des Erfolges

Bamberger Beiträge zur Soziologie

Amtierende Herausgeber:

Uwe Blien

Hans-Peter Blossfeld

Henriette Engelhardt

Irena Kogan

Richard Münch

Richard Pieper

Elmar Rieger

Thorsten Schneider

Gerhard Schulze

Volker Stocké

Olaf Struck

Redaktionsleitung:

Marcel Raab



University of Bamberg Press 2009

Der Preis des Erfolges

Die „Krise der Geisteswissenschaften“
in feldtheoretischer Perspektive

Julian Hamann



University of Bamberg Press 2009

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.ddb.de/> abrufbar

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Umschlaggestaltung: Dezernat Kommunikation und Alumni

© University of Bamberg Press Bamberg 2009
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 1867-8416

URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus-1977

INHALT

<i>Abbildungsverzeichnis</i>	<i>vii</i>
<i>Tabellenverzeichnis</i>	<i>viii</i>
<i>Vorwort (Prof. Dr. Richard Münch)</i>	<i>ix</i>
<i>Zusammenfassung</i>	<i>xiv</i>
1 Einleitung	1
2 Einführung in zentrale theoretische Begriffe Bourdieus – Die Zerstörung akademischer Tempel	6
2.1 Der Habitus	9
2.2 Das Kapital	11
2.3 Die Felder	15
2.3.1 Das geisteswissenschaftliche Feld	17
2.3.2 Die Autonomie des Feldes	21
2.3.3 Die Achsen der weltlichen und der wissenschaftlichen Macht	24
3 Das Ideal von Einsamkeit und Freiheit – Wilhelm von Humboldt	29
3.1 Die Stellung der philosophischen Fakultät innerhalb der Einheit der Wissenschaften	32
3.2 Das Bildungsideal	35
3.3 Das Wissenschaftsverständnis	38
3.4 Der Gelehrte	41
3.5 Feldtheoretischer Zugang	45
3.6 Kognitive Krisenerscheinungen – Der Bruch der wissenschaftlichen Orthodoxie	52

3.6.1	Feldinterne kognitive Krisenerscheinungen – Der Historismus	56
3.6.2	Feldexterne kognitive Krisenerscheinungen – Die Naturwissenschaften	66
4	Geisteswissenschaftliche Hermeneutik unter den Bedingungen der Naturwissenschaften – Wilhelm Dilthey	72
4.1	Die Stellung der Geisteswissenschaften innerhalb der ausdifferenzierten Wissenschaften	80
4.2	Das Bildungsideal	89
4.3	Das Wissenschaftsverständnis	94
4.4	Der Professor	101
4.5	Feldtheoretischer Zugang	107
4.6	Soziale Krisenerscheinungen – Der Bruch der sozialen Exklusivität	115
4.6.1	Machtkämpfe um das Bildungsprivileg	118
4.6.2	Die Bedrohung durch Technische Hochschulen	125
4.6.3	Die Schwächung des humanistischen Bildungsideals durch die Ausbildung	129
5	Die manifeste Krise – Soziale und kognitive Öffnung des Feldes	132
5.1	Bildungsexpansion – Die soziale Öffnung des Feldes	138
5.2	Der Wandel des Bildungsideals	144
5.3	Instrumentalisierungsdruck – Die kognitive Öffnung des Feldes	157
5.3.1	Die Versozialwissenschaftlichung	160
5.3.2	Die Forschungsförderung	173
5.4	Feldtheoretischer Zugang – Die Synchronisierung der Einzelkrisen	186
6	Schlussbetrachtung	196
7	Abbildungen und Tabellen	202
7.1	Abbildungen	202
7.2	Tabellen	212

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1:	Die Achsen des geisteswissenschaftlichen Feldes	202
Abbildung 2:	Das geisteswissenschaftliche Feld	203
Abbildung 3:	Das Feld der philosophischen Fakultät	204
Abbildung 4:	Kognitive Krisenerscheinungen im geisteswissenschaftlichen Feld	205
Abbildung 5:	Diltheys Begründung der Geisteswissenschaften	206
Abbildung 6:	Studenten an Universitäten pro 10000 Einwohner, 1835-1911	207
Abbildung 7:	Studenten an Universitäten pro 10000 Einwohner, 1835-1976	207
Abbildung 8:	Studenten in den Geisteswissenschaften, 1954-1987	208
Abbildung 9:	Absolute Zahl der Studenten in Philosophie, Geschichte und Germanistik, 1954-2006	208
Abbildung 10:	Studienanfänger im 1. Hochschulsesemester nach Fächergruppen in Prozent, 1976, 1980, 1986, 1990, 1996, 2000 und 2006	209
Abbildung 11:	Die Durchsetzung des Forschungsmanagers gegen den Hochschuldidaktiker im geisteswissenschaftlichen Feld	210
Abbildung 12:	Die kognitive Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes	211

TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1:	Disziplinäre Ausdifferenzierung der Fachgebiete Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften an der Berliner Universität, 1892-1930	212
Tabelle 2:	Personelle Ausdifferenzierung der geisteswissenschaftlichen Disziplinen an der philosophischen Fakultät der Berliner Universität, 1892-1930	212
Tabelle 3:	Soziale Herkunft der Geisteswissenschaftler (GW) und der Naturwissenschaftler (NW) an den Universitäten Gießen, Kiel, Heidelberg, Göttingen, München, Berlin, 1848-1914	213
Tabelle 4:	Lehrkräfte und Studenten an Universitäten und Technischen Hochschulen in Preußen, 1875-1930	214
Tabelle 5:	Zahl der Universitäten und Hochschulen in Preußen, 1875-1930	214
Tabelle 6:	Studenten in Philosophie, Geschichte, Germanistik und in allen geisteswissenschaftlichen Fächern und ihr prozentualer Anteil an allen Studenten, 1957-1987	215
Tabelle 7:	Anzahl und Wachstumsfaktor der Denominationen germanistischer Professuren, 1954-1984	216
Tabelle 8:	Tagungsthemen bei den Tagungen der deutschen Hochschulgermanisten (1953-1972) und den Tagungen des deutschen Germanisten-Verbandes (1953-2007)	216
Tabelle 9:	FuE-Ausgaben des Bundes und finanzielle Ressourcen der Hochschulen für Geistes-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Millionen Euro, absolut und Anteil an den Gesamtausgaben für FuE, 1995-2003	220
Tabelle 10:	Entwicklung der absoluten DFG-Bewilligungen: für Germanistik, für Geschichte, für Geisteswissenschaften insgesamt und der Anteil aller geisteswissenschaftlicher Bewilligungen an den Gesamtbewilligungen der DFG in Millionen Euro, 1990-2003	221
Tabelle 11:	Ausgewählte Beispiele für Koordinierte Programme der DFG im Bereich Geisteswissenschaften	222

VORWORT

Julian Hamann stellt sich in der vorliegenden Arbeit eine außerordentlich anspruchsvolle Aufgabe. Er will nicht weniger erreichen, als eine Antwort auf die Fragen zu geben, ob sich die Geisteswissenschaften in einer Krise befinden, worin diese Krise besteht und worauf sie zurückzuführen ist. Um diese Fragen beantworten zu können, schlägt er einen weiten Bogen von der Herausbildung der Geisteswissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts über erste Krisenerscheinungen schon Mitte des 19. Jahrhunderts, eine Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zugespitzte Krise bis zur Situation nach dem Zweiten Weltkrieg und in der Gegenwart. Um sich nicht in historischen Details zu verlieren, konzentriert sich Hamann auf die wesentlichen formativen Epochen. Im Unterschied zu einer rein historischen Erzählung erfolgt die Bearbeitung der Fragestellung in einer soziologischen Perspektive, die aus dem Feld- und kapitaltheoretischen Ansatz von Pierre Bourdieu entwickelt und auf den Untersuchungsgegenstand der Arbeit angewendet wird.

Die Geisteswissenschaften werden als ein Feld interpretiert, das wiederum als Teil des universitären Feldes begriffen wird, welches wiederum ein Teil des weiteren sozialen Raumes darstellt, aus dem Einflüsse auf das Feld einwirken: die Distinktionsbemühungen sozialer Klassen und Schichten, wirtschaftliche Nachfrage und Qualifikationen, staatliches Interesse an der Ausbildung von Staatsdienern über Staatsexamina. Innerhalb der Felder herrscht ein Kampf um Positionen, der mit der

feldspezifischen Ausprägung von Kapital nach den Regeln des Feldes ausgetragen wird. In Zeiten der Stabilität geschieht dies unter der Herrschaft der Doxa eines Feldes, wobei die Akteure der Illusio folgen, dass Positionen nach legitimem Einsatz legitim eingenommen werden. In Epochen des Wandels verliert die Doxa an unangetasteter Legitimität. Sie wird zur Orthodoxie, die von heterodoxen Strömungen herausgefordert wird. Es geht hier um symbolische Kämpfe um die richtige Lehre, die mit der Definitionsmacht von symbolischem Kapital ausgetragen werden, das aus dem entsprechenden Wert und Rang des verfügbaren ökonomischen, sozialen oder kulturellen Kapitals resultiert. Im erfolgreichen Fall verdrängt die Heterodoxie die Orthodoxie und gelangt selbst in eine herrschende Position, wird zur neuen Orthodoxie, während die alte Orthodoxie in eine heterodoxe Position gedrängt wird. Bei einem vollständig vollzogenen Wandel wird die ursprüngliche Heterodoxie zur neuen Doxa. Die Akteure handeln aus ihrem im Feld erworbenen Habitus heraus, der sich mit bestimmten Positionen verbinden kann, die in einem spezifischen Verhältnis zueinander stehen, so Meister und Schüler, Gelehrter/Professor und Student, Forschungsmanager und Mitarbeiter. Position und Habitus disponieren zu bestimmten Positionierungen in den materialen Kämpfen um Positionen und den symbolischen Kämpfen um Orthodoxie versus Heterodoxie.

Für das universitäre Feld und das geisteswissenschaftliche Teilfeld ist die Unterscheidung zweier Achsen bedeutsam: der Achse der wissenschaftlichen Macht (Position im wissenschaftlichen Diskurs) und der Achse der weltlichen Macht (Position in der universitären und disziplinären Organisation, einflussreiche Ämter in der Hierarchie, Prüfungsausschüsse, Promotionsausschüsse, Herausgeberschaften und dgl.). Ein stabiler Zustand ist erreicht, wenn die Einnahme einer herrschenden Position auf der weltlichen Achse und auf der wissenschaftlichen Achse zusammenfällt. Je weiter beide auseinandertreten, umso instabiler ist die Ordnung. Das ist die Zeit heftiger symbolischer Kämpfe.

Hamann gelingt es, den feld- und kapitaltheoretischen Forschungsansatz in faszinierender und sehr ertragreicher Weise auf seinen Untersuchungsgegenstand anzuwenden. Dabei wirkt das Instrumentarium nirgendwo äußerlich aufgesetzt. Es leitet durchgehend die empirische Analyse an und wird jeweils sehr anschaulich anhand des empirischen Materials bei der Bearbeitung der formativen Epochen konkretisiert. Die Herausbildung der Geisteswissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts bedeutet nach der Analyse des Verfassers, dass ein geisteswissenschaftliches Feld innerhalb des universitären Feldes mit einer eigenen Doxa – der Philosophie als Leitwissenschaft – etabliert werden konnte. Im universitären Feld ist das geisteswissenschaftliche Feld in Gestalt der Philosophischen Fakultät gegenüber den praktischen Fakultäten der Jurisprudenz, der Medizin und der Theologie vom unteren Rang in den dominanten Rang gerückt. Das kennzeichnet die Konstruktion der Berliner Universität zu Beginn des 19. Jahrhunderts, deren Modell in der Folge alle deutschen Universitäten übernehmen. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts fordert die Expansion der Naturwissenschaften mit ihrer empirischen Methodik die Philosophie als Leitwissenschaft heraus und drängt sie aus der Position einer unbestrittenen Doxa in die Position der Orthodoxie im universitären Feld. Im Feld der Geisteswissenschaften wird diese Herausforderung durch die heterodoxe Strömung des Historismus aufgenommen.

Man sieht hier, wie die Philosophie ihre Position als Doxa des universitären Feldes durch ein hohes Maß der kognitiven und sozialen Schließung erreicht, indem Philosophie und Bildungsbürgertum mit dem Staat ein Bündnis eingehen, das die Autonomie der Universität gegen alle Nützlichkeitsansprüche aus der Gesellschaft garantiert. Diese Position war jedoch von Anfang an nicht ganz unumstritten. Die Expansion der Naturwissenschaften führt dann schon frühzeitig in eine Phase der Instabilität hinein, die Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts einen ersten Höhepunkt erreicht, als sich die Zahl der Studierenden binnen weniger Jahre verdoppelt, praktische Ausbil-

dungsbedürfnisse bedeutsamer werden und die Naturwissenschaften in den Technischen Hochschulen im universitären Feld eine dominante Position einzunehmen beginnen. Hamann zeigt sehr anschaulich, wie Wilhelm Dilthey in seiner methodischen Grundlegung der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik eine Synthese zwischen der alten Lehre der Philosophie und dem Historismus bildet und dabei die Geisteswissenschaften im universitären Feld gleichwohl in Anerkennung der dominanten Methodik der Naturwissenschaften positioniert.

Die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg ist bis in die sechziger Jahre hinein von der Anknüpfung an die von Dilthey auf den Begriff gebrachte Orthodoxie geprägt. Mit der Expansion der universitären Bildung ab den 1960er Jahren verschärft sich erneut das Spannungsverhältnis zwischen kognitiver Schließung und sozialer Öffnung, das zunehmend durch kognitive Öffnung in Gestalt der Versozialwissenschaftlichung und der Vernaturwissenschaftlichung der Geisteswissenschaften und durch die Einrichtung neuer praxisorientierter Studiengänge bewältigt wird. Die aktuelle Förderung interdisziplinärer Forschungsverbünde u.a. im Rahmen der Exzellenzinitiative setzt diesen Trend für die Forschung fort, die Einrichtung berufsbezogener Bachelorabschlüsse leistet dies für das Studium.

Julian Hamann schildert die hier nur in groben Zügen skizzierte Entwicklung sehr detailliert anhand der Auswertung von historischer Sekundärliteratur und anhand der bedeutsamsten Primärliteratur, so z.B. von Wilhelm von Humboldt für die Anfangszeit, Historikern wie Heinrich von Sybel für die Phase der Herausbildung des Historismus, Wilhelm Dilthey für die Zuspitzung der Krise Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts und Hans Georg Gadamer für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Außerdem hat er vorhandene Statistiken zur Entwicklung von Studentenzahlen und Fächern gesammelt, neu zusammengestellt und selbst erweitert. So ist eine eindrucksvolle soziologische Analyse einer historischen Entwicklung von großer aktueller Bedeutung zustande gekommen.

Wir wissen jetzt besser und genauer als vorher über den Identitätswandel der Geisteswissenschaften in Deutschland Bescheid, der sich nicht einfach im Zuge ihrer Verdrängung durch die Naturwissenschaften vollzogen hat, sondern im Zuge ihrer Expansion, die dazu gezwungen hat, die Spannung zwischen sozialer Öffnung und kognitiver Schließung durch kognitive Öffnung zu bewältigen.

Bamberg, im Juni 2009

Richard Münch

DER PREIS DES ERFOLGES

Die „Krise der Geisteswissenschaften“ in feldtheoretischer Perspektive

Julian Hamann

Zusammenfassung:

Worin besteht die „Krise der Geisteswissenschaften“, und worauf ist sie zurückzuführen? Zur Beantwortung dieser Fragen wird ein Bogen von der Begründung der Geisteswissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart gespannt. In diesem Zeitraum lässt sich unter Verwendung des kapital- und feldtheoretischen Ansatzes von Pierre Bourdieu beobachten, wie das sozial und kognitiv geschlossene Feld der Geisteswissenschaften durch interne und externe Einflüsse zunächst zu einer sozialen Öffnung gezwungen wird. Der dadurch entstehenden Spannung zwischen sozialer Entgrenzung und kognitiver Schließung wird bald durch eine kognitive Öffnung im Sinne neuer Inhalte und Praktiken nachgegeben. Damit ist der Preis der erfolgreichen Anpassung der Geisteswissenschaften an Praxisanforderungen und Verwertungszwänge beziffert: die Aufgabe des Kerns ihrer traditionellen Identität.

Stichworte: Bildung; Bourdieu; Geisteswissenschaften; Humboldt; Universität; Wissenschaft

1 Einleitung

Mit dem 2007 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung und der Initiative Wissenschaft im Dialog veranstalteten „Jahr der Geisteswissenschaften“ wurde eine Fächergruppe in den öffentlichen Fokus gerückt, deren Zustand in der Regel äußerst widersprüchlich bewertet wird. In einer seit vielen Jahren geführten Debatte steht einem fast programmatisch anmutenden Optimismus, der die im Studium vermittelten Soft Skills und die Flexibilität der Absolventen auf dem Arbeitsmarkt rühmt (vgl. Kluge 2003; Janson 2007; BfA 2007a), eine defensive Krisenrhetorik gegenüber, die die Antwort auf die existentielle Bedrohung entweder in der pflichtschuldigen Anpassung an die neuen Herausforderungen oder in der Besinnung auf alte Werte sieht (vgl. Schilling und Wiedemann 1989; Glotz 2003; Strohschneider 2006; Bisky 2007). Zusätzliche Brisanz und eine emotionale Ebene wird der Debatte im Land der Dichter und Denker dadurch verliehen, dass mit den Geisteswissenschaften ein Teil des deutschen Selbstverständnisses als Bildungs- und Kulturnation mit den funktionalen Notwendigkeiten der Hochschul- und Bildungspolitik, die wiederum selbst im Dienst der Wettbewerbsfähigkeit des Standorts Deutschland steht, in Einklang gebracht werden muss.

Um nicht von den so unterschiedlichen Deutungen zur Lage der Geisteswissenschaften abhängig zu sein, sondern ein möglichst rein analytisches, objektives Urteil zu ermöglichen, das solche Deutungen unter Umständen selbst zum Gegenstand machen kann, nähert sich die vorliegende Arbeit der „viel zitierten“ „Krise der Geisteswissenschaften“ aus feldtheoretischer Perspektive. Das mit den Arbeiten von Bourdieu bereitgestellte theoretische Instrumentarium (vgl. Punkt 2) ermöglicht es, den Mythos einer stets rationalen, logisch verfahrenen Wissenschaft und ihrer ausschließlich auf objektiven Erkenntnissen und wissenschaftlichem Wissen beruhenden Entwicklung zu umgehen. Das

geisteswissenschaftliche Feld wird demnach nicht in einem sozialen Vakuum konstruiert, in dem es von Auseinandersetzungen und symbolischen Kämpfen um Macht, Definitionshoheit, Legitimität und Kapital verschont bleibt. Stattdessen lässt es sich mit Bourdieu als ein soziales Feld verstehen, das zwar über spezifische Funktionsweisen und Eigenschaften verfügt, gleichzeitig aber auch sozialen Einflüssen und Zwängen ausgesetzt ist. Vor diesem theoretischen Hintergrund wird sich die Entwicklung der Geisteswissenschaften als Abfolge symbolischer Kämpfe darstellen, deren Gegenstand die Durchsetzung verschiedener symbolischer Ordnungen ist, die als Legitimationsbasis der Praxis der Akteure im Feld fungieren. Der selbstverständliche, nicht hinterfragte Charakter einer solchen Ordnung macht sie nach Bourdieu zur Doxa, mit der die Herrschaft derer gefestigt wird, die sie im geisteswissenschaftlichen Feld definieren. Es soll versucht werden, die Vielfalt der im Feld maßgeblich beteiligten Akteure aus Politik, Forschungsförderung und Universitäten zu berücksichtigen, daher werden interne und externe Strukturen ebenso in die Untersuchung einbezogen wie der mit diesen Strukturen in einem Wechselverhältnis stehende Habitus der verschiedenen Akteure.

Weil eine Auseinandersetzung mit den Geisteswissenschaften in Deutschland ihren Ausgangspunkt unweigerlich an der Universität suchen muss, wird der Untersuchungsgegenstand, das geisteswissenschaftliche Feld, als Unterfeld des universitären Feldes konzipiert. Während die Naturwissenschaften vermehrt auch an Forschungseinrichtungen außerhalb der Universität institutionalisiert sind, ist geisteswissenschaftliche Forschung eher in Ausnahmefällen an entsprechend orientierten Instituten, wie beispielsweise denen der Max-Planck-Gesellschaft, angesiedelt. Darüber hinaus besteht bisher keine zuverlässige Bestandserhebung zur außeruniversitären geisteswissenschaftlichen Forschung. Eine entsprechende Analyse würde sich daher besonders für eine historisch so weit zurückreichende Arbeit wie die hier vorliegende als äußerst schwierig erweisen (vgl. Weingart et al.

1990: 101). Aus diesem Grund wird die Universität als der genuine Ort angenommen, an dem Geisteswissenschaften im Sinne von Forschung und Lehre stattfinden und stattgefunden haben (vgl. Classen 1994: 5; Lübke 1988: 128; BMBF 2006: 375).

Das geisteswissenschaftliche Feld ist in diesem Zusammenhang verschiedenen Strömungen ausgesetzt: zum einen denen, die durch das universitäre Feld vermittelt sind und beispielsweise aus der Dominanz bestimmter Paradigmen oder anderer Unterfelder bestehen, zum anderen den gesellschaftlichen Einflüssen, die sich – ebenfalls vermittelt über das universitäre Feld oder direkt – auf das geisteswissenschaftliche Feld auswirken. Die Auswirkungen dieser Strömungen und Einflüsse werden anhand verschiedener Variablen aufgezeigt, die im Verlaufe der Arbeit an den jeweiligen historischen Schwerpunkten untersucht werden: Zu diesen Variablen gehören die Stellung der Geisteswissenschaften im universitären Feld, das im geisteswissenschaftlichen Feld geltende Bildungsideal und das dort herrschende Wissenschaftsverständnis. Weiterhin fokussiert die Arbeit mit dem Selbst- und Fremdbild des Gelehrten, des Professors oder des Forschungsmanagers und seiner Beziehung zu den Studenten die dominanten Akteure des Feldes. Die durchgehend im Hintergrund stattfindende feldtheoretische Analyse dieser Variablen findet unter einem anschließenden Ordnungspunkt noch einmal konzentriert und ausführlich statt. Auf diese Weise kann die Arbeit über die reine Addition von Variablen und Merkmalen hinausgehen, und ihre gemeinsame Bedeutung auch explizit im feldtheoretischen Zusammenhang erfassen.

Die Germanistik dient der Untersuchung als Fallbeispiel, weil sie bereits früh zum Kern der Geisteswissenschaften gehört und sich die beschriebenen Entwicklungen hier besonders deutlich aufzeigen lassen. Zunächst ist jedoch die Philosophie die im geisteswissenschaftlichen Feld dominante Wissenschaft, daher steht sie zu Beginn der Arbeit im Vergleich zur Germanistik im Vordergrund, der erst im weiteren Verlauf mit dem Abstieg der Philosophie mehr Platz eingeräumt wird. So

können die abstrakten und in der Regel für das gesamte geisteswissenschaftliche Feld gemachten Annahmen bei Bedarf anhand dieser Fächer konkretisiert werden.

Methodisch setzt sich die Arbeit zum einen mit bereits bestehenden qualitativen Analysen auseinander. Dabei sollen sowohl historische als auch soziologische und erkenntnistheoretische Arbeiten untersucht und in ihren Entstehungskontext gestellt werden. Zum anderen findet auch eine Analyse von Primärliteratur statt, bei der mit den Schriften Humboldts, Diltheys und Gadamers die wichtigsten Äußerungen der erkenntnistheoretischen Debatte in den Geisteswissenschaften zum Gegenstand genommen werden. Darüber hinaus erfolgt eine problemorientierte Auswertung aktueller und historischer Dokumente wie Reden und Zeitungsartikel. Wo möglich und nötig wird die Argumentation außerdem durch die Auswertung bereits bestehender empirischer Erhebungen gestützt. Im Rahmen von Bourdieus Feldtheorie ist dabei besonders zu beachten, dass alle Aussagen und Äußerungen aller Akteure notwendigerweise immer auch einen Ausdruck im Kampf um die Festigung oder Verbesserung der eigenen Position in der Struktur des Feldes darstellen und daher die Position im Feld reflektieren, von der aus sie getätigt werden. Bei der Analyse der inhaltlichen Ebene einer Aussage muss daher stets zusätzlich der Ort ihrer Äußerung im Feld bedacht werden. Diese zusätzliche Ebene nimmt den Untersuchungsgegenständen zwar ihre (ohnehin zu bezweifelnde) objektive Aussagekraft, gleichzeitig eröffnet sich dadurch aber eine feld- und positionsspezifische Bedeutung, deren analytischer Wert nicht zu unterschätzen ist.

Um die Besonderheiten des Selbst- und Fremdverständnisses der Geisteswissenschaften erschließen zu können, muss die Analyse ihren Fokus auf drei entscheidende Wendepunkte in der Entwicklung der Geisteswissenschaften richten: Zunächst steht die Ausbildung der geisteswissenschaftlichen Identität im Vordergrund, in der die reine Doxa entstanden ist (Punkt 3). Hier geht es darum, die Wurzeln und die Entstehungsbedingungen eines noch heute existenten Selbstverständnisses

zu ergründen. Danach fällt der Blick auf die Systematisierung und epistemologische Grundlegung der Geisteswissenschaften durch Dilthey im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts (Punkt 4). Im Vordergrund stehen die zu dieser Zeit stattfindenden symbolischen Kämpfe im universitären und im geisteswissenschaftlichen Feld und der Einfluss, den diese Macht- und Herrschaftsverhältnisse auf die Begründung der Geisteswissenschaften haben. Der letzte Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung seit den fünfziger und sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts (Punkt 5). Nach einem kurzen Abriss über die Nachkriegszeit setzt die Analyse hier bei der Bildungsexpansion an, um zu ergründen, welche Auswirkungen die dramatischen sozialen Veränderungen auf den Untersuchungsgegenstand haben. Zuvor soll jedoch unter Punkt 2 eine Einführung in die hier relevanten, zentralen Begriffe Bourdieus stattfinden. In der selektiven Auswahl der hier behandelten Termini geht es vor allem darum, die allgemeine theoretische Perspektive Bourdieus auf den hier vorliegenden Problembereich auszurichten und zuzuspitzen.

2 Einführung in zentrale theoretische Begriffe

Bourdieu – Die Zerstörung akademischer Tempel

Es gehört zu Bourdieus primären theoretischen Zielsetzungen, festgefahrene Traditionen zu bekämpfen, wissenschaftliche Grenzen zu überwinden und mit Normvorstellungen zu brechen. So kann das Bemühen, die dialektische Beziehung zwischen Subjektivismus und Objektivismus zu erfassen und den Gegensatz zwischen den beiden Denktraditionen aufzulösen, als eines der Hauptthemen in seiner theoretischen Architektur gelten (vgl. Bourdieu 1988: 777-782). Die Motivation hinter diesem Ansatz charakterisiert den Soziologen Bourdieu vortrefflich: Die Opposition von Subjektivismus und Objektivismus bildet seiner Ansicht nach die „rock-bottom antinomy“ (Bourdieu 1988: 780), die wie alle antagonistischen Begriffspaare das sozialwissenschaftliche Denken vorstrukturiert und daher zerstört werden muss, gleich einem „academic temple, with its Capitoline triumvirate and all its minor gods, which dominated world sociology“ (Bourdieu 1988: 773).¹

Die zwei „Modi theoretischer Erkenntnis“, Subjektivismus und Objektivismus, werden zu diesem Zweck durch Bourdieus Alternativ-

¹ Bourdieu versäumt es jedoch nicht, die Implikationen seiner Forderung nach Heterodoxie mit Hilfe seiner eigenen Theorie wissenschaftssoziologisch zu reflektieren: „In short, studies that simply confirm the constructions of common sense and ordinary discourse by transcribing everyday assumptions into scientific definitions have every chance of being approved by the scholarly community and it's audiences, [...] whereas research that breaks with the false obviousness and the apparent neutrality of the constructions of common sense [...] is always in danger of appearing to be the result of an act of arbitrary imposition, if not ideological bias, and of being denounced as deliberately producing the data fit to validate them [...]“ (Bourdieu 1988: 777)

entwurf, die Praxeologie, verbunden (vgl. Bourdieu 1976: 146-147; Müller 2002). Gegenstand der neuen Erkenntnisweise ist nicht nur das System objektiver Relationen, sondern darüber hinaus die dialektische Beziehung zwischen diesen objektiven Strukturen und den strukturierenden Dispositionen, die diese reproduzieren. Im Mittelpunkt steht demnach „der doppelte Prozeß der Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität.“ (Bourdieu 1976: 147) Vereinfacht ausgedrückt, wird dieser Erkenntnismodus erreicht, indem zunächst die objektiven Strukturen, also zum Beispiel die Verteilung von Ressourcen, rekonstruiert werden. Erst in einem zweiten Schritt werden dann die diese Strukturen betreffenden Bewertungen und Auffassungen der Akteure und Gruppen hinzugefügt (vgl. Fuchs-Heinritz und König 2005: 242-244; Schwingel 1995: 53).²

Mit Blick auf die Wissenschaftssoziologie besteht der folgenreichste Gegensatz für Bourdieu vermutlich in dem absolutistischen Realismus derer, die davon ausgehen, dass Wissenschaft eine exakte Abbildung der

² Bereits diese Reihenfolge zeigt eine Privilegierung der objektiven Strukturen: Die Bewertungen und Auffassungen der Akteure hängen systematisch mit ihrer Position innerhalb der objektiven Strukturen zusammen (vgl. Bourdieu 1987a; Wacquant 1996: 30). Vermutlich deutet sich bereits hier an, warum Bourdieu sich besonders im Hinblick auf sein Konzept des Habitus nicht selten dem Vorwurf des Determinismus ausgesetzt sah (vgl. Giroux 1983: 90; Pfeffer 1985; Jenkins 1989; Alexander 1995). Begreift man den Habitus mit Bourdieu als „die zur zweiten Natur gewordene, in motorische Schemata und körperliche Automatismen verwandelte gesellschaftliche Notwendigkeit“ (Bourdieu 1987a: 739), liegt die Vermutung eines mehr oder weniger subtilen Determinismus in der Tat nicht sehr fern. In diesem Fall wäre Bourdieu hinter seine eigenen Ansprüche zurückgefallen. Bourdieu selbst begegnet dem Determinismus-Vorwurf jedoch gelassen: „Ich denke, daß er [der Habitus, JH] in Wahrheit sehr direkt mit der Illusion der (intellektuellen) Selbstbestimmung kollidiert, die bei den Intellektuellen so stark ausgeprägt ist.“ (Bourdieu und Wacquant 1996: 167, Hervorh. im Orig.)

realen Welt ist, und dem historischen Relativismus auf der anderen Seite, für den Wissenschaft nicht mehr als ein soziales Konstrukt ist (vgl. Bourdieu 1991: 4). Dieses epistemologische Paar bezieht seine Macht aus der Reproduktion des „most persistent and powerful of social antagonisms in the intellectual universe, that which sets into opposition, from the middle of the 19th century on, philosophy against the human sciences” (Bourdieu 1991: 4).

Für Bourdieu sind beide Perspektiven blind für die Sphäre, in der Wissenschaft erzeugt wird, nämlich das Feld der kulturellen Produktion. Weder die Besonderheiten noch die allgemeinen Merkmale, die das hier zentrale geisteswissenschaftliche Feld mit allen anderen Feldern gemein hat, können durch diese kognitive Zwangsstrukturierung in den Blick geraten.³ Die folgende Darstellung zentraler theoretischer Begriffe kommt demnach nicht umhin, das geisteswissenschaftliche Feld sowohl in seiner Allgemeinheit als auch in seiner Spezifität zu begreifen. Um den Gegenstand als ein soziales Feld verstehen zu können, werden deshalb auch Aspekte der Theorie Bourdieus, die für das geisteswissenschaftliche Feld auf den ersten Blick nicht zentral zu sein scheinen, knapp erläutert. Gleichzeitig und in erster Linie soll sich der Fokus jedoch auf die spezifischen Eigenheiten verengen, die das geisteswissenschaftliche Feld in seiner Besonderheit erfassen können.

³ „Even in the »pure« universe where the »purest« science is produced and reproduced, [...] science is in some respects a social field like all others – with its relations of force, its powers, its struggles and profits, its generic mechanisms such as those that regulate the selection of newcomers or the competition between the various producers.” (Bourdieu 1991: 5, Hervorh. im Orig.)

2.1 Der Habitus

Das Konzept des Habitus⁴ bildet die Antwort auf Bourdieus „Ausgangsfrage“: „Wie können Verhaltensweisen geregelt sein, ohne dass ihnen eine Befolgung von Regeln zugrunde liegt?“ (Bourdieu 1992a: 86)

Allgemein bezeichnet der Habitus die unbewusste und absichtslose Haltung des Individuums in der sozialen Welt, seine Lebensweise, seine Wertvorstellungen und seine Gewohnheiten. Dezidiert gesprochen, setzt er sich aus klassen- und gruppenspezifischen Dispositionen zusammen, durch die das Individuum zu einer bestimmten Handlungs-, Sprech- und Wahrnehmungsweise tendiert.⁵ Vor diesem Hintergrund ist zu betonen, dass eine Disposition die Handlungsweise nicht exakt festlegt, sondern lediglich eine negative Freiheit und ein System von Grenzen darstellt. Es werden daher nicht die Praktiken an sich bestimmt, sondern der Spielraum dessen, was an Praxisformen möglich ist (Bourdieu 1976: 166; 1987b: 102-103). Mit dem Habitus sind die Akteure nicht nur in der Lage, von ihrer spezifischen Position aus in einer angemessenen Weise an der sozialen Praxis teilzunehmen, sie können gleichzeitig auch soziale Praxis hervorbringen, weil sich die Schemata des Habitus zu einem systematisch angelegten „Erzeugungsprinzip“ (Bourdieu 1987a: 278) sozialer Praxisformen vereinen:

„Der Habitus ist nicht nur strukturierende, die Praxis wie deren Wahrnehmung organisierende Struktur, sondern auch strukturierte Struktur [...]“ (Bourdieu 1987a: 279)

⁴ Das Habituskonzept war von Bourdieu ursprünglich, auch wenn es angesichts oben genannter Forderungen so scheint, nicht als theoretische Lösung für abstrakte sozialwissenschaftliche Probleme entwickelt worden. Es entstand vielmehr, wie ein Großteil seiner Begrifflichkeiten, aus empirischen Forschungsfragen heraus (vgl. Bourdieu 1997b: 63).

⁵ Entsprechend ist auf theoretischer Ebene eine Dreiteilung der Dispositionen des Habitus in Handlungs-, Sprech- und Wahrnehmungsschemata möglich (vgl. Schwingel 1995: 62).

Das Individuum ist nach diesem Konzept ein auch in seinem Inneren vergesellschaftetes Individuum, das durch präformierte Dispositionen einen Möglichkeitsraum vorgeschrieben bekommt, innerhalb dessen es handelt und denkt. Ist dieser Möglichkeitsraum dem wissenschaftlichen oder geisteswissenschaftlichen Feld angemessen, verfügt der Akteur über einen Sinn für die Geschichte und für die Zukunft des Feldes.⁶ Der Sinn für das Feld ermöglicht es dem Wissenschaftsspieler, sich für das zu entscheiden, was sich auszahlt, „sich zur richtigen Zeit des richtigen Gegenstandes zu bemächtigen, gute Veröffentlichungsorte [...] zu wählen“ und denjenigen immer den entscheidenden Schritt voraus zu sein, die sich aufgrund eines nicht angemessenen Habitus „unwohl in ihrer Haut fühlen, gegen die Schwerkraft, gegen die Zeit anrennen [...] müssen, mit all den Folgen, die sich wohl lebhaft ausmalen lassen.“ (Bourdieu 1998: 24-25; vgl. Bourdieu 1992b: 164-165)

Form und Inhalt wissenschaftlicher Strategien sind sogar so weit durch den Habitus determiniert, dass sie sich in der Regel entweder einem (sozial und wissenschaftlich) subversiven, auf eine mehr oder weniger radikale Umwälzung der Werteskala hinarbeitenden, oder einem konservativen, die herrschenden Verhältnisse bewahrenden und aus dem allmählich akkumulierten Kapital Profit ziehenden Pol zurechnen lassen (vgl. Bourdieu 1991: 7, 1998: 25-26).

Wenn der Habitus einmal konstituiert ist, zeichnet ihn eine gewisse Trägheit aus. Ändern sich die Regeln des Feldes, hinkt der Habitus der vormals Herrschenden den veränderten Bedingungen hinterher. Die so entstehende Diskrepanz zwischen den Bedingungen des Feldes und den Ansprüchen des Habitus, von Bourdieu als Hyteresis-Effekt bezeichnet, kann zum Beispiel im Bildungssektor beobachtet werden: Die Inhaber

⁶ Der Begriff des praktischen oder sozialen Sinns muss durchaus analog zu den körperlichen Sinnen gesehen werden (vgl. Fuchs-Heinritz und König 2005: 120), um Bourdieus Bild des wortwörtlich inkorporierten Habitus zu entsprechen.

der Bildungstitel – die bei Bourdieu ungleich mehr repräsentieren als das bloße Anrecht auf die Bekleidung einer bestimmten beruflichen Position – können nur mühsam dazu gebracht werden, die durch die Bildungsexpansion begründete Entwertung ihrer Bildungstitel wahrzunehmen oder zu akzeptieren. In der Folge werden auch bei einem veränderten Stand des Titel-Marktes noch die Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien angewendet (und also die objektiven Chancen erwartet), die dem Zeitpunkt entsprechen, zu dem der Habitus gebildet wurde (vgl. Bourdieu 1976: 170, 1987a: 238, 1987b: 113-114, 1992b: 211-212). Die durch das Auseinanderdriften von Habitus und Feld entstehende Krise wird im Verlauf der Arbeit noch ausführlich behandelt.

2.2 Das Kapital

Die verschiedenen Kapitalsorten⁷ in der Soziologie Bourdieus sind eng mit dem Feldbegriff verbunden, beide Begriffe definieren sich gegenseitig. Während die Kapitalformen das theoretische Kriterium zur Differenzierung der spezifischen Felder darstellen, bestimmt die praktische Verfügung über die jeweiligen Kapitalsorten die Handlungsmöglichkeiten der Akteure in den jeweiligen Feldern. Die Begriffe sind an dieser Stelle daher nur der Übersichtlichkeit halber getrennt aufgeführt.

⁷ Den Hintergrund des erweiterten Kapitalbegriffs bilden Bourdieus Beobachtungen des Gabentauschs bei den Kabylen. Aus der Tatsache, dass Gabentausch dort zwar ökonomischen Zwecken dient, aber sozial als nicht-kalkulierend inszeniert wird, folgert Bourdieu, dass auch solche Handlungen ökonomisch sind, die sich auf den ersten Blick als symbolische, interessenlose darstellen (vgl. Bourdieu 1976: 343; Fuchs-Heinritz und König 2005: 158). Besonders relevant wird die Beobachtung des Interesses an der Interessenlosigkeit mit Blick auf das im wissenschaftlichen und universitären Feld zentrale Ideal der Uneigennützigkeit (vgl. Punkt 2.3.1; Bourdieu 1998: 27).

Allgemein ist das Kapital bei Bourdieu konzipiert als „soziale Energie, die Bestand und Wirkung nur in dem Feld hat, in dem sie sich produziert und reproduziert“ (Bourdieu 1985: 194), und deren Bedeutung und Gewicht sich je nach Zeit und Feld ändert. Das allen anderen Kapitalformen zugrunde liegende ökonomische Kapital wird von Bourdieu durch das kulturelle Kapital und das soziale Kapital ergänzt (vgl. Müller 2002: 165).⁸ Das kulturelle Kapital kann in verschiedenen Aggregatzuständen vorliegen: in objektiverter, inkorporierter und institutionalisierter Form (vgl. Bourdieu 1987a: 47-49, 129; Schwingel 1995: 90-91). Die immateriellen Ressourcen, die auf einem dauerhaften Netz sozialer Beziehungen und Mitgliedschaften beruhen, bilden schließlich das soziale Kapital. Die Anerkennung, die der Akteur in diesen Beziehungen erhält, erhöht die Chance, sich im Bedarfsfall zur Geltung bringen zu können oder Unterstützung zu erhalten (vgl. Bourdieu 1992a: 64-67; 1992b: 153).

Beim symbolischen Kapital handelt es sich um eine „wahrgenommene und als legitim anerkannte Form der drei vorgenannten Kapitalien (gemeinhin als Prestige, Renommee usw. bezeichnet)“ (Bourdieu 1985: 11), die durch das symbolische Kapital in Kategorien wahrgenommen werden, die entweder eine spezifische Logik anerkennen oder die Willkür verkennen, durch die der Besitz und die Akkumulation zustande gekommen sind (vgl. Bourdieu und Wacquant 1996: 151). Symbolisches Kapital ist jedoch nicht nur ein Multiplikator der anderen Kapitalsorten, sondern kann durchaus auch als eigenständige Kapitalsorte in Erscheinung treten. Im (geistes-)wissenschaftlichen Feld nimmt es sogar eine zentrale Stellung ein: Die Form des wissenschaftlichen Kapi-

⁸ Zur Entstehung des Begriffs bemerkt Bourdieu: „Der Begriff des kulturellen Kapitals hat sich als theoretische Hypothese aufgedrängt, die es gestattet, die Ungleichheit der schulischen Leistungen von Kindern aus verschiedenen sozialen Klassen zu begreifen.“ (Bourdieu 1983: 185)

tals ist eine besondere Art symbolischen Kapitals, das aus den nun zu beschreibenden zwei Komponenten besteht.

Die erste Komponente wird von Bourdieu als weltliche und politische Macht gekennzeichnet. Sie nimmt in der Regel die Form sozialer Autorität in wissenschaftlichen Belangen an und steht zum Beispiel in Verbindung mit Gutachtertätigkeiten, der Mitgliedschaft in Kommissionen und leitenden Positionen in Forschungseinrichtungen (vgl. Bourdieu 1992b: 100-102). Wie bei jeder institutionalisierten – und damit nicht übertragbaren – Macht ist auch die Akkumulation dieses Kapitals zeitaufwändig.⁹ Die gleichzeitige Anhäufung beider Kapitalkomponenten gestaltet sich also als äußerst schwierig – nicht nur, weil der für die Akkumulation betriebene zeitliche Aufwand Grenzen setzt, sondern auch, weil die Strategien der Akkumulation aufgrund der diametralen Gegenüberstellung der beiden Ausprägungen wissenschaftlichen Kapitals ihre Vereinbarung nur schwer zulassen.¹⁰

⁹ „Folglich faßt nichts besser die Gesamtheit der Gegensätze zwischen den Positionsinhabern an den beiden Polen des universitären Feldes zusammen als die Struktur ihres Zeitbudgets“ (Bourdieu 1992b: 167-171). Ob die zeitintensive Akkumulation dieser Komponente wissenschaftlichen Kapitals Ursache oder kompensatorische Folge der Tatsache ist, dass dem Akteur „reines“ wissenschaftliches Kapital verwehrt geblieben ist, bleibt angesichts der zirkulären Kausalbeziehung zwischen Habitus und Feld unklar. Ein Zusammenhang zwischen einem unter den Erwartungen bleibenden Erfolg wissenschaftlicher Investitionen und einer substitutiven oder kompensatorischen Hinwendung zu institutionellen Investitionen, die dann ihrerseits wieder den Ertrag wissenschaftlicher Investitionen schmälern, liegt jedoch auf der Hand (vgl. Bourdieu 1992b: 172).

¹⁰ Nichtsdestotrotz ist in den Strategien eines Wissenschaftlers immer zugleich eine wissenschaftliche und eine hochschulpolitische Seite zu erkennen, deren unterschiedliche Ausprägung Auskunft über seine Position im Feld gibt (vgl. Punkt 2.3.2; Bourdieu 1998: 36-37)

Die der weltlichen Macht gegenüberstehende zweite Komponente kann als wissenschaftliche Macht konzipiert werden. Sie zeichnet sich durch ein persönliches Prestige aus, „das auf der Anerkennung (oder dem Kredit) beruht, den die Gesamtheit der gleichgesinnten Wettbewerber innerhalb des wissenschaftlichen Feldes gewährt“ (Bourdieu 1998: 23). Beispielhaft wäre hier das Prestige der Harvard Law School, das sich hauptsächlich aus der allgemeinen Meinung amerikanischer Rechtslehrer über die mit dieser Institution in Verbindung gebrachte wissenschaftliche Leistung und Leistungsfähigkeit bildet. Im weiteren Sinne stellen hier auch Arbeitgeber von Law-School-Absolventen, juristische Studienanwärter und amerikanische Juristen die das Prestige bestimmende Bezugsgruppe.¹¹

Fundament für die Beurteilung durch die anderen Akteure im Feld, also für das Zustandekommen des wissenschaftlichen Prestiges, ist Wissen. Definierte man die Komponenten wissenschaftlichen Kapitals also anhand der Grundlage, aufgrund derer sie akkumuliert werden, so ließe sich der ohnehin schon unüberwindbare Gegensatz zwischen ihnen auf die Formel „Macht vs. Wissen“ zuspitzen. Da dieses Begriffspaar jedoch Gefahr läuft, den künstlichen und von Bourdieu bewusst verabschiedeten Gegensatz zwischen reiner und durch äußere Machtansprüche kontaminierter Wissenschaft quasi durch die Hintertür wieder einzuführen, wird es bei den Begriffen „weltliche Macht“ und „wissenschaftliche Macht“ bleiben. Auf diese Weise wird der soziale Charakter des Feldes unterstrichen und somit hervorgehoben, dass im (geistes)wissenschaftlichen Feld auch Wissen ein Mittel im symbolischen Kampf und deshalb letztlich Macht ist.

¹¹ Das Beispiel macht deutlich, dass die Akteure innerhalb der Prestigeordnung im universitären Feld nicht nur Individuen, sondern auch Institutionen sind (vgl. Klausur 1986: 142-143).

Während die institutionelle und institutionalisierte weltliche Macht an Wert gewinnt, je größer die äußere Herrschaft über das Feld ist, steigt der Wert der reinen wissenschaftlichen Macht mit der Autonomie des geisteswissenschaftlichen Feldes (vgl. Punkt 2.3.2). Die jeweilige Wertigkeit von Kapitalvolumen und -struktur im Zeitverlauf bestimmt die Position des Akteurs im Feld. Abhängig von dieser Position ist ein Akteur dann mehr oder weniger in der Lage, die Regeln des Feldes mit Hilfe von symbolischem Kapital festzulegen oder zu bekämpfen. Im (geistes-)wissenschaftlichen Feld definieren diese Regeln und Gesetze, wie legitime (Geistes-)Wissenschaft auszusehen hat: Welche Forschungsinstrumente verlässlich sind, welche Forschungs- und Lehrgegenstände überholt und welche von Bedeutung sind und wie Forschungsergebnisse publiziert werden müssen. Die Regeln des Feldes können demnach von Akteuren mit unterschiedlichem Autoritätsgrad legitimiert oder zur Disposition gestellt werden. Im Rahmen der im Feld mit Hilfe der Definitionsmacht stattfindenden Realitätskonstruktion stellen Konsekrationsinstanzen die Träger des symbolischen Kapitals dar. Sie definieren, welche Kapitalstruktur zu welchem Zeitpunkt für welche Tätigkeiten oder Positionen erforderlich ist, und prüfen, ob bestimmte Akteure über die entsprechenden Qualifikationen verfügen. Schauplatz dieser Machtkämpfe ist das im Folgenden zu behandelnde geisteswissenschaftliche Feld.

2.3 Die Felder

Der Begriff des Feldes steht in einem Komplementärverhältnis zu dem unter Punkt 2.1 behandelten Habitus, erst zusammen betrachtet ergeben sie das von Bourdieu gezeichnete Bild des Sozialen.¹² Die externen

¹² „In jedem Fall müssen »Habitus« und »Feld« theoretisch immer zusammen gedacht und in der empirischen Analyse aufeinander bezogen werden. Es handelt sich um zwei

Strukturen bilden sich, komplementär zum Habitus, durch gesellschaftliche Praxis, die wiederum durch Veräußerung habituelier Dispositionen entsteht.

Die in den Feldern erworbenen Güter sind zwar generell in andere Felder transferierbar, dort jedoch in der Regel nicht genauso wirksam. Entscheidend ist hier vielmehr, dass die

„spezifische Logik eines jeden Feldes jeweils festlegt, was auf dem Markt *Kurs hat*, was im betreffenden Spiel relevant und *effizient* ist, was in *Beziehung auf dieses Feld* [...] als Erklärungsfaktor von Praxis fungiert.“ (Bourdieu 1987a: 194, Hervorh. im Orig.)

Die Grenzen der spezifischen Logik eines Feldes stellen auch die Grenzen des Feldes dar. Ein Feld endet demnach dort, wo seine Effekte nicht mehr wirken, weil andere Einsätze und Regeln gelten (vgl. Bourdieu und Wacquant 1996: 127-130).

Bei den feldinternen Kämpfen geht es um die (De-)Legitimierung der gültigen Spielregeln und um die Akkumulation spezifischer Kapitalien, im Fall des geisteswissenschaftlichen Feldes also um weltliche und wissenschaftliche Macht. Aus diesem Grund sind die Felder nicht nur als Praxisfelder und Spielfelder, sondern auch als Kampffelder benannt (vgl. Bourdieu 1985: 27, 74). Die Bezeichnung des wissenschaftlichen Feldes als „field of struggles or a space of competition where agents or institutions who work valorizing their own capital [...] confront one another“ (Bourdieu 1991: 7) bricht mit der Vorstellung einer scientific community, in der sich alle Akteure im herrschaftsfreien Diskurs – nach Habermas die Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis – befinden

Theoriekomponenten [...].“ (Bourdieu 1985: 69, Hervorh. im Orig.; vgl. Bourdieu und Wacquant 1996: 160-161) Bourdieu entwirft mit diesem Verhältnis gegenseitiger Einflussnahme und wechselseitiger Bedingung eine dialektische Beziehung zwischen objektiven und einverlebten Strukturen, zwischen Feld und Habitus, in welcher der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis wirkt.

und sich unter dem „zwanglosen Zwang des besseren Argumentes“ (Habermas 1981a: 47) auf die kollektive Wahrheitssuche begeben. Während die Gültigkeit des von Merton formulierten wissenschaftlichen Ethos in der Wissenschaftssoziologie spätestens seit Kuhns *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* als überholt betrachtet werden muss, stellt Bourdieu fest:

„The choices that lead from one scientific vision of the world to another follow the logic of conversion rather than the logic of rational calculation.“ (Bourdieu 1991: 9; vgl. Kuhn 1979; Weingart 2003: 15-18)

Wie in allen wissenschaftlichen Feldern geht es auch im geisteswissenschaftlichen Feld um die Festigung oder Verbesserung der eigenen Positionierung anhand symbolischer Kämpfe, deren Gegenstände die Bestimmung der Kriterien der legitimen Zugehörigkeit zum Feld, die Akkumulation von Kapital und die Festlegung der Eigenschaften und Definitionen, die sich als Kapital einsetzen lassen und spezifische Profite erzielen, sind (vgl. Bourdieu 1992b: 45; Fröhlich 2003: 118-119).

2.3.1 Das geisteswissenschaftliche Feld

Wie eingangs bemerkt, ist das geisteswissenschaftliche Feld nicht nur ein soziales Feld unter anderen sozialen Feldern, sondern es weist darüber hinaus Eigenheiten auf, die es von den übrigen Feldern unterscheiden. Diese Merkmale sollen im Folgenden hervorgehoben werden, um die theoretische Folie dieser Arbeit möglichst detailgetreu darzustellen.

Bourdieu bezeichnet die unhintergehbare Grundüberzeugung aller Praxis innerhalb eines Feldes, „den geheiligten Wert dessen, was auf dem Spiel steht“, mit dem Begriff *Illusio* – sie „ist Voraussetzung und Ergebnis des funktionierenden Spiels zugleich.“ (Bourdieu 2001: 363) Durch die Überzeugung, dass das wissenschaftliche Spiel es wert ist, gespielt zu werden, dass der zu erbringende Einsatz des Spiels würdig ist, durch den „Wissenschaftsglauben“ (Bourdieu 1998: 27) also, sind die

Spieler im Spiel involviert und gefangen, sie spielen und kämpfen nur auf der Grundlage dieses spezifischen Interesses¹³ gegeneinander.

„Ein Interesse haben heißt, einem bestimmten sozialen Spiel zugestehen, daß das, was in ihm geschieht, einen Sinn hat, und daß das, was bei ihm auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist.“ (Bourdieu und Wacquant 1996: 148)

Das, was den Wissenschaftsglauben ausmacht, ist wissenschaftliches Interesse, welches sich wiederum von den alltäglichen Interessen durch seine Uneigennützigkeit auszeichnet. Als Gegenstand des Glaubens ist im (geistes-)wissenschaftlichen Feld demnach zunächst ein auf nichts als die reine Wahrheit gerichtetes Interesse anzunehmen, dem sich die Akteure unentgeltlich hingeben, ohne seine Reinheit durch externes Interesse zu entweihen.¹⁴ Unterschwellig ist diese vorgeblich interessenslose Hingabe an die Sache jedoch eine interessengeleitete Interessenlosigkeit,

„ein Interesse an der Uneigennützigkeit, eine Art des Interesses, die zu allen Ökonomien symbolischer Güter, allen antiökonomischen Ökonomien gehört, wo es in gewissem Sinne die Uneigennützigkeit ist, die sich »auszahlt«“ (Bourdieu 1998: 27, Hervorh. im Orig.).

Während der Sinn des Spiels selbst, also das Spiel an sich, von den Akteuren innerhalb des Feldes nicht hinterfragbar ist, sind die Regeln des Spiels der Ursprung der Konkurrenz und der Konflikte. Auch hier ist

¹³ Bourdieus Verwendung des Wortes „Interesse“, welches er von Weber ableitet, der es in einem ökonomischen Kontext gebraucht, hat ihm „geradezu reflexartig“ (Bourdieu und Wacquant 1996: 148) den Vorwurf des Ökonomismus eingebracht. Dies entbehrt nicht einer gewissen Ironie, ist Bourdieus Werk doch von Anfang an darauf ausgelegt, die Reduktion aller Praxisformen auf das Ökonomische zu überwinden (vgl. Bourdieu 1976). Am deutlichsten dürfte dieses Bestreben bei der Erweiterung des ökonomischen Kapitalbegriffes werden (vgl. Punkt 2.2).

¹⁴ Barlösius zeigt, wie nach diesem Prinzip des wissenschaftlichen Habitus die Evaluation wissenschaftlicher Institutionen oder Systeme legitimiert ist (vgl. Barlösius 2008).

ein „heimliches Einverständnis“ (Bourdieu und Wacquant 1996: 128) über die Regeln, Einsätze und Ziele des geisteswissenschaftlichen Feldes möglich, in diesem Fall spricht Bourdieu von einer Doxa. Die Grenze zwischen legitimem und illegitimem Wissen, Methoden, Forschungsobjekten und Theorien ist hier klar gezogen und entzieht sich, weil sie als gegeben und selbstverständlich hingenommen wird, jeder Infragestellung. Die Regeln des Spiels bilden dann nur den Hintergrund, vor dem Wettkämpfe ausgetragen werden. Was die Doxa genau ausmacht, tritt erst zutage, wenn sie ihre selbstverständliche Geltung – in der Regel in einer Krisensituation – verloren hat (vgl. Bourdieu 1976: 330-333). In diesem Fall kommt es zu Kämpfen zwischen der neuen Lehre, einer die Ordnung herausfordernden Heterodoxie, und der nun nicht mehr selbstverständlichen, aber weiterhin von den dominanten Polen des Feldes als legitim erklärten Orthodoxie (vgl. Bourdieu 1976: 332).¹⁵ Die Doxa ist demzufolge als der Glaube an die Regeln und Ziele des Spiels zu verstehen, der in bestimmten Konstellationen durchaus thematisierbar und Gegenstand von Konflikten sein kann.

Gegenstand der Konkurrenz im geisteswissenschaftlichen Feld ist also nicht nur die in allen Feldern zur Disposition stehende soziale Wahrheit, sondern auch die wissenschaftliche Wahrheit. Das oberste Ziel der Akteure ist die Erhöhung ihrer Profitchancen, daher kämpfen sie darum, eben diese Kriterien zu den legitimen und legitimierenden Eigenschaften zu erheben und arbeiten so unablässig je nach Position an der Aufrechterhaltung oder der Veränderung der Wahrheit und der Werthierarchie, der die Preisbildung auf dem geisteswissenschaftlichen und universitären Markt folgt. Die Chancen eines Akteurs, aus diesen

¹⁵ „The censorship exercised by orthodoxy – and denounced by heterodoxy – conceals a more radical and also a more visible form of censorship because it is *constitutive* of the very functioning of the field and because it bears upon the totality of what is accepted due to the mere fact of membership in it.“ (Bourdieu 1991: 9)

Konkurrenzkämpfen siegreich hervorzugehen¹⁶, sich also „die Kräfte des Feldes nach seinen Wünschen gefügig zu machen“, hängen von seiner Macht über das Feld ab, „von seinem wissenschaftlichen Kredit also, oder noch genauer, von seiner Stellung in der Struktur der Kapitalverteilung.“ (Bourdieu 1998: 22)

Die nicht nur für das geisteswissenschaftliche, sondern für das gesamte universitäre Feld eigentümliche Logik erschließt sich für Bourdieu, weil die im Feld stattfindenden Kämpfe die besondere Gestalt eines Streits der Fakultäten (Kant 1959) annehmen. In diesem Fall wird der Gegensatz zwischen den Polen des Feldes besonders deutlich – obwohl einschränkend zu sagen ist, dass „weder die heteronomsten Positionen jemals ganz frei von den besonderen Ansprüchen eines offiziell auf Wissensproduktion ausgerichteten Feldes“ sind, noch die „autonomsten Positionen je ganz frei von äußeren Zwängen der sozialen Reproduktion“ (Bourdieu 1992b: 105-106) sind. Die hier in den Vorder-

¹⁶ Es darf kein Zweifel darüber herrschen, dass ein solcher Sieg immer nur vorübergehend sein kann, weil die Kämpfe im Feld nie beendet sind: „Aus alledem folgt, daß alle den Wettlauf bestreitenden Gruppen, gleichviel an welcher Stelle sie liegen, ihre Position, Seltenheit und ihren Rang nur unter der Voraussetzung behaupten können, daß sie weiterrennen, um auf diese Weise zum einen den Abstand gegenüber denjenigen aufrechtzuerhalten, die ihnen dicht auf den Fersen sind, zum anderen aber auch den direkt vor ihnen Laufenden und damit deren *Differenz* gefährlich werden zu können [...]“ (Bourdieu 1987a: 267, Hervorh. im Orig.)

Für die Inhaber seltener Titel ergibt sich nur eine Möglichkeit, aus dem ewigen Wettlauf und der immerwährenden Konkurrenz – Bourdieu spricht von einer homothetischen Entwicklung – auszusteiigen: Die Einführung eines Numerus clausus. Bourdieu beschreibt solche Verfahren als bewussten Protektionismus, bei dem den Institutionen abverlangt wird, diejenigen Selektionsprozesse unverhüllt zu betreiben, die „Mechanismen mit allem Schein naturwüchsiger Notwendigkeit bisher unsichtbar“ (Bourdieu 1987a: 268) geleistet haben.

grund tretende Autonomie des (geistes-)wissenschaftlichen Feldes soll nun behandelt werden.

2.3.2 Die Autonomie des Feldes

Der Grad der Autonomie des wissenschaftlichen Feldes entscheidet darüber, wie groß der Einfluss der heteronomen und autonomen Positionen innerhalb des Feldes ist. Sinkt die Autonomie, steigen die Möglichkeiten der Inhaber der weltlichen Komponente wissenschaftlichen Kapitals, ihre Autorität und Entscheidungsmacht auszubauen. Doch die Frage nach der Autonomie des wissenschaftlichen Feldes dreht sich nicht um die Alternative von völlig reiner, uneigennütziger Wissenschaft auf der einen Seite und instrumentalisierter, ausschließlich im Dienst der Gesellschaft handelnder Wissenschaft auf der anderen Seite.¹⁷

Wie bereits gezeigt, begreift Bourdieu das Feld der Wissenschaft als soziales Feld, das zwar nur in geringem Maße den Zwängen der umgebenden sozialen Welt ausgesetzt ist, im Vergleich zu anderen Feldern also recht autonom ist, jedoch trotzdem eigenen sozialen Zwängen unterworfen bleibt. „Tatsächlich kommen äußere Zwänge immer nur durch die Vermittlung des Feldes zum Tragen, sind vermittelt durch die Logik des Feldes.“ (Bourdieu 1998: 19) Die Frage nach der Autonomie des Feldes ist also vielmehr eine Frage danach, inwiefern sich der Mikrokosmos Wissenschaft mit seinen internen, eben durchaus auch sozialen Zwängen, den externen Zwängen und Einflüssen des Makrokosmos Gesellschaft entziehen kann (vgl. Bourdieu 1998: 18-20, 26).

¹⁷ Hier hat man es wieder mit einem der eingangs genannten falschen Gegensätze zu tun, um deren Auflösung es Bourdieu geht: „Die Schulalternative von gesellschaftlicher Verpflichtung und Elfenbeinturm ist ein falsches Problem.“ (Bourdieu 1998: 64)

Dem folgend steigt die Autonomie des wissenschaftlichen Feldes mit seiner Fähigkeit, Einflüsse von außen, also zum Beispiel Forschungsaufträge, Gelder verschiedener Herkunft und unterschiedlichen Umfangs, Verordnungen und Verträge, in die spezifische, feldinterne Logik zu übersetzen – Bourdieu spricht hier von einer „Brechungsstärke“ (Bourdieu 1998: 19). Für die Akteure des Feldes bedeutet dies, dass soziale Zwänge immer mehr zu logischen Zwängen werden und rein gesellschaftliche Eingriffe (beispielsweise in Form amtlicher Verfügungen oder bestimmter Auflagen für Forschungsförderung) immer seltener sind:

„The greater the autonomy of the field, the more the struggles for power over capital, and especially the scientific revolutions that are their paroxysmal form, tend to confine themselves to strictly scientific grounds.“
(Bourdieu 1991: 15)

Entsprechend dieser Logik ist ein Feld besonders heteronom, wenn Zwänge und Einflüsse von außen sich im Inneren direkt und ungebrochen entfalten und die Akteure in den wissenschaftlichen Kämpfen äußere Mächte geltend machen können.¹⁸

Mit zunehmender Heteronomie steigt die Abweichung zwischen den Verteilungsstrukturen der beiden Komponenten wissenschaftlicher Macht. Auch wenn es der spezifischen Logik des Feldes widerspricht, können Vertreter des Pols weltlicher Macht ihr Kapital durch die Verfügungsgewalt über die Reproduktionsmittel des Feldes nun zunehmend

¹⁸ Bourdieu wählt für die unterschiedlich ausgeprägte Autonomie der wissenschaftlichen Unterfelder ein anschauliches Beispiel: „Wenn sie heutzutage gegenüber Biologen zu behaupten versuchen, daß eine ihrer Entdeckungen links sei, oder rechts, katholisch oder unkatholisch, werden sie offene Heiterkeit hervorrufen, aber das war nicht immer so. In der Soziologie können sie immer noch derartige Dinge behaupten.“ (Bourdieu 1998, 20) Dass auch das Feld der Lebens- und Naturwissenschaften nicht völlig frei von externen Zwängen ist, zeigt die jüngste Debatte um die Verschiebung des Stichtags der Stammzellenforschung (Geyer 2008; Löwenstein 2008)

auch in Kämpfe des wissenschaftlichen Machtpols einbringen. Die Tatsache, dass das wissenschaftliche Feld niemals vollkommen autonom sein kann und dass es gleichzeitig durch die sich weitgehend ausschließenden Prinzipien der weltlichen und der wissenschaftlichen Macht strukturiert ist, führt zu einer Spaltung aller Strategien der Akteure in eine weltliche und eine wissenschaftliche Komponente (vgl. Bourdieu 1998: 36-37).¹⁹

Zwischen den Unterfeldern des wissenschaftlichen Feldes gehört der unterschiedliche Grad der Autonomie zu den deutlichsten Differenzierungsmerkmalen. Da jede wissenschaftliche Tätigkeit ökonomische Kosten verursacht, hängt der Grad der Autonomie zunächst von dem Ausmaß der im Feld erforderlichen ökonomischen Mittel ab. Entscheidender ist in dieser Hinsicht jedoch, inwiefern das Unterfeld sich gegen Eindringlinge abschirmen kann, „insbesondere durch das mehr oder weniger hohe und mit dem Umfang des kollektiv akkumulierten wissenschaftlichen Kapitals anwachsende Eintrittsgeld für Neulinge“ (Bourdieu 1998: 30-31), und inwieweit die feldeigenen positiven und negativen Sanktionen durchgesetzt werden können. Je nach der Position eines Faches im universitären Feld, die mit der Form des Gegensatzes zwischen weltlicher und wissenschaftlicher Macht homolog ist, lässt

¹⁹ Interessant ist, dass sich die Akteure zwar auf die Akkumulation einer Komponente wissenschaftlichen Kapitals konzentrieren müssen (vgl. Punkt 2.2), gleichzeitig aber nicht in der Lage sind, eine Strategie zu verfolgen, die eindeutig der Akkumulation dieser einen Kapitalkomponente zugeordnet werden kann. „For example, the competition for funds and research tools that puts specialists in opposition is never reduced to a simple struggle for strictly »political« power: those who come to head the large scientific organizations are obliged to impose a definition of research [...], to set up the standard most favourable to their personal and institutional capacities as the yardstick of all scientific practice.“ (Bourdieu 1991: 16, Hervorh. Im Orig.)

sich der spezifische Grad seiner Autonomie feststellen.²⁰ Auf die Struktur des geisteswissenschaftlichen Feldes wird im Folgenden einzugehen sein.

2.3.3 Die Achsen der weltlichen und der wissenschaftlichen Macht

Mit der Beschreibung der Struktur des geisteswissenschaftlichen Feldes ist aufgrund der strukturellen Homologie der Felder²¹ zugleich die Struktur des universitären Feldes umschrieben. Weiterhin ist auch Auskunft über die Struktur des Macht-Feldes gegeben, dessen Struktur im universitären Feld reproduziert und durch die im universitären Feld

²⁰ Bourdieu verwendet im *Homo academicus* eine Einteilung, die bereits in Kants *Streit der Fakultäten* zu finden ist: „Nach dem eingeführten Brauch werden sie in zwei Klassen, die der *drei obern Fakultäten* und die einer *untern*, eingeteilt. Man sieht wohl, daß bei dieser Einteilung nicht der Gelehrtenstand, sondern die Regierung befragt worden ist. Denn zu den obern werden nur diejenigen gezählt, deren Lehren, ob sie so oder anders beschaffen sein oder öffentlich vorgetragen werden sollen, es die Regierung selbst interessiert; da hingegen diejenige, welche nur das Interesse der Wissenschaft zu besorgen hat, die untere genannt wird, weil diese es mit ihren Sätzen halten mag, wie sie es gut findet.“ (Kant 1959: 11, Hervorh. im Org.) Bereits die Formulierung, dass bei der Einteilung der Gelehrtenstand nicht befragt worden sei, der Hierarchie also keine wissenschaftlichen, sondern politische Prinzipien zugrunde liegen, kann als Hinweis auf den sozialen Charakter des wissenschaftlichen Feldes (vgl. Punkt 2.3.2) gelesen werden. Kant führt an anderer Stelle aus: „Die Klasse der obern Fakultäten [...] verteidigt die Statute der Regierung, indessen daß es in einer so freien Verfassung, als die sein muß, wo es um Wahrheit zu tun ist, auch eine Oppositionspartei [...] geben muß, welche die Bank der philosophischen Fakultät ist, weil ohne deren strenge Prüfung und Einwürfe die Regierung von dem, was ihr selbst ersprießlich oder nachteilig sein dürfte, nicht hinreicht belehrt würde.“ (Kant 1959: 28-29)

²¹ Die homologe Struktur zum Macht-Feld sollte nicht über die eigene Logik des universitären Feldes hinwegtäuschen (vgl. Punkt 2.3 und 2.3.1; Bourdieu 1992b: 105-106).

wirksamen Auslesemechanismen zugleich aufrechterhalten wird (vgl. Bourdieu 1992b: 90).

Das geisteswissenschaftliche Feld ist ein Ort, an dem mit der weltlichen und der wissenschaftlichen Macht „zwei konkurrierende *Legitimationsprinzipien* aufeinanderprallen“ (Bourdieu 1992b: 101, Hervorh. im Orig.), die den beiden Komponenten des wissenschaftlichen Kapitals entsprechen. Die eine Achse beinhaltet den Grad der weltlichen Macht, die sozial kodifiziert ist und in erster Linie auf der Herrschaft über die Instrumente der Reproduktion der Körperschaft beruht. Dieser institutionellen und institutionalisierten Macht steht auf einer zweiten Achse die wissenschaftliche Macht oder Autorität gegenüber, die einem Prestige ähnelt und sich, wie unter Punkt 2.2 beschrieben, am Grad der Anerkennung durch das geisteswissenschaftliche Feld im Allgemeinen äußert und sich in der Veröffentlichung in gewissen Buchreihen, der Mitgliedschaft in bestimmten wissenschaftlichen Redaktionen oder einer hohen Zitier- und Übersetzungsrate bemisst (vgl. Bourdieu 1992b: 142-143). In Übereinstimmung mit Bourdieus Strukturierung des universitären Feldes bieten sich für die Struktur des geisteswissenschaftlichen Feldes demnach zwei Achsen an, die den zwei Komponenten wissenschaftlichen Kapitals entsprechen (Abb. 1).

Trotz des im Feld ausgetragenen Kampfes aller gegen alle weist das wissenschaftliche Feld eine Stabilität auf, die auf der inneren Logik zur Reproduktion der Ordnung beruht (vgl. Bourdieu 1992b: 149-158, 1987a: 270-273).²² Das gilt zum einen, weil bereits die Tatsache des Mitkämp-

²² Die hier von Bourdieu selbst eingeführte Analogie zum von Hobbes formulierten Naturzustand muss eigentlich an anderer Stelle ansetzen: Im Feld herrscht nicht der Naturzustand, sondern die als natürlich gegeben angenommene *Illusio*, der sich alle beteiligten Akteure unterwerfen. Sie entspricht dem über jeden Zweifel erhabenen und unhinterfragbaren Souverän, der die Regeln definiert und dem Staat so Stabilität und Ordnung verleiht. Auch die Unterzeichnung des Gesellschaftsvertrages, mit der sich die

fens oder Mitlaufens den Eintritt in das Feld und damit die Anerkennung der herrschenden Regeln erfordert. Es zieht darüber hinaus ohnehin nur diejenigen in das Innere des Feldes, die „am meisten Neigungen und Fähigkeiten“ aufweisen, es „unverändert zu reproduzieren.“ (Bourdieu 1992b: 154) Zum anderen wird die Stabilität des Feldes trotz interner Kämpfe aufrechterhalten, weil sich die direkte Konkurrenz der Akteure jeweils nur auf direkte Mitbewerber beschränkt und nicht auf das komplette Feld (vgl. Bourdieu 1992b: 154).²³ Ein weiterer stabilisierender Aspekt, durch den einmal eingenommene Positionen auch im Nachhinein gerechtfertigt und somit gefestigt werden, ist der für die Akkumulation von Kapital gültige Matthäus-Effekt: „Auch hier herrscht das Prinzip: Wer (Kapital) hat, der bekommt (Kapital)“ (Bourdieu 1992b: 151; vgl. Merton 1985).

Im Gegensatz zu weltlicher Macht ist die hochgradig personalisierte Form reiner wissenschaftlicher Macht in der Anfangsphase der Akkumulation stärker der Kritik ausgesetzt, weil ihre Akkumulation in Form von Beiträgen zu wissenschaftlichen Weiterentwicklungen und Neue-

Menschen zu Untertanen des Souveräns machen, findet so ihr Pendant: Es gibt zwar „keinen »Vertrag«, in dem die Spieler unterschreiben, daß sich das Spiel lohnt, daß es die Mühe wert ist; das tun sie, indem sie mitspielen“ (Bourdieu und Wacquant 1996: 128, Hervorh. im Orig.). Die Ordnung stiftende Macht der Instanzen *Illusio* und Souverän beruht daher gerade im wissenschaftlichen Feld um so mehr auf dem Leitsatz „Macht haben heißt Macht zugerechnet bekommen“ (Hobbes, zit. nach Bourdieu 1992b: 159).

²³ Die Tendenz zur Reproduktion der bestehenden Ordnung wird im wissenschaftlichen Feld auch nicht durch die beiden gegensätzlichen Machtformen im Feld aufgehoben: „Alles deutet darauf hin, daß jeder (oder fast jeder) bei dieser Gewaltenteilung auf seine Kosten kommt, bei diesem Scheinkompromiß, der sowohl dem Schrecken einer epistemokratischen Theokratie der »Besten« ausweicht als auch umgekehrt dem völligen Schisma der beiden Mächte, das die »Besten« zu vollkommener Ohnmacht verurteilen würde.“ (Bourdieu 1998: 36, Hervorh. im Orig.)

rungen nicht immer ohne Brüche mit der bestehenden Sichtweise einhergeht (vgl. Kuhn 1979, der diesen Sachverhalt aus anderer Perspektive beleuchtet). In bestimmten Fällen sehen sich die großen Neuerer daher zunächst „von der Institution mit dem Stigma der Häresie gebrandmarkt und aufs Heftigste bekämpft“ (Bourdieu 1998: 32).²⁴ Im Zeitverlauf kann wissenschaftliche Macht dann jedoch zu einer sozialen Autorität werden, die ihrerseits den Eintritt neuer Sichtweisen in das Feld unterbindet. Im Gegenzug kann sich weltliche Macht im geisteswissenschaftlichen Feld als technische Vernunft repräsentieren, wodurch Entscheidungen, die wissenschaftliche Erfolge betreffen, immer auch durch das Wissen um die soziale Position des Akteurs kontaminiert sind (vgl. Bourdieu 1991: 7). Anhand der Ausführungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung kann in das geisteswissenschaftliche Feld ein stabiler Status der absoluten Ordnung eingeführt werden, an dessen Pluspol mit den etablierten Vertretern der herrschenden Lehre die totale Autorität über das Feld lokalisiert ist, während der Minuspol als schwächster Punkt des Feldes den Eintrittspunkt der Häretiker (und Vertreter der eventuell zukünftigen Machtordnung) markiert. Bourdieus Bemerkungen zum Drang der weltlichen und der wissenschaftlichen Macht, in

²⁴ Das bekannteste historische Beispiel für ein solches Vorgehen ist die Römische Inquisition, die unter anderem Galilei für sein Bekenntnis zum heliozentrischen System verurteilte (vgl. Russel 2007: 542-543). Besonders interessant ist dieses Beispiel, weil Bourdieu seiner Beschreibung das religiös-verblendete Vokabular einer solchen Vorgehensweise zugrunde legt. Auf das universitäre Feld angewendet, dürfte das populärste Beispiel für die Position der Häretiker, die „wie intellektuelle *free-lancers* an der Universität [...]“ ohne Macht und Privilegien, „frei aber auch von den Lasten und Pflichten des gewöhnlichen Professors“ (Bourdieu 1992b: 19, Hervorh. im Orig.) auf akademische und wissenschaftliche Macht verzichten müssen, Foucault sein, der Bourdieu zufolge auch nach seiner Berufung an das Collège de France im universitären Feld nicht rehabilitiert wurde (vgl. Bourdieu 1992b: 19-20; Bourdieu und Wacquant 1996: 96).

Positionen zu kommen, von denen aus das Feld kontrolliert und die dem eigenen Kapitalportofolio entsprechende Ordnung aufrecht erhalten werden kann, legen eine innere Tendenz nahe, deren sogartige Wirkung in Richtung Plus- und Minuspol des stabilen Status an die von Bourdieu oft benutzte Metapher des Magnetfeldes erinnert (Abb. 2; vgl. Bourdieu 1998: 24).²⁵

Zum Zeitpunkt der Gründung der Berliner Universität kann aufgrund der im Folgenden zu beschreibenden historischen Umstände nicht von einer stabilen Ordnung im universitären Feld ausgegangen werden. Vielmehr ist das Feld aufgrund der Krisensituation zu Beginn des 19. Jahrhunderts bemerkenswert weit geöffnet, und es kann spekuliert werden, dass Humboldts Ideen gerade deshalb eine so große Nachwirkung haben.

²⁵ „Strictly scientific authority tends to convert itself, over time, into a social authority capable of opposing the assertion of a new scientific authority. Further, social authority within the scientific field tends to become legitimized by presenting itself as pure technical reason.” (Bourdieu 1991: 7)

3 Das Ideal von Einsamkeit und Freiheit –

Wilhelm von Humboldt

Die Gründung der Berliner Universität 1809 kann ohne Zweifel als die „wichtigste [...] der deutschen Universitätsgründungen“ (Schelsky 1971: 21) begriffen werden. Hier schlägt sich die neue Universitätskonzeption und das wissenschaftliche Bildungsideal, die das Verständnis von legitimer Wissenschaft in Deutschland über fast zwei Jahrhunderte geprägt haben und prägen, fast in Reinform nieder. Bourdieus Aussage, dass die selbstverständlich geltende Doxa nur in Krisensituationen hinterfragt werde²⁶, sich eine neue Doxa also nur im Kampf zwischen Heterodoxie und Orthodoxie herausbilden kann, wird in der historischen Konstellation zu Beginn des 19. Jahrhunderts offensichtlich: Der Kontext, in dem sich die folgenreiche Universitätsgründung Humboldts vollzieht, fällt zusammen mit einem „Massensterben der alten Universitäten“ (Münch 1992: 248), in dessen Folge von 1792 bis 1818 die Hälfte der 42 im deutschen Sprachgebiet existierenden Universitäten schließen. Die „im Zunftwesen erstarrte Universität“, in der eine hochgradig formalisierte Lehre²⁷ von einer aufgrund der hohen Lehrbelastung der Professoren

²⁶ „Krise und Kritik sind Bundesgenossen, weil jene in die Zeitdauer einen Bruch einführt, die normale Nachfolge-Ordnung und die normale Erfahrung der Zeit als Gegenwart einer bereits gegenwärtigen Zukunft aufhebt.“ (Bourdieu 1992b: 286)

²⁷ Indem die Vorlesungen anhand vorgeschriebener Textbücher gehalten werden, verfolgt man hier das Grundprinzip der mittelalterlichen Lehre: Einen statischen, in Kompendien und in den Werken unanfechtbarer Autoritäten fixierten Wissensbestand zu vermitteln. Dieses Prinzip der Lehre entspricht einem, später von Humboldt in sein Gegenteil verkehrten, rationalistischen und scholastischen Wissenschaftsverständnis, nach dem die Wahrheit bereits bekannt ist und fest steht (vgl. Schelsky 1971: 25; Schnädelbach 1983: 39).

kaum existenten Forschung getrennt wird, erfährt von institutioneller Seite durch die Gründung von Fachhochschulen eine existenzielle Bedrohung (vgl. Schelsky 1971: 32-35).

In diesem krisenhaften Zustand²⁸, in dem sich die unterschiedlichsten Tendenzen der Universitätsentwicklung überschneiden, unternimmt man in Preußen die Reform des höheren Bildungswesens. Auch wenn man sich in Halle und Göttingen schon eher der modernen Wissenschaft zugewandt hat, findet die Reform ihren Höhepunkt mit der Errichtung der neuen Universität in Berlin (vgl. Ellwein 1992: 112). Dass sich die folgende Darstellung aufgrund der Zersplitterung Deutschlands auf diese Universität konzentriert, ist legitim, weil die Berliner Universität zum unbestrittenen internationalen Modell für Universitätsreformer (vgl. Wittrock 1993: 320) wurde. Das dort verwirklichte neuhumanistische Universitäts- und Bildungskonzept kann daher als „das Vorbild des 19. und 20. Jahrhunderts“ (Gadamer 1988: 2), mithin als „Grundmuster eines recht homogenen Systems im höheren Bildungswesen des 19. Jahrhunderts in Deutschland“ (Ringer 1987: 33) gelten.

Die nachstehenden Unterpunkte sollen zum einen eine feldtheoretische Perspektive auf die philosophische Fakultät und die Philosophie als Vorbild für das Selbstverständnis und die Identität der heutigen Geisteswissenschaften werfen. Zum anderen werden mit den Grundprinzipien²⁹, nach denen die Universität errichtet werden soll, die sozia-

²⁸ Gadamer betont eindrücklich: „Jedenfalls war es wirklich eine überaus kritische Lage, in der die Humboldtsche Universitätsreform, in ärmster und finsterster Erniedrigung des preußischen Staates, ihre nationalen Kräfte und ihr Kulturbewusstsein zu erneuern und zu akademischer Freiheit zu gestalten unternahm.“ (Gadamer 1988: 2)

²⁹ Wie jedes theoretische Ideal wurden die Ideen Humboldts lediglich in abgeschwächter Form in die Realität umgesetzt. Bereits im ersten Jahrzehnt des Bestehens der Berliner Universität erfuhr das Konzept aufgrund realpolitischer Überlegungen eine „partielle Rückorientierung“: „Der Nachfolger Humboldts, Friedrich von Schuckmann, der bereits

len und ideellen Säulen des Umfeldes analysiert, in dem sich die Doxa des geisteswissenschaftlichen Feldes herausbildet.³⁰ Sie finden sich in den berühmten Gründungsdokumenten Humboldts (1956), Fichtes (1956), Schleiermachers (1956) und anderer. Um die Idee einer reinen Wissenschaft in der Berliner Universität zu ermöglichen, „sind Einsamkeit und Freiheit die in ihrem Kreise vorwaltenden Principien.“ (Humboldt 1956: 377) Diesem obersten Grundsatz folgen die nachstehenden Leitlinien (vgl. Humboldt 1956): Die Einheit der Wissenschaften (vgl. Punkt 3.1), die Einheit von Forschung und Lehre (vgl. Punkt 3.2 und Punkt 3.3), die Einheit von Wissenschaft und allgemeiner Bildung (vgl. Punkt 3.3) und die gleichberechtigte Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden (vgl. Punkt 3.4).

im November 1810 die Leitung der Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts übernahm, war gehalten, dem Ausbildungsauftrag für die Berufspraxis gegenüber dem von den Reformern propagierten reinen Bildungsauftrag wieder den Vorrang einzuräumen.“ (Baumgarten 1997: 53; vgl. Ellwein 1992: 172)

³⁰ Mit dem Begriff Doxa wird im Folgenden lediglich die dominante Lehre des Feldes bezeichnet. Damit wird der theoretische Anspruch, den Bourdieu an diesen Begriff stellt, wohl nicht erfüllt: Der theoretischen Konzeption zufolge entziehen sich die doxischen Regeln des Spiels jeder Infragestellung (vgl. Bourdieu 1976: 330-333). Dieser Anspruch soll der Realität, in der eine solche Selbstverständlichkeit selten gegeben scheint, angepasst werden. Der Terminus Doxa beschreibt daher das dominante, legitime Wissen des Feldes, das in der Regel keiner offenen Kritik ausgesetzt ist. Erst ein offener Machtkampf mit der Heterodoxie, in dem die Lehre offensiv, öffentlich und existenziell in Frage gestellt wird, macht dann den Begriff Orthodoxie notwendig.

3.1 Die Stellung der philosophischen Fakultät innerhalb der Einheit der Wissenschaften

Die heute dominante Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften findet ihr Pendant in der Differenzierung des alteuropäischen Universitätssystems in untere und obere Fakultäten. In dieser Systematik verkörpert die philosophische Fakultät die untere, freie Fakultät. Die gegenwärtig unter der Bezeichnung „Geisteswissenschaften“ bekannten Fächer sind jedoch noch in beiden Bereichen angesiedelt.³¹

Die Situation beginnt sich durch die Aufklärung zu ändern. Es bahnt sich ein Umschwung an, in dessen Rahmen die philosophische Fakultät zur oberen Leitfakultät wird. Mit der Zeit vereinigt sich in ihr noch vor der Universitätsgründung in Berlin

„das immer klarer werdende Gefühl von dem inneren Zusammenhange alles Wissens [...]. Diese *eine* also stellt allein dar, was der wissenschaftliche Verein für sich als Universität würde gestiftet haben“ (Schleiermacher 1956: 258-259, Hervorh. im Orig.).

In der Berliner Universität vollzieht sich dieser Umschwung dann endgültig, die philosophische Fakultät bildet ihren Mittelpunkt und, wie der vorangegangene Ausspruch Schleiermachers zeigt, auch den Ort, an dem die wissenschaftliche Macht im universitären Feld lokalisiert ist. Ruft man sich die Illusio des wissenschaftlichen Feldes als „uneigennütziges Interesse“ (vgl. Punkt 2.3.1) in Erinnerung, dann kann die philosophische Fakultät nun als das ideelle Zentrum dieser Logik des

³¹ Die auf beide Fakultäten verteilten Geisteswissenschaften finden in Kirche und Staat jedoch einen gemeinsamen Fixpunkt: „Die geisteswissenschaftlichen Disziplinen Theologie und Jurisprudenz, die oberen Fakultäten, sind ausgerichtet auf Kirche und Staat, das Trivium in der unteren Fakultät auf Theologie und Jurisprudenz. [...] In dieser Weise sind alle Geisteswissenschaften tendenziell hingeordnet auf die tradierten Orientierungssysteme der maßgeblichen Institutionen: auf die christliche Religion und das römische Recht.“ (Scholtz 1991: 40)

Feldes verstanden werden: Die Vormachtstellung der philosophischen Fakultät ist zu diesem Zeitpunkt immens.³² Die Entwicklung findet ihren Antrieb nicht nur in der neuhumanistisch fundierten Emanzipation der philosophischen Fakultät, sondern auch in ihrem Aufstieg zur Berufsfakultät. Die Entstehung eines den Philosophen eigenen Berufsstandes durch die Professionalisierung der Gymnasiallehrausbildung weicht zwar die Humboldtschen Ideale der philosophischen Fakultät auf, stellt jedoch gleichzeitig einen nicht zu unterschätzenden Gewinn weltlicher Macht dar.³³

Innerhalb der philosophischen Fakultät sind die Geisteswissenschaften (und auch die Naturwissenschaften) fachübergreifend und einheitlich organisiert. Im dialogischen Verhältnis und in arbeitsteiliger Kooperation setzen sich Philosophie, Historie, Sprach- und Literaturwissenschaft gegenseitig voraus, wobei die Philosophie die Führungsrolle für diese Fächergruppe übernimmt. Für die Einheit und Gemeinschaft aller Fächer an der Universität ist die Philosophie in den Jahren nach der Gründung der Berliner Universität „nicht nur die eigentliche Führungswissenschaft, sondern die geistige Führungsmacht, die das

³² Ihre Stellung als Basis der Wissenschaftlichkeit und sinnstiftende Grundlage der Gemeinschaft der Fächer an der Universität wird deutlich, wenn Schleiermacher verlangt, dass alle Mitglieder der Universität, Professoren und Studenten, in ihr verwurzelt sein müssen. Mit großer Selbstverständlichkeit fordert der Philosoph: „Und in der Tat verdient ja wohl jeder Lehrer des Rechts oder der Theologie [zuvor noch den oberen Fakultäten angehörig, JH] ausgelacht und von der Universität ausgeschlossen zu werden, der nicht Kraft und Lust in sich fühlte, auf dem Gebiet, es sei nun der reinen Philosophie oder der Sittenlehre oder der philosophischen Geschichtsbetrachtung oder der Philologie, etwas Eignes mit ausgezeichnetem Erfolg zu leisten.“ (Schleiermacher 1956: 261-262)

³³ Baumgarten zeichnet diesen Weg in zwei Schritten, der Einführung der Lehramtsprüfung und der Festlegung des Abiturs als Zulassungsvoraussetzung zum Studium, nach (vgl. Baumgarten 1996: 14).

Ganze zu begreifen und Sinn zu vergegenwärtigen oder zu stiften“ (Nipperdey 1983: 526; vgl. Jauß 1991: 61) sucht. Durch ihre Vormachtstellung innerhalb und außerhalb der philosophischen Fakultät ist die Philosophie zur Grundwissenschaft der Natur- und Geisteswissenschaften geworden.³⁴ Nicht zufällig erinnert es an Bourdieus Begriff der Homologie der Felder, wenn sich am Vorbild der Philosophie sowohl die Doxa des Feldes der philosophischen Fakultät als auch die des universitären Feldes orientiert (vgl. Bourdieu 1987a: 211, 371; Rehbein 2006: 108, 118).

So kann die mit der Gründung der Berliner Universität durchgesetzte Hierarchie in Kontrast gesetzt werden zu der von Kant im *Streit der Fakultäten* beschriebenen Rangfolge. Die philosophische Fakultät als „Magd der höheren Fakultäten“ (Kant 1959: 21) hat sich nun als „erste und in der Tat Herrin aller übrigen“ (Schleiermacher 1956: 260), als eigentliche wissenschaftliche Fakultät, an die Spitze der Hierarchie gesetzt. Kants Gedanke, dass sich die oberen Fakultäten, wenn sie einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit haben, vor den unteren Fakultäten rechtfertigen müssen, hat nun seine institutionelle und ideelle Realität erfahren.³⁵ Hier wird deutlich, dass die philosophische Fakultät, und in ihr insbesondere die Philosophie, mit Hilfe von Humboldt, Schleiermacher, Fichte und anderen Gelehrten, den Moment des Neuaufbaus nach der Krise genutzt hat, um eine neue Orthodoxie zu definieren, aus der mit der Zeit eine Doxa geworden ist. Das im Folgenden auszuführende Bildungs- und Wissenschaftsideal wird in seiner reinsten Form von der Philosophie repräsentiert, und die Tatsache, dass sie für die anderen

³⁴ Ihre Einheit stiftende Kraft gewinnt die Philosophie dabei aus ihrer Fähigkeit zur Sozialisation, zur gesellschaftlichen Integration und zur kulturellen Überlieferung (vgl. Habermas 1988: 152; Schelsky 1971: 259).

³⁵ Bereits Kant stellt die Frage, ob die Magd „ihrer gnädigen Frau *die Fackel vorträgt* oder *die Schleppe nachträgt*“ (vgl. Kant 1959: 21, Hervorh. im Orig.).

Fächer das Bild der Wissenschaftlichkeit definiert, lässt sie aus feldtheoretischer Perspektive zu jenem Torwächter des universitären Feldes werden, der den Ein- und den Austritt sowie die Position aller anderen Fächer an der Universität Kraft seiner Definitionsmacht bestimmt.³⁶

3.2 Das Bildungsideal

Die zentrale Forderung des Humboldtschen Bildungsgedankens ist, so viele objektive Kulturwerte wie möglich, also im Idealfall die ganze Welt, in die eigene Persönlichkeit aufzunehmen.³⁷ Dem entsprechend ist die

„letzte Aufgabe unseres Daseins: dem Begriff der Menschheit in unserer Person [...] einen so großen Inhalt als möglich zu verschaffen, diese Aufgabe löst sich allein durch die Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung.“ (Humboldt, zit. nach Schelsky 1971: 64; vgl. Humboldt 1964: 235)

³⁶ Fichte führt das Verhältnis der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften in aller Deutlichkeit aus: „Der Geist jener besondern Wissenschaft ist ein beschränkter und beschränkender Geist, der zwar in sich selber lebt und treibt und köstliche Früchte gewährt, der aber weder sich selbst, noch andere Geister außer ihm zu verstehen mag. [...] Nun ist dasjenige, was die *gesamte* geistige Tätigkeit, mithin auch alle besonderen und weiter bestimmten Äußerungen derselben wissenschaftlich erfasst, die Philosophie: von philosophischer Kunstbildung aus müsste sonach den besondern Wissenschaften ihre Kunst gegeben, und das, was in ihnen bisher bloße vom guten Glücke abhängende Naturgabe war, zu besonnenem Können und Treiben erhoben werden; der Geist der Philosophie wäre derjenige, der zuerst sich selbst, und sodann in sich selber alle andern Geister versteht; der Künstler in einer besondern Wissenschaft müsste vor allen Dingen ein philosophischer Künstler werden, und seine besondere Kunst wäre lediglich eine weitere Bestimmung und einzelne Anwendung seiner allgemeinen philosophischen Kunst.“ (Fichte 1956: 147-148, Hervorh. im Orig.)

³⁷ Hier deutet sich an, dass der Bildungsbegriff seine Wurzel in der Entdeckung des Individuums und der Individualkulturen hat (vgl. Schelsky 1971: 64-65; Frühwald 1991: 101)

In einem Brief an seine Frau beschreibt Humboldt Bildung als den ureigenen Zweck des Lebens:

„Wer, wenn er stirbt, sich sagen kann: »ich habe so viel Welt, als ich konnte, erfaßt und in meine Menschlichkeit verwandelt« der hat sein Ziel erfüllt... Er hat getan, was im höheren Sinn des Wortes Leben heißt, und es ist Torheit, das Leben einem fremden Zweck unterwerfen zu wollen.“ (Humboldt, zit. nach Schelsky 1971: 222, Hervorh. im Orig.)

Was mit diesen Äußerungen konkret gemeint ist, lässt sich der mystisch-religiös geprägten³⁸, (neo-)idealistischen Terminologie der Vertreter dieses Bildungskonzepts nur schwer entnehmen. Der Grundgedanke zeigt sich an dem Verhältnis des Neuhumanisten zu seinem Gegenstand, den klassischen Quellen. Er lernt diese nicht einfach nur kennen, vielmehr wirken die in ihnen enthaltenen ästhetischen und moralischen Beispiele tiefer und vollständiger auf ihn ein. Seine gesamte Persönlichkeit ist an dem Akt der Erkenntnis beteiligt: „Wenn die Gegenstände, welche gelernt werden, richtig ausgewählt werden, dann kann ihre Betrachtung zu Weisheit und Tugend führen.“ (Ringer 1987: 83) Der Schlüssel, mit dem der Mensch dieses Ideal verwirklichen kann, ist die geistige Selbsttätigkeit in Form einer intellektuellen Selbsterziehung. Obwohl die Vorstellung, dass die Erziehung das ganzheitliche und selbständige Wachstum einer einzigartigen Persönlichkeit zu fördern hat, bereits unter den pädagogischen Reformen im 18. Jahrhundert weit verbreitet ist, kann die von Humboldt gegründete Universität als der einzige Ort in der Gesellschaft gelten, an dem diese sittliche Selbstwerdung des Menschen vollzogen werden kann und soll, weil der junge Mensch hier keiner wissenschaftlichen oder pädagogischen Autorität unterworfen wird (vgl. Punkt 3.4).

Weil das humanistische Bildungsziel in der philosophischen Fakultät am besten realisiert werden kann, wird sie zur Fakultät der Bildung.

³⁸ Zur quasi-religiösen Funktion der Bildung in der säkularisch-protestantischen Kultur vgl. Plessner 1974a: 65-67.

Die in ihr vertretenen reinen Wissenschaften, allen voran die Philosophie, werden zu Bildungswissenschaften, die über die Autorität verfügen, das Wahre vom Falschen und das Nützliche vom Unnützen zu unterscheiden und so die Definitionsmacht über die legitimen Gegenstände der wissenschaftlichen Bildung auszuüben. Neben der Philosophie als Führungs- und Leitwissenschaft etabliert sich vor allem die klassische Philologie als Bildungswissenschaft: Wie gezeigt wurde, bestimmt sich Bildung in der Auslegung klassischer Texte und der Konstruktion des Klassischen, und weil „das Leistungsangebot der Philologen“ in der „Entwicklung von Lektüretechniken der griechischen, lateinischen und deutschen Klassiker“ (Vosskamp 1994: 21) besteht, nimmt das Fach einen zentralen Stellenwert für die Verbindung von Bildung und Wissenschaft ein (vgl. Vosskamp 1994: 20-21). Dass die Autorität der neuhumanistisch-idealistischen Bildungsidee nicht nur im Feld der philosophischen Fakultät, sondern im gesamten universitären Feld gültig ist, wird darin deutlich, dass sich auch in den Naturwissenschaften ein entsprechend geprägter Wissenschafts- und Bildungsbegriff bildet, für den „die Einheit der verschiedenen Naturbereiche, auch der anorganischen und organischen Welt, die Verbindung von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft oder die Verbindung von Natur, Geschichte und Gesellschaft konstitutiv“ (Engelhardt 1990: 109) ist.

In der Praxis äußert sich das Bildungsideal vor allem in der Einheit von Forschung und Lehre. Dieses Verständnis wird an der Berliner Universität so konsequent praktiziert, dass in der Lehre in erster Linie die Schlüsselqualifikationen vermittelt werden sollen, die sich aus der Teilnahme der Studenten am Forschungsprozess ergeben. Vor dem Hintergrund des gültigen Wissenschaftsbildes (vgl. Punkt 3.3) verabschiedet man sich von der Vermittlung endgültigen Wissens. Der einzige Gegenstand des Lernprozesses ist somit die Erkenntnis und das Forschen selbst – nicht eine feststehende Wahrheit, sondern die selbständi-

ge Wahrheitssuche und Wissensaneignung sollen vermittelt werden.³⁹ Eng verbunden mit dem Begriff der Forschung ist für Humboldt die Idee der durch keinerlei organisatorische Zwänge eingeschränkten Einsamkeit, während die Lehre „ausdrücklich das aus der »Einsamkeit und Freiheit« von Professoren und Studenten gefolgerte »ungezwungene und absichtslose Zusammenwirken«“ (Schelsky 1971: 76, Hervorh. im Orig.) bedeutet. Ausführlicher wird auf die populäre Formel der Einheit von Forschung und Lehre unter Punkt 3.4 eingegangen. Die soziale Voraussetzung dieses Prinzips ist die ungestörte Lern- und Studienfreiheit von Professoren und Studenten, die unter Punkt 3.4 aufgegriffen wird. Die subjektive und sittliche Bildung wird mit objektiver Wissenschaft verbunden – im Studium bleibt sie sogar der Hauptgesichtspunkt.⁴⁰ Im Folgenden wird das Wissenschaftsverständnis näher erläutert.

3.3 Das Wissenschaftsverständnis

Das zuvor beschriebene Bildungsideal wird vollzogen durch bedingungslose Hingabe an die reine Wissenschaft, die jede Spezialisierung oder Anwendungsorientierung strikt ablehnt. In diesem Ideal erfährt der Bildungsgedanke sein Medium. Es wurde vorangehend darauf hingewiesen, dass die Philosophie die einzige Wissenschaft ist, die aus

³⁹ Die Idee der absoluten Wahrheit wird also verabschiedet, um wiederum Bildung zum Zentrum des gesellschaftlichen Sinnzusammenhangs zu erklären und als neue absolute Wahrheit zu installieren – eine Wahrheit freilich, die die Möglichkeit ihrer eigenen, absoluten Gültigkeit leugnet.

⁴⁰ „Denn so wie diese [die Wissenschaft, JH] rein dasteht, wird sie von selbst und im Ganzen, wenn auch einzelne Abschweifungen vorkommen, richtig ergriffen.“ (Humboldt 1956: 377)

reiner Selbsttätigkeit entsteht und reine Selbsttätigkeit ermöglicht.⁴¹ Das Wissenschaftsideal als die *Doxa* des universitären Feldes wird also in den ersten Jahren der Berliner Universität unangefochten von der Philosophie definiert.

Das an der Berliner Universität angestrebte Ideal der Einheit von Wissenschaft und allgemeiner Bildung scheint zunächst einen Widerspruch zur reinen Wissenschaft zu bilden. Humboldt wehrt sich entschieden gegen jede Form der Spezialisierung oder der praktischen Berufsausbildung.⁴² Die Trennung der Wissenschaft von ihrer Anwendung im Leben ist ein Axiom der idealistisch begründeten Wissenschaftsauffassung und der auf ihr gegründeten philosophischen Fakultät. Gleichzeitig gehen die Gelehrten in der preußischen Universitätsreform ein „einmaliges Bündnis [...] mit dem absolutistischen Staat“ (Münch 1992: 250) ein, und sowohl Fichte als auch Humboldt verpflichten die neu gegründete Universität darauf, nicht nur eine private Bildungsanstalt zu sein, sondern auch die Ausbildung von Staatsdienern zu übernehmen. Humboldt wird in dieser Hinsicht sehr deutlich:

„Die Universität nämlich steht immer in enger Beziehung auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staates, da sie sich immer praktischen Geschäften für ihn, der Leitung der Jugend, unterzieht.“ (Humboldt 1956: 384)

⁴¹ Besonders Fichte hebt mit großer Ausdauer hervor, dass die Wissenschaftlichkeit der Fächer anderer Disziplinen erst dort anfängt, „wo die Philosophie in ihnen beginnt oder, genauer gesagt, wo sie in Philosophie aufgehen.“ (Fichte, zit. nach Schelsky 1971: 66)

⁴² Gadamer bemerkt dazu: „Humboldt selbst hatte nicht so sehr die Lehrleistung des Professors oder den Forschungsertrag wissenschaftlicher Arbeit im Auge, wenn er die Universität auf die Idee der Bildung gründete. Was er mit dem Wort bezeichnen wollte, war nicht der Gegensatz zum Ungebildeten, sondern erklärte sich gegen die Ausrichtung der Universität als Berufsschule, meinte also den Gegensatz zum Fachmann.“ (Gadamer 1988: 3)

Im Ideal der zweckfreien Wissenschaft und der gleichzeitigen Ablehnung einer müßigen, allein auf den Genuss ausgelegten Bildung liegt nur ein scheinbarer Widerspruch: Gerade die reine Wissenschaft befähigt nach der Überzeugung der Gründer die Studenten zu dem selbsttätigen und produktiven Denken, das sie später zu einem gemeinnützigen und leistungsfähigen Bürger macht. Die soziale Legitimierung der neuen Universität liegt demnach in der teleologischen Verbindung, die zwischen der im Idealismus begründeten, vorgeblichen wissenschaftlichen Interessenlosigkeit und den Interessen des Staates hergestellt wird (vgl. Humboldt 1956: 379; Schelsky 1971: 72; Ringer 1987: 31; Habermas 1974: 159). Nur so kann die Universität beide Funktionen, die der Forschungsstätte und die der Beamtenausbildung, also Bildung und Ausbildung, in sich vereinen.⁴³ Hier wird klar, dass die von Humboldt postulierte Freiheit gegenüber dem Staat die Freiheit von Vergesellschaftung, also vom Staat als Vertreter gesellschaftlicher Interessen, meint, nicht jedoch die Freiheit vom Staat als Herrschaftsinstrument (vgl. Schelsky 1971: 103).

Das Nebeneinander von reiner Wissenschaft und allgemeiner Bildung wird durch ein weiteres elementares Kennzeichen des zeitgenössischen Wissenschaftsverständnisses ergänzt: das nur in der theoretischen Reflexion gegebene, forschende, prinzipiell nicht zu beendende Suchen des Wissenschaftlers, nach dem „Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes“ (Humboldt 1956: 379) zu begreifen ist.⁴⁴ Der wissenschaftliche Status allen Wissens ist

⁴³ Wie viel bereits dieser „Kompromiß“ wert ist, zeigt die Position der Gegner Humboldts, die die krisengeschüttelten Universitäten am Ende des 18. Jahrhunderts nur noch als „*instrumentum dominationis*, als Beamtenmanufaktur, als Rekrutierungsfabrik“ (Schnädelbach 1983: 37, Hervorh. im Orig.) sehen.

⁴⁴ Wie eng die (interessierte) Interessenlosigkeit der reinen, immer suchenden Wissenschaft mit den Interessen des Staates verbunden ist, zeigt sich in einer bekannten Passage

also nur vorübergehend, zum einen, weil vorhandenes Wissen einer fortdauernden Prüfung unterzogen wird, zum anderen, weil es unablässig neue Erfindungen gibt. Die so fokussierte Unbeständigkeit von Wissen führt dazu, dass es zu einer tendenziellen Abwendung von Resultaten und feststehendem Wissen und, auch im Rahmen der unter Punkt 3.2 bereits thematisierten Selbstreflexivität, zu einer verstärkten Methodenorientierung der Disziplinen kommt: „In the culture of *Wissenschaft*, the student ideally learned method, not merely the results such method had produced.“ (McClelland 1983: 316, Hervorh. im Orig.)

Die Hinwendung zur wissenschaftlichen Methodik führt in der universitären Praxis dazu, dass Lehre und Forschung weiter verschmelzen. Neben der Forschung als unablässiger Suche nach der Wahrheit gibt es kein zu vermittelndes Wissen. Die Konzentration auf die reine wissenschaftliche Erkenntnis, die doch nicht dauerhaft sein kann, macht aus der Universität als Lehranstalt eine Forschungsuniversität (vgl. Schelsky 1971: 75). Die Protagonisten dieser Institution werden im nächsten Punkt genauer untersucht.

3.4 Der Gelehrte

Der von Humboldt vertretene, neue Forschungsbegriff setzt nicht nur die Möglichkeit voraus, dass Wissenschaft ein ruheloses, suchendes Unterfangen ist, weil es kein endgültiges Wissen gibt. Ein wesentliches Moment ist auch die selbstreferentielle Komponente, die dieser Begriff

Humboldts: „Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist Alles unwiederbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat.“ (Humboldt 1956: 379)

enthält. Das Subjekt der Wissenssuche wird nun in den Vordergrund gerückt: „Für die Möglichkeit der Teilnahme an Wissenschaft genügt es nicht mehr, ein geduldiger Beobachter oder ein aufmerksamer Zuhörer zu sein.“ (Stichweh 1994: 230; vgl. Kutschmann 1999: 74)⁴⁵ Das neu entdeckte Subjekt des universitären Feldes ist der gelehrte Professor, der seinerseits der intellektuelle Teil des von Ringer beschriebenen Mandarinentums ist (vgl. Ringer 1987). Von ihm wird die Idee der klassischen Bildung, seine geringe politische Macht und sein mangelndes ökonomisches Kapital durch Bildungsgüter kompensierend, zumindest zeitweise realisiert (vgl. Liessmann 2006: 65). Im Habitus des Universitätsprofessors sind daher auch alle bisher beschriebenen Überzeugungen und Ideale festgeschrieben, er ist die Gestalt, die die Doxa des Feldes durch ihren Habitus personifiziert und verkündet: „Die humanistischen Gelehrten und idealistischen Philosophen lebten und predigten die Hochachtung vor einer praxisfernen Wissenschaft und Bildung.“ (Ringer 1987: 29) Die Einheit von Forschung und Lehre manifestiert sich zum Beispiel im Professor, indem er gleichzeitig sowohl Forscher als auch Lehrer ist. Indem er, Spezialisierungen ablehnend, die Kunst des Kathedervortrages – das Heiligtum der Vorlesung – ausübt, lässt er die Studenten am Forschungsprozess teilhaben und erweckt in ihnen die an die Struktur des Feldes angepasste wissenschaftliche Gesinnung (vgl. Schleiermacher 1956: 251). Aus dem schulmeisterlichen Pedanten des vorigen Jahrhunderts, der aus vorgeschriebenen Lehrbüchern vorliest, ist nun ein Weltmann geworden, der nicht mehr um die Gunst der

⁴⁵ Stichweh weist weiterhin darauf hin, dass die wesentlichen Voraussetzungen des Forschungsbegriffes füreinander substituiert werden können: „»Ich habe es zwar nicht selbst herausgefunden, aber es handelt sich um das allerneueste Forschungswissen« – oder alternativ: »Diese Einsichten sind zwar nicht eigentlich neu, aber ich habe sie durch eigenes Suchen [...] erneut herausgefunden und bestätigt.«“ (Stichweh 1994: 230, Hervorh. im Orig.)

Studenten kämpfen muss⁴⁶, sondern sie, so die allgemeine Überzeugung, an den aktuellsten seiner Forschungen beteiligt.

Der Forschungs- und Lehrprozess spielt sich in einer sozialen Isolierung ab, die den Universitätsprofessoren einen asketischen Zug gibt. Hier wird die vorgebliche Interessenlosigkeit, die Bourdieu als Illusio des gesamten wissenschaftlichen Feldes definiert (vgl. 2.3.1), begründet. Konsequenterweise findet sich dieser in das Feld eingeschriebene Grundsatz dann auch im Habitus der Professoren: „Die »interessenlose« Hingabe an die Sache“ wird „in der Universitätsbildung als Haltung eingeübt“ (Schelsky 1971: 90, Hervorh. im Orig.). Auf den Terminus der Einsamkeit bezogen, ist die Vorstellung der akademischen Freiheit, und in der Paarung der beiden Prinzipien spiegelt sich die komplette Universitätsidee:

„In dem Begriff der Einsamkeit stecken die *sozialen Verpflichtungen* der Universität, des Gelehrten und Studenten, im Begriff der Freiheit ihre daraus erwachsenen *sozialen Rechte*.“ (Schelsky 1971: 91, Hervor. im Orig.; vgl. Punkt 3.3)

Bedenkt man die bisher beschriebene Stellung der Philosophie im universitären Feld, dann wundert es nicht, dass der zu dieser Zeit dominante Teil der Akteure in der philosophischen Fakultät und dort in der Regel in der Philosophie verortet ist. Hier beschäftigt man sich mit „der geistigen Nahrung der Elite“ (Ringer 1987: 16) und stellt die Reproduktion der eigenen Körperschaft sicher indem man definiert, welches Portfolio an Kapitalsorten notwendig ist, um Teil dieser Elite zu werden. Für dieses Vorhaben ist die von Humboldt angestrebte Unab-

⁴⁶ Zur erheblich verbesserten finanziellen Versorgung der Universitäten und der Professoren vgl. McClelland 1988: 37.

hängigkeit von politischen und sozialen Kräften funktional.⁴⁷ Bemerkenswert ist, wie groß der Einflussbereich der Professoren der philosophischen Fakultät ist: Obwohl zu anderen Klassen eine recht deutliche Trennung besteht, definieren sie nicht nur die Doxa des philosophischen und des universitären Feldes, sondern sind darüber hinaus auch eine Leistungselite, die die legitimen Kriterien der kompletten gebildeten Schicht festlegt (vgl. Ringer 1987: 28, 78).⁴⁸

Für die Beziehung zwischen dem Gelehrten und seinen Studenten ist festzuhalten, dass die wissenschaftliche Tätigkeit in fachlicher Hinsicht

⁴⁷ Bezüglich der Ausbildung staatlicher Beamter macht Humboldt hier Zugeständnisse, besonders in finanzieller Hinsicht unterstand die Universität der Aufsicht des Staates. Gleichzeitig genoss sie im Bereich von Forschung und Lehre das Recht der Selbstverwaltung (vgl. Schwabe 1988: 10; Ringer 1987: 20-21). Fichte verfolgte die Abgrenzung von allen utilitaristischen Forderungen der bürgerlichen Gesellschaft konsequenter und kommt so zu einer paradox anmutenden Forderung, die Freiheit durch „Absonderung [...] von aller anderen Lebensweise [...] und vollkommene Isolierung“ (Fichte 1956: 138) erzwingen zu wollen scheint. Zur Autonomie des universitären Feldes vgl. Punkt 3.5.

⁴⁸ Schwabe geht so weit zu behaupten, dass die universitären Gelehrten nicht zuletzt auch eine Wertelite darstellen, deren Ansichten zu moralischen, kulturellen und politischen Fragen der übrigen Bevölkerung als Maßstab dienen (vgl. Schwabe 1988: 16). Realistischer scheint es, mit Bruch und Habermas von einer Funktionselite auszugehen, die mit dem Monopol über das Bildungssystem durchaus eine zentrale gesellschaftliche Stellung einnimmt, durch die selbst gewählte isolierte, defensive Haltung zum Staat jedoch keineswegs direkt am gesellschaftlichen Machtpol lokalisiert werden kann (vgl. Habermas 1981: 461-462; Bruch 1988: 106-107; Punkt 4.4)

Im Lichte aktueller Entwicklungen offenbart sich eine bittere Ironie, wenn McClelland über die Universitätsprofessoren sagt: „Was den Begriff Führungsschicht anbelangt, so kann eine Gruppe von weniger als tausend Menschen nicht als Schicht betrachtet werden. Bestenfalls kann man die Vormärzordinarien als einen »Leuchtturm« des bürgerlichen Leistungsprinzips bezeichnen.“ (McClelland 1988: 34, Hervorh. im Orig.)

zu flachen Hierarchien führt: „Der erstere [Professor, JH] ist nicht für die letzteren [Studenten, JH], Beide sind für die Wissenschaft da.“ (Humboldt 1956: 378) Sie bilden eine im Grundsatz gleichberechtigte Gelehrten-gemeinschaft, die in einem Verhältnis der kooperativen und diskursiven Ergänzung steht, das

„in der produktiven Kommunikation besteht, die Gelehrte und Fakultäten zur Fortsetzung ihres Streits antreibt, die den Lehrer mit einer unerwarteten Frage, mit einem neuen Gedanken überrascht oder den Staat mit einer plötzlichen Attacke an der schwächsten Stelle trifft.“ (Brunkhorst 2004: 86)

Der die Erkenntnis in den Vordergrund stellende Wissenschaftsbegriff fordert eine Gleichheit und Einheit zwischen Professor und Studenten ein – dieses „soziale Grundgesetz der Universität“ (Schelsky 1971: 73) ist einerseits Folge, andererseits auch Voraussetzung und Bürge für die absichtslose, zweckfreie und reine Wissenschaft. In den Studenten soll

„ein höherer, der wahrhaft wissenschaftliche Geist [...] erregt werden [...]. Dieses aber gelingt nun einmal nicht im Zwang; sondern der Versuch kann nur angestellt werden in der Temperatur einer völligen Freiheit des Geistes“ (Schleiermacher 1956: 276).

Für den Studenten geht es in seiner Studienzeit darum, „diese geisterfüllte Geselligkeit einige Jahre mitzuerleben und so die Form des gebildeten Daseins“ (Schelsky 1971: 73), die sich im Habitus der Professoren äußert, als eigene Haltung zu inkorporieren. Durch die Integration in die wissenschaftliche Gemeinschaft mit dem Professor soll eine Bindung an wissenschaftliche und methodische Standards erfolgen, innerhalb derer dann eigene leitende Perspektiven entwickelt werden können (vgl. Henrich 1958: 413).

3.5 Feldtheoretischer Zugang

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die philosophische Fakultät keineswegs mit dem gleichzusetzen ist, was heute unter Geisteswissenschaften verstanden wird. Bereits durch die heute übliche Polarisierung

von Natur- und Geisteswissenschaften wird die damalige philosophische Fakultät als wissenschaftliche Leitinstitution halbiert. Dennoch konstituiert sich mit der philosophischen Fakultät in der neu gegründeten Berliner Universität bereits das, was später den Kern der Identität der Geisteswissenschaften ausmacht.⁴⁹ Sie übernehmen von der Philosophie die Vorstellung, Träger des Bildungsgedankens der Universität zu sein (vgl. Schelsky 1971: 168). Das Bild der Leitwissenschaft entspringt also der von Humboldt eingeführten Vormachtstellung der Philosophie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, und wie noch zu zeigen sein wird, ist es – neben anderen gewichtigen Einflüssen – auch die Bezugnahme auf dieses Bild, von der die (Neu-)Gründung der Geisteswissenschaften beeinflusst ist (vgl. Punkt 4). Es kann demnach davon ausgegangen werden, dass Identität, Logik und Selbstbild der Geisteswissenschaften bereits einen Bezugspunkt hatten, als ihre epistemologische Begründung und die Abgrenzung von den Naturwissenschaften am Ende des 19. Jahrhunderts stattfand. Um die Doxa des geisteswissenschaftlichen Feldes und das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften zu verstehen, muss also nachvollzogen werden, auf welchen Ursprung sich diese berufen.

Fasst man die nachgezeichnete Entwicklung in einen feldtheoretischen Analyserahmen, so befindet sich die Philosophie unbestritten am absoluten Machtpol des Feldes der philosophischen Fakultät, die wiederum ebenfalls am Machtpol des universitären Feldes lokalisiert ist.⁵⁰

⁴⁹ Frühwald formuliert dies wie folgt: „Die Fächer und Disziplinen der Geisteswissenschaften sind heute [...] noch immer stärker und nachhaltiger auf die aus dem Geist des Idealismus und des Neuhumanismus geborene Universität des 19. Jahrhunderts bezogen, als dies im Alltag des Hochschullebens bewußt wird.“ (Frühwald 1991: 73)

⁵⁰ Ringer macht deutlich, inwiefern die Professoren sowohl weltliche als auch wissenschaftliche Macht in sich vereinen und ihren Einfluss über das universitäre Feld hinaus geltend machen: „Die Hochschullehrer [...] kontrollierten das ganze Prüfungs- und Be-

Dieser Homologie der Felder liegt, wie von Bourdieu gezeigt, ein „ganzer Komplex von wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Unterschieden zugrunde.“ (Bourdieu 1992b: 91-92, vgl. 84, 107) Eine Nähe zur gesellschaftlichen Machtposition dürfte sich vor diesem Hintergrund eher am durch die Stellung als Leitungs- und Wertelite akkumulierten symbolischen als am ökonomischen Kapital orientieren, reicht die neu gewonnene materielle Sicherheit der Professoren doch keinesfalls aus, um diesbezüglich eine dominante Rolle im Machtfeld zu spielen (vgl. McClelland 1988: 37-38; Liessmann 2006: 65; Punkt 4.4).

Die Philosophie verfügt in dieser Position über die Macht, anderen Fächern innerhalb der philosophischen Fakultät und innerhalb des universitären Feldes das Label der Wissenschaftlichkeit zu verleihen oder zu entziehen. Sie ist die primäre Konsekrationsinstanz des gesamten universitären Feldes. Die in den Gründungsschriften postulierte Idee und die damit verbundenen Prinzipien können als Doxa des Feldes verstanden werden (vgl. exemplarisch Humboldt 1956; Fichte 1956; Schleiermacher 1956).

Zum gegebenen historischen Zeitpunkt ist die bestehende soziale Ordnung des universitären Feldes durch die unter Punkt 4.4 beschriebenen Reproduktionsmechanismen gesichert.⁵¹ Die philosophische Fakultät und, durch sie vermittelt, die Philosophie, ist dabei die Institution, die über die Einhaltung der Ordnung wacht. Schleiermachers Forderung, dass alle Studenten und Professoren in der philosophischen

rechtigungswesen, den Zugang zur gebildeten Schicht. Sie standen an der Spitze eines sehr wichtigen sozialen Aufstiegsfeldes. Sie verkörperten die Normen, die in diesem Sektor richtungweisend waren. [...] Und sie entwickelten und vererbten die Ideologie der Bildung und der »reinen« Wissenschaft“ (Ringer 1988: 103).

⁵¹ Die Elite der Gebildeten rekrutierte sich Ringer zufolge „in einem bemerkenswerten Ausmaß aus den Nachkommen der bestehenden Bildungsschicht.“ (Ringer 1987: 46; vgl. Ellwein 1992: 131; Rehbein 2006: 135; Bourdieu 1992b: 110-111, 2004: 329-337)

Fakultät verwurzelt sein müssen, macht diese Praxis sehr deutlich: „Dies Recht übt sie fast überall aus auf die ankommenden Studenten; von ihr werden zunächst alle geprüft und aufgenommen“ (Schleiermacher 1956: 260). Die Reproduktion der Machtverhältnisse wird weiterhin durch die beschriebene Gemeinschaft von Professor und Studenten gestützt. Die soziale Form des gemeinsamen Dienstes an der Wissenschaft ist ausdrücklich darauf gerichtet, die Studenten die als legitim definierte, interessierte Interessenlosigkeit einüben und einen Sinn für den gelehrten Lebensstil entwickeln zu lassen.

Das Ideal der Einheit von Wissenschaft und allgemeiner Bildung, nach dem die philosophische Fakultät sowohl die zweckfreie Bildung als auch die Ausbildung von Staatsdienern bewerkstelligen soll, verleiht ihr bezüglich des Inhalts von Forschung und Lehre große Autonomie. Die Regierung stützt das „kulturelle und pädagogische Programm der Elite materiell [...], ohne einen unmittelbaren praktischen Ertrag zu verlangen.“ (Ringer 1987: 20) Durch eine derartige Abgrenzung von den utilitaristisch-praktischen Ansprüchen der (politischen) Umwelt soll die Universität vor den Ansprüchen und dem vergesellschaftenden Einfluss der bürgerlichen Gesellschaft geschützt und die Zweckfreiheit der in ihr betriebenen Wissenschaft gewährleistet werden (vgl. Punkt 4.3; Schelsky 1971: 103). In feldtheoretischer Hinsicht verfügt das universitäre Feld also über eine relativ hohe Autonomie. Ellwein diagnostiziert der Universität daher eine „Autonomie im Sinne des Verarbeitens externer Anforderungen nach eigenen Regeln“ (Ellwein 1992: 259) und bescheinigt ihr damit fast wortgetreu eine feldtheoretische Autonomie im Sinne Bourdieus. Es muss jedoch Klarheit darüber herrschen, dass gerade von der zweckfreien Wissenschaft die Leistungen erwartet und auch erbracht werden, derer der Staat zur Wahrnehmung seiner bürokratischen Aufgaben und zur Aufrechterhaltung des Kulturstaats bedarf (vgl.

Humboldt 1956: 384; Schnädelbach 1983: 43).⁵² Die Autonomie des universitären Feldes gründet demnach weniger darauf, dass der Einfluss von Staat und Gesellschaft aus eigener Kraft völlig abgeschirmt wird, sondern vielmehr auf der Fähigkeit, die Anforderungen des Kulturstaats in eine feldinterne Logik zu übersetzen – mit anderen Worten auf der Überzeugung des idealistischen Wissenschaftsverständnisses, dass reine Wissenschaft und finanzielle und institutionelle Abhängigkeit sich nicht ausschließen.⁵³ Es ist also nicht eine völlige Unterbindung staatlichen Einflusses, auf der die Autonomie des Feldes beruht, sondern die Praxisferne der reinen Wissenschaft, die direkte Nutzenanforderungen der Umwelt weitgehend unterbindet und gleichzeitig den Kulturstaat ermöglicht. Die spezielle Form der Autonomie des universitären Feldes ist daher eine „Abhängigkeit besonderer Art“, eine „Abhängigkeit in der Unabhängigkeit (oder umgekehrt)“: Der Staat schützt das universitäre Feld vor äußeren Einflüssen, gleichzeitig ist er aber auch in der Lage, Zwänge herzustellen und Heteronomie zu „gebären, weil er Ausdruck

⁵² So wie die Universität nämlich sowohl „Forschungsstätte“ als auch „Beamtenbildungsanstalt“ ist, unterliegt sie hinsichtlich finanzieller und personeller Belange der staatlichen Aufsicht (vgl. Schwabe 1988: 9-10). Das bereits in der Berliner Universität eingeführte Berufungswesen, bei dem das Vorschlagsrecht bei den Fakultäten, die definitive Schlussentscheidung jedoch beim Staat liegt, ist ein gutes Beispiel für die Verschränkung der Kompetenzen.

⁵³ Ringer bemerkt: „Allgemein herrschte die Auffassung, daß eine gewisse praktische Abhängigkeit vom Staat die ideale Autonomie der Universitäten nicht beeinträchtigte. Um diese Position aufrechtzuerhalten, mußte man notwendig der Meinung sein, daß der alltäglich reale Schauplatz, auf dem die Suche der Wahrheit stattfand, die Ergebnisse dieser Suche nicht zu verzerren vermochte. Diese Auffassung konnte ihrerseits nur auf eine idealistische Konzeption der »reinen« Wissenschaft gegründet werden.“ (Ringer 1987: 106, Hervorh. im Orig.)

oder Vermittler eines Zwanges ökonomischer Kräfte [...] werden kann“ (Bourdieu 1998: 48).

Der Ort, an dem die Legitimität von Wissenschaft, Methoden und Instrumenten definiert wird, ist die Philosophie. Sie hat im Feld der philosophischen Fakultät und im ganzen universitären Feld die Rolle eines Gatekeepers, der zum einen zur sozialen Schließung in der Lage ist, indem er kontrolliert, wer in die Felder eintritt und wer austritt, und der das Feld zum anderen kognitiv schließt, indem er konkurrierende Sichtweisen ausschließt und bestimmt, nach welchen Regeln in den Feldern gespielt wird. Die Regeln der Philosophie, ihr Wissenschaftsideal und das damit verbundene Bildungsideal, leiten sich aus Positionen ab, die idealistischer und humanistischer Prägung sind.⁵⁴ Hier sind die Grundlagen der Doxa zu sehen, die von dem Fach durchgesetzt und aufrechterhalten wird.

Die Philosophie im Feld der philosophischen Fakultät (und weiterhin homolog dazu die philosophische Fakultät im universitären Feld) kann ihre wissenschaftliche Macht erst nach und nach entwickeln und dann in eine soziale Autorität konvertieren, die ihr die Kontrolle über den Eintritt neuer Sichtweisen in das Feld ermöglicht. Dieser Weg wird in Abb. 3 wie folgt nachgezeichnet: Zunächst tritt mit der idealistischen

⁵⁴ „Der Neuhumanist Humboldt und der Dramatiker Schiller waren ebenso sehr Teil der idealistischen Bewegung wie Fichte und Hegel. Für alle diese Männer war die neue Philosophie Ausdruck starker persönlicher Überzeugungen. Sie spiegelte ihre Auffassung von Wissenschaft, ihre Ideale der Bildung und Kultur wider.“ (Ringer 1987: 91) Neben dem Humanismus erfordert der Deutsche Idealismus als zweite einflussreiche Position die reine Erkenntnis als Mittel zur Selbstwerdung des Menschen und die Einheit von Forschung und Lehre, weswegen sich die Reformer „den Wissenschaftsprozess als einen narzißtisch in sich geschlossenen Kreisprozeß forschenden Lehrens vorstellen“ (Habermas 1988: 151; vgl. Ben-David 1984: 110-111; Hughes 1979: 184-185; Münch 1992: 188-190, 599; Schwemmer 1984: 171; Spranger 1960: 5-9) können.

Philosophie neues Wissen in das Feld ein, dass von dem aktuell etablierten Wissen in der Regel als Häresie gebrandmarkt wird (Abb. 3: 3.1, vgl. Bourdieu 1992b: 120). Die Position gewinnt dennoch an wissenschaftlicher Macht und wird zu einer dominanten Bewegung, während das vormals dominante Wissen veraltet, aber immer noch die Machtpositionen innehat. Die Situation ist nun instabil, weil weltliche und wissenschaftliche Macht sich nicht mehr in einer Position vereinen (Abb. 3: 3.2). Im Rahmen dieser Entwicklung beeinflusst die idealistische Philosophie auch die Universitätsgründer (vgl. Fn. 54). Dann tritt eine zügige, aber dennoch nicht schlagartige Metamorphose der idealistischen Philosophie von einer rein wissenschaftlichen Macht zu der Autorität des Feldes ein (Abb. 3: 3.3⁵⁵). Ursache und Wirkung dieser Entwicklung ist die Tatsache, dass sich das deutsche Bildungswesen im 19. Jahrhundert etappenweise an dem Vorbild in Berlin ausrichtet (vgl. Punkt 3 und Ben-David 1984: 109), und auch mit der Professionalisierung der philosophischen Fakultät findet ein Gewinn an weltlicher Macht statt (vgl. Baumgarten 1997: 14). In diesem Rahmen kommen die Professoren der philosophischen Fakultät als Träger des neuen Wissens mit dem Bildungsbürgertum im Laufe des 19. Jahrhunderts auch in den Besitz ökonomischer und politischer Macht (vgl. Ellwein 1992: 131; McClelland 1988: 37-38). Der Weg der Philosophie im Feld der philosophischen Fakultät

⁵⁵ In Abb. 3 soll die Bezeichnung „philosophische Fachwissenschaft“ den fachwissenschaftlichen, vom Deutschen Idealismus geprägten Charakter der Philosophie betonen, während „philosophische Leitwissenschaft“ den Status des Faches als Autorität im Feld und weniger den fachwissenschaftlichen Aspekt meint. Die unterschiedlichen Bezeichnungen unterstreichen die veränderte Kapitalstruktur, legen jedoch nicht nahe, dass nicht auch eine Leitwissenschaft wissenschaftliche Macht in Form einer dominanten wissenschaftlichen Position hat. Im Gegenteil bestimmt die neuhumanistisch-idealistische Position im gegebenen Fall das als legitim definierte Wissenschafts- und Methodenverständnis deutlich.

dürfte damit der sogartigen inneren Tendenz entsprechen, die unter Punkt 2.3.3 beschrieben wurde.

3.6 Kognitive Krisenerscheinungen –

Der Bruch der wissenschaftlichen Orthodoxie

Es stellt sich nun die Frage, wie die idealistische Philosophie ihre Vormachtstellung im universitären Feld und im Feld der philosophischen Fakultät verliert. Die bis hier beschriebene Entwicklung hat, bereits wenige Jahre nach der Inthronisierung der Philosophie als Leitwissenschaft im Feld der philosophischen Fakultät und im gesamten universitären Feld beginnend, zwei Brüche erfahren, die sich in der unter Punkt 5 beschriebenen Krise manifestieren. Ihre Vorläufer findet diese Krise allerdings bereits in den hier und unter Punkt 4.6 beschriebenen, latenten Krisenerscheinungen. Zum einen kommt es zu einer Schwächung des Bildungsideals der Idealisten und Neuhumanisten um Humboldt, die in einer teilweisen sozialen Öffnung des Feldes begründet ist und sich in einem Verlust des Bildungsprivilegs der Universitätsgelehrten, einer Zweiteilung der höheren Bildung in Technische Hochschulen und Universitäten und in einer stärkeren Anwendungsorientierung zeigt (vgl. Punkt 4.6; zum Konzept der sozialen Schließung vgl. Weber 2005: 31-33). Zum anderen verliert im Rahmen von kognitiven Krisenerscheinungen auch das von Humboldt etablierte Wissenschaftsideal seine uneingeschränkte Legitimität. Dieser Wandel wird im Folgenden behandelt. Dabei muss klar sein, dass die beiden Entwicklungen historisch weitgehend parallel ablaufen und nur zu analytischen Zwecken getrennt behandelt werden. Es liegt in Humboldts Formel der Einheit von Wissenschaft und allgemeiner Bildung bzw. der Einheit von Forschung und Lehre (vgl. 3.3) begründet, dass legitime wissenschaftliche Inhalte und ihre Vermittlung im Rahmen universitärer Lehre durchaus verknüpft sind. Auch wenn keine streng kausale Beziehung

zwischen der kognitiven Geschlossenheit bzw. Offenheit des geisteswissenschaftlichen Feldes und seiner sozialen Geschlossenheit bzw. Offenheit besteht, weil auch andere, feldinterne und feldexterne Faktoren einen Einfluss auf die soziale und kognitive Schließung bzw. Öffnung haben, besteht also durchaus eine Interdependenz zwischen diesen beiden Variablen: Auf der einen Seite beruht die Legitimität der wissenschaftlichen Lehre – also der Grad der kognitiven Schließung – teilweise darauf, dass sie in einem sich selbst reproduzierenden, sozial geschlossenen Umfeld, das vom Bildungsbürgertum getragen und vom Kulturstaat als funktional notwendig erachtet wird (vgl. Punkt 4.6), Gegenstand der legitimen Bildung ist. Auf der anderen Seite erhält die Idee der humanistischen Bildung ihre soziale und gesellschaftliche Legitimität – also die Möglichkeit der sozialen Schließung – teilweise durch ihre Auseinandersetzung mit den Gegenständen der legitimen Wissenschaft.

Die Gründe für die kognitiven Krisenerscheinungen sind vielfältig und lassen sich nicht auf wissenschaftstheoretische und –soziologische Aspekte reduzieren. Modernisierung und Industrialisierung entfalten im 19. Jahrhundert eine alle Verhältnisse umwälzende Kraft, der sich auch das Feld der philosophischen Fakultät nicht entziehen kann. Die vom Humanismus propagierte geistige Selbsttätigkeit in Form einer intellektuellen Selbsterziehung lässt sich angesichts von Massenarmut und Industrialisierung nur noch schwer vermitteln. Es kommt zu einer Entfremdung des, vor allem durch die idealistische Philosophie vermittelten, Wissens von der Lebenswelt, also zu einem Legitimationsverlust der von den Neuhumanisten um Humboldt gepredigten Doxa⁵⁶: „Wie

⁵⁶ Lepenies beschreibt die Folgen dieser Entwicklung so: „Das allgemein verbreitete Unbehagen ließ sich auf die Formel bringen, die alte Wissenschaft habe den Anspruch auf Menschenführung verloren und sei dadurch für die Menschen *sinnlos* geworden.“ (Lepenies 1985: 255, Hervorh. JH) Hier wird besonders deutlich, dass es um die Sinnhaftigkeit einer Doxa / Orthodoxie in feldtheoretischer Hinsicht geht.

sollte man im Zeichen der Industrialisierung [...] ganz orientalischer Brahmane oder klassischer Grieche [...] werden? Viel leichter war es, Historiker oder Philologe zu sein.“ (Scholtz 1991: 48). Mit den rasenden gesellschaftlichen Entwicklungen⁵⁷ verbunden, jedoch nicht vollständig auf sie zurückführbar, sind jene Autoritätsverluste, die die Wahrheit des Feldes auch in wissenschaftlicher Hinsicht erfährt: Die später als Geisteswissenschaften systematisierten Wissenschaften müssen mit der Geschichtsmetaphysik ein grundlegendes Paradigma ihrer Orthodoxie verabschieden. Der kulturelle Reichtum der Geschichte verliert seine normative Kraft und wird relativiert (vgl. Dilthey 1981: 137-138). Wissenschaftstheoretisch ist die treibende Kraft hinter den im Folgenden analysierten kognitiven Krisenerscheinungen ohne Zweifel der Erfolg der empirischen Methode. Die von ihren humanistischen Wurzeln abgeschnittenen Geisteswissenschaften müssen sich nun dem Modell der empirischen Methodik unterwerfen.

Die erkenntnistheoretische Strömung des Empirismus stellt eine schnell an Macht gewinnende Heterodoxie im gesamten universitären Feld dar, und auch im Feld der philosophischen Fakultät fordert das neue Wissen die etablierten Positionen heraus. Hier findet eine Emanzipation von der neuhumanistisch-idealistischen Ideologie Humboldts statt. Der Machtgewinn einzelner Wissenschaftsbereiche und der Machtverlust der einstigen Führungswissenschaft bedingen sich gegenseitig, das Resultat ist eine disziplinäre Ausdifferenzierung, die sich zu einem Machtkampf an zwei Fronten entwickelt: Zum einen wird der Philosophie ihr Deutungsmonopol über legitime Wissenschaft und

⁵⁷ Kontrastierend zum Beginn des 19. Jahrhunderts, als die Stellung der Vernunftphilosophie noch unerschüttert war, beschreibt Dilthey seine Gegenwart: „Nun sind die Dämme niedergerissen, und wir fahren auf hoher See. Wir sind ein Teil in der Gedankenbewegung Europas, wir sind ein Glied in seiner sozialen Bewegung“ (Dilthey, zit. nach Riedel 1981: 15).

Methoden vom Historismus streitig gemacht. Diese dem Feld der philosophischen Fakultät innere Front wird zunächst untersucht. Dem folgend wird der Blick auch auf die zweite, äußere Front gelenkt, die zusehends an Bedeutung gewinnt und die gesamten Geisteswissenschaften, sowohl die Philosophie als auch ihren geisteswissenschaftlichen Erben, den Historismus, bedroht: der Aufstieg der Naturwissenschaften.⁵⁸

Bisher war das Feld der philosophischen Fakultät die theoretische Folie, auf der sich die Entwicklung der Geisteswissenschaften abzeichnen ließ. Identität, Logik und Selbstverständnis der heutigen Geisteswissenschaften wurzeln fest in der philosophischen Fakultät der von Humboldt gegründeten Berliner Universität (vgl. Punkt 3.5). Doch im Zuge des nachstehend zu beschreibenden Wandels bricht die Gemeinschaft der Wissenschaften an der philosophischen Fakultät auseinander und Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften emanzipieren sich voneinander. Auch wenn die den beiden Wissenschaftsgruppen zugehörigen Fächer nicht selten bis in das 20. Jahrhundert hinein nebeneinander in der philosophischen Fakultät existieren, institutionell also durchaus noch eine Einheit bilden, kann die Basis eines geisteswissenschaftlichen Selbstverständnisses nun nicht mehr an der philosophischen Fakultät gesucht werden. Dazu kommt die erkenntnistheoretische Gefahr, die für die Geisteswissenschaften vom Aufschwung der sich aus der Wissenschaftsgemeinschaft abspaltenden Naturwissenschaften ausgeht. Sowohl Geistes- als auch Naturwissenschaften entwickeln daher in feldtheoretischer Hinsicht spätestens jetzt eine eigene Logik, eine eigene

⁵⁸ Rothacker beschreibt den Umbruch wie folgt: „Das Interesse der Gebildeten gehörte neuen Mächten. Als 1857 Heinr. v. Sybel das Programm der »Historischen Zeitschrift« entwarf, konnte die politische Historie bereits den Anspruch erheben, im selben Sinne Ferment der allgemeinen Bildung zu sein, wie ehemals die Philosophie. Und bereits hatte neben der Geschichte die Naturwissenschaft mächtig das Haupt erhoben!“ (Rothacker 1972: 16, Hervorh. im Orig.)

Systematik und eine eigene Funktionsweise. Da sich die Grenzen von Feldern nicht zwingend institutionell, sondern durch die Reichweite der Wirkung ihrer inhärenten Logik und Regeln bestimmen lassen (vgl. Bourdieu und Wacquant 1996: 127-130), ist dies der Zeitpunkt, von dem an von einem geisteswissenschaftlichen und einem naturwissenschaftlichen Feld die Rede sein kann. Dabei muss Klarheit darüber herrschen, dass der Begriff „Geisteswissenschaften“ eine klare, eigenständige und systematische Definition erst in den Jahren nach 1880 durch Dilthey erfährt (vgl. Punkt 4; Ringer 1987: 91; Geldsetzer 1974: 143).⁵⁹

3.6.1 Feldinterne kognitive Krisenerscheinungen –

Der Historismus

Innerhalb der Geisteswissenschaften erfährt das Wissenschaftsverständnis der idealistischen Philosophie Konkurrenz durch einen neuen Typus historischer Wissenschaft.⁶⁰ Sie ist diejenige, die das etab-

⁵⁹ Die Begriffsgeschichte des Terminus „Geisteswissenschaft“ reicht freilich weiter zurück (vgl. Geldsetzer 1974: 141-143; Riedel 1980: 724-725): In die deutsche Philosophie wurde er durch die Schule Schellings eingeführt. Hier will man der „Naturphilosophie“ eine „Geistesphilosophie“ an die Seite stellen, die um 1817 auch als „Wissenschaft des Geistes“ oder „Geisteswissenschaft“ bezeichnet wird. Unter den empirischen Wissenschaften findet die Naturphilosophie Schellings nur geringe Anerkennung, weswegen der Begriff erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch Schiels Übersetzung von Mills *Logic of moral sciences* in der universitären Wissenschaft neu belebt wird. Vielerorts wird diese Übersetzung fälschlicherweise als Begriffsursprung angegeben. Schiel übersetzt hier den Begriff „moral sciences“ als „Geisteswissenschaften“ und führt sie damit bezeichnenderweise „im Sinne des Millschen Empirismus als noch im Vorstadium der Wissenschaftlichkeit befindlicher Anhang zu den Naturwissenschaften“ (Geldsetzer 1974: 142) ein.

⁶⁰ Im Rahmen dieser Arbeit kann nicht auf die zahlreichen Interpretationen und Auslegungen des Historismus-Begriffs eingegangen werden. Es soll daher genügen, darauf

lierte Wissenschaftsideal in Frage stellt, indem sie, gestärkt durch die zunehmende Legitimität empirischer Methoden und „teilweise in bewußter Reaktion“ (Ringer 1987: 92), gegen die idealistische Philosophie polemisiert. Während sich die Philosophie mit Hegel weiterhin auf die nur philosophisch darstellbare, absolute Idee und die Einheit des Seins und Erkennens beruft, haben solche Methoden für die Historiker zwar noch Bedeutung – auch sie halten an der Einheit der Geschichte fest⁶¹ –

hinzuweisen, dass in diesem Zusammenhang jene neue, moderne Strömung historischer Wissenschaft gemeint ist, die die politisch-sozialen Auswirkungen der Französischen Revolution und den wissenschaftlichen Einfluss des Empirismus und des Positivismus aus England und Frankreich zunächst in verschiedenen, unter Umständen auch entgegengesetzten Schulen, Richtungen und Disziplinen auffängt und sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts endgültig formiert (vgl. Faber 1979; Oexle 1984; Wittkau 1992; Jäger und Rüsen 1992). Dass Humboldt dem Historismus zu Beginn seiner Entwicklung eine deutlich idealistische Prägung gibt, macht deutlich, dass die in dieser Arbeit angenommene Verbindung zwischen empiristisch-positivistischen Positionen und Historismus keineswegs zwingend ist und durchgehend aufrechterhalten werden kann (vgl. Humboldt 1968; Muhlack 1990).

⁶¹ Die Spannung zwischen der Einheit der Geschichte und dem historisch Individuellen gibt es im Historismus trotzdem. Integriert Hegel sie noch durch die wissenschaftliche Logik der Dialektik, wird sie im Historismus durch zwei Prinzipien aufgefangen (vgl. Ringer 1987: 93-96): Zum einen verlangt das Prinzip der Einfühlung, dass der Forscher sich selbst an die Stelle von historischen Individuen setzt. Die gegebene Epoche wird nicht abstrahiert, sondern in ihrem Kontext als ein in sich geschlossener Komplex von Ideen und Werten verstanden. Die metaphysische Auffassung, dass der historische Prozess als Einheit von Bedeutung ist, steht hier deutlich im Erbe des Idealismus. Zum anderen hat das Prinzip der Individualität seine Wurzeln weniger im Idealismus als in der Romantik. „Entscheidend ist dabei der mystisch-metaphysische Sinn dieser Individualitätsidee als jeweils besondere Konkretion des göttlichen Geistes in Einzelpersonen und überpersönlichen Gemeinschaftsorganisationen. Nicht materielle und sozial gleichartige Atome und universale Naturgesetze, sondern jeweils verschieden-eigenartige Persönlichkeiten und

sie verlieren jedoch das Privileg der Wissenschaftlichkeit und bekommen einen spekulativen Charakter:

„Die wissenschaftliche Revolution des Historismus hat die kanonischen Texte allesamt entkanonisiert und einer universalen Hermeneutik unterworfen, derzufolge alle geschichtlichen Epochen als gleichberechtigt [...] anzusehen waren.“ (Jauß 1991: 52; vgl. Ringer 1987: 86-107; Koselleck 1991: 123-127)

Dem durch eine solche Entkanonisierung drohenden Autoritätsverlust begegnet die Philologie mit einem Konzept einer spezifisch deutschen, nationalen Bildung, das zwischen den Humanisten und den erstarken- den positivistisch-realistischen Häretikern vermitteln sollte (vgl. Voßkamp 1994: 23).

Das Ideal der historischen Erkenntnis ist es, „die Erscheinung selber in ihrer einmaligen und geschichtlichen Konkretion zu verstehen.“ (Gadamer 1986: 10) Die allgemeinen Geltungsansprüche der idealistischen Orthodoxie werden dagegen von den Häretikern des Historismus, vermutlich auch einem möglichst deutlichen Distinktionseffekt zuliebe, als ungebildet zurückgewiesen.⁶² Der durch die wachsende Legitimität wissenschaftlicher Methodenorientierung gestärkte Historismus hat

individualisierende plastische Kräfte liegen der Wirklichkeit zugrunde.“ (Troeltsch, zit. nach Ringer 1987: 95)

⁶² Zur Opposition von Idealismus und Historismus formuliert Schnädelbach: „Der Historismus stellt uns somit vor die Alternative, entweder Barbaren mit Überzeugungen oder gebildet und Relativisten zu sein.“ (Schnädelbach 1983: 53; vgl. Bourdieu 1992b: 120)

Diese Äußerung ist, wie auch alle anderen Zitate Schnädelbachs, nicht nur eine analytische Aussage, sondern muss ebenso im Hinblick auf die Position des Philosophen im Feld verstanden werden. Die offensichtlich weiterhin bestehende Identifikation mit den Wurzeln der Geisteswissenschaften und der Philosophie wird hier ebenso deutlich wie die daraus scheinbar automatisch erwachsende Ablehnung des Historismus. Auch die unter diesem Ordnungspunkt zitierten Aussagen von Gadamer und Scholtz sind in dieser Hinsicht aussagekräftig.

demnach einen wesentlichen Anteil daran, dass „der Wahrheitsanspruch geisteswissenschaftlicher Erkenntnis unter das ihm wesensfremde Maß des Methodendenkens der modernen Wissenschaft“ (Gadamer 1986: 29) gerät. Dilthey formuliert sogar die These, dass das moderne historische Bewusstsein der Metaphysik viel radikaler den Boden entzogen habe als Kants Kritizismus, indem es mit seinem Relativismus die Bedingtheit und Geschichtlichkeit der Vernunft zeige, die sich in diesem Licht als unfähig erweise, auf metaphysische Fragen eine wissenschaftlich tragfähige Antwort zu geben (vgl. Scholtz 1991: 82). Doch auch die so genannte kantische Wende trägt ihren Teil zu der Entwicklung bei: Kant stellt in der *Kritik der reinen Vernunft* (1998) die Frage nach der Möglichkeit von Metaphysik als Wissenschaft.⁶³ Dabei formuliert er sein Vorhaben durchaus nicht eindeutig, seine Rezipienten unterstellen ihm im Nachhinein sowohl die Grundlegung einer neuen Metaphysik als auch ihre Vernichtung im Rahmen einer Erkenntniskritik. Eindeutig ist hingegen die Wirkung seiner Kritik. Kant formuliert sie so streng, dass jede Metaphysik, die nicht den Kriterien einer Naturwissenschaft genügt, in Misskredit gerät. Zuverlässiges Wissen und objektive Erkenntnis scheinen von nun an nur noch in den empirisch arbeitenden Erfahrungswissenschaften möglich zu sein.

„Jetzt war – durch Kants transzendente Fragestellung – der Weg verbaut, die Überlieferung, deren Pflege und Studium sie sich widmeten, in

⁶³ „Die eigentliche Aufgabe in der reinen Vernunft ist nun in der Frage enthalten: Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?“ (Kant 1998: 73[B]) Kant sucht mit dieser Leitfrage die Begründung für Urteile, die nicht aus der Erfahrung (a posteriori) stammen und nicht analytisch sind (ein analytisches Urteil stellt lediglich die Entfaltung des schon in der Erfahrung gegebenen Subjekts dar). Jeder Erfahrung vorgeschaltete, synthetische Urteile sind in allen theoretischen Wissenschaften enthalten, die Antwort auf die Frage nach ihrer Möglichkeit ist also zugleich die Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit von Metaphysik.

ihrem eigentümlichen Wahrheitsanspruch anzuerkennen.“ (Gadamer 1986: 46)

Der Anspruch der Geisteswissenschaften auf die Definition der Kriterien einer objektiven Wahrheit ist demnach innerhalb des geisteswissenschaftlichen Feldes dem empirisch orientierten Relativismus des Historismus und, wohl in nicht beabsichtigter Folge, dem positivistisch aufgefassten Kritizismus Kants zum Opfer gefallen.

Weil Philosophie und Wissenschaftlichkeit im Rahmen dieser Entwicklung nicht mehr untrennbar verbunden sind, kann die Philosophie ihre Führungsposition im geisteswissenschaftlichen Feld nicht mehr unumstritten wahrnehmen: Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sie ihr Deutungsmonopol über das Verständnis von Wissenschaft und damit die alleinige Kontrolle über das Feld verloren (vgl. Rothacker 1972: 163). Von dem Anspruch befreit, alles Individuelle auf das historische Ganze beziehen und die Geschichte als objektiv-allgemeine Einheit begreifen zu müssen, erhält der Historismus „Ellenbogenfreiheit für die Empirie“ (Rothacker 1972: 68). Die Folge ist eine mit wissenschaftlichem Selbstverständnis auftretende Geschichtsschreibung singulärer Fakten, „der jede deutende, wertende oder systematisierende Stellungnahme dazu bloß als subjektive Zutat“ (Schnädelbach 1983: 68; vgl. Rothacker 1972: 65) und daher verzichtbar erscheint. Die stabile Machtposition im geisteswissenschaftlichen Feld, die sowohl das legitime Wissen in Form wissenschaftlicher Macht als auch die weltliche Macht inne hat, wird nun von einem Historismus angestrebt, den Habermas als den „Positivismus der Geisteswissenschaften“ (Habermas 1974: 149) bezeichnet, also von einer wertfreien

„Stoff- und Faktenhuberei ohne Unterscheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem, die aber gleichwohl mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität auftritt.“ (Schnädelbach 1983: 51, Hervorh. im Orig.; vgl. Scholtz 1991: 133)

Die durch die Geschichtswissenschaften erforschte Pluralität von moralischen, rechtlichen, religiösen und metaphysischen Orientierungs-

systemen führt zu einem desillusionierten, weil desorientierten Relativismus. Ein verbindlich geltendes System kann nunmehr weder vom geschichtlich fortschreitenden Geist, noch von der ahistorischen Vernunft identifiziert werden. „Nun weiß man zwar sehr viel – aber leider zu viel und nicht mehr das, woran man sich halten kann.“ (Scholtz 1991: 47, Hervorh. im Orig.) Die Vertreter des Historismus verfügen im Kampf um die Doxa des geisteswissenschaftlichen Feldes bereits nach kurzer Zeit über so viel Macht, dass sie Hegel, als seine „bedeutendsten und ausgesprochensten Gegner“ (Rothacker 1972: 41), den Eintritt in die Berliner Akademie der Wissenschaften verwehren können.

Die in ihrer Machtposition bedrohten Philosophen und philosophischen Wissenschaftstheoretiker bleiben noch bis in die 1860er Jahre hinein vom Spätidealismus bestimmt. Viele führt ein allgemeiner Verdacht gegenüber „den Trugschlüssen des gesunden Menschenverstandes [...] dazu, der empirischen Forschung insgesamt zu mißtrauen.“ (Ringer 1987: 87) Ihnen erscheint der sich auf dem Vormarsch befindliche Empirismus – hinsichtlich ihrer Position im geisteswissenschaftlichen Feld zu Recht – als Bedrohung, die es abzulehnen gilt (vgl. Schnädelbach 1983: 108-114). Hier wird deutlich, dass die Philosophen ihren Einfluss auf das Feld nun teilen müssen. Sie handeln daher entsprechend der Hysteresis, einem Mechanismus, der Grund dafür ist,

„daß in Krisenzeiten die am stärksten dem alten Zustand des Systems verhafteten höchstprivilegierten Kreise am langsamsten die Notwendigkeit eines strategischen Wechsels begreifen und so Opfer ihrer eigenen Strategie werden.“ (Bourdieu 1987a: 50, Fn.12)

Die Philosophieprofessoren müssen, als die in Frage gestellte intellektuelle Elite des Mandarinentums, an der Orthodoxie festhalten, die ihrem Habitus eingeschrieben ist und die sie selbst an die Spitze befördert hat. Wie schonungslos die Orthodoxie der idealistischen Philosophie innerhalb des Faches weiterhin durchgesetzt wird, und wie viel Macht die in Frage gestellten Eliten demzufolge noch immer haben, macht Ringer deutlich wenn er erwähnt, dass einige der „brillantesten Kritiker der

Metaphysik des gesunden Menschenverstandes [...] nur zu geringer Beachtung“ gelangen, weil sie es unterlassen, „einen Beitrag zum »doktrinalen« Geschäft einer Rekonstruktion des Idealismus zu leisten, und das genügte um sie zu verurteilen.“ (Ringer 1987: 275, Hervorh. im Orig.)⁶⁴ In dieser Identitätskrise der Philosophie erklärt sich, warum die

„professionellen Philosophen bis in unser Jahrhundert am Systemmodell der Wissenschaft festhalten und es den [...] Naturwissenschaftlern überlassen, das forschungswissenschaftliche Wissenschaftsverständnis zu formulieren. [...] So ist die Geschichte der Philosophie im Jahrhundert der Wissenschaft wesentlich die Geschichte philosophischer *Reaktionen* auf das, was in der Wissenschaft und mit der Wissenschaft in einer veränderten Kultur geschieht.“ (Schnädelbach 1983: 118, Hervorh. im Orig.)

Neben den sich im Machtkampf gegenüberstehenden Positionen des Historismus und der idealistischen Philosophie gibt es Bemühungen im geisteswissenschaftlichen Feld, die beiden konkurrierenden Perspektiven zu verbinden.⁶⁵ In einem historischen Rückblick bemerkt Dilthey, dass seit den 1820er Jahren

⁶⁴ Nach Bourdieu entspricht die Unbarmherzigkeit, mit der hier scheinbar gegen Häretiker vorgegangen wird, durchaus einer feldtheoretischen Logik: Die im vorliegenden Fall noch gar nicht voll entwickelte Krise wird bei ihm zu einem „Medium der *Enthüllung* [...]. Indem sie dazu zwingt, sich zu entscheiden, und zwar in aller Öffentlichkeit, indem sie mehr und mehr Situationen schafft, in denen auch Nicht-Wählen noch Ausdruck einer Wahl ist, legt sie ihre Schnitte tief ins Diffus-Verschwommene“ (Bourdieu 1992b: 285, Hervorh. im Orig.). Die durch die Opposition des Historismus ausgelöste, kognitive Krisenerscheinung übt im geisteswissenschaftlichen Feld den Zwang aus, alles Handeln in allen Fragen auf das in der Krise fragliche Problem hin auszurichten. Die Entscheidung der fraglichen Akteure, nicht zur Rekonstruktion der Orthodoxie beizutragen, macht sie für die Vertreter der Orthodoxie daher automatisch zu Vertretern des feindlichen Lagers, die es zu bekämpfen gilt.

⁶⁵ Legt man diesen Bemühungen die in Fußnote 64 gemachten Ausführungen zugrunde, nach denen eine Krise die Struktur eines Feldes tendenziell durch eine ihrer Logik entsprechende „*Trennung* in klar geschiedene *Lager*“ (Bourdieu 1992b: 285, Hervorh. im

„die historische Schule den Zusammenhang ihres methodischen Verfahrens entwickelt, der Idealismus seine verschiedenen Formen ausgebildet hatte und die Verbindung beider Ideenkreise die ganze geisteswissenschaftliche Literatur durchdrang.“ (Dilthey 1981: 132)

Auch Humboldt formuliert in dieser Zeit eine stark idealistisch geprägte Abhandlung *Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers*, in der er den Versuch der Vereinigung beider Positionen unternimmt:

„Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist die Darstellung des Geschehenen [...]. Das Geschehene ist aber nur zum Theil in seiner Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muss hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden.“ (Humboldt 1968: 35)

Es ist eines der Leitmotive der Abhandlung, dass die Darstellung des Geschehenen keine bloße Abbildung, sondern eine selbsttätige, kreative Leistung der Forscherpersönlichkeit des Historikers ist. Aus Diltheys Perspektive handelt es sich bei solchen Versuchen jedoch lediglich um eine unkritische Verbindung der beiden Standpunkte, denen die erkenntnistheoretische Unvereinbarkeit von Historismus und Idealismus verborgen bleibt.⁶⁶ Dilthey selbst wird dieses Unterfangen einige Jahre später selbst angehen (vgl. Punkt 4).

Wissenschaftsgeschichtlich tritt damit eine weitgehende Historisierung der Geisteswissenschaften ein. In allen kulturellen Feldern fordert historisches Denken die philosophischen Lehren heraus, in vielen Feldern setzt es sich auch durch. Durch die programmatische Hinwendung zur Wirklichkeit und zu empirisch-historischen Tatsachen verliert das

Orig.) ersetzt, kann nur davon ausgegangen werden, dass sich das geisteswissenschaftliche Feld zu diesem Zeitpunkt nicht in einer voll ausgebildeten Krise befindet. Die bisherigen Entwicklungen werden daher als *Krisenerscheinungen* gedeutet.

⁶⁶ Er kritisiert die Autoren solcher Versuche: „Der Zusammenhang zwischen den neukonstituierten Geisteswissenschaften, dem Problem der Kritik der historischen Vernunft und dem Aufbau einer geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften ist ihnen nicht aufgegangen.“ (Dilthey 1981: 136)

jenige Humboldtsche Prinzip seine Gültigkeit, welches seinen Sinn in erster Linie in der Abschottung vor Nutzen- und Verwertungsansprüchen der Gesellschaft bewahren sollte (vgl. Punkt 3.5): die Praxisferne der Wissenschaft. Zunächst kann der erstarkende Historismus jedoch als ein Indiz für die Autonomie des geisteswissenschaftlichen Feldes gewertet werden. Dass die Geisteswissenschaften, denen ein Methodenverständnis im Sinne der modernen Wissenschaft bis dahin völlig fremd ist, die auch durch die Naturwissenschaften gesteigerten Erwartungen an wissenschaftliche Erkenntnis nicht erfüllen können, trägt zur Legitimierung des auf kontrollierbare Tatsachenaussagen ausgerichteten Historismus bei. Der Druck, den der Erfolg empirischer Methoden auf das Feld ausübt, wird in eine feldinterne Logik umgewandelt: Der Historismus kann als geisteswissenschaftliche Übersetzung empirischer und positivistischer Standpunkte verstanden werden, die sich auf der einen Seite deutlich von bis dahin legitimen idealistischen Positionen abgrenzt, und auf der anderen Seite den Einfluss von außerhalb bricht und in die Logik des geisteswissenschaftlichen Feldes übersetzt.

Die nun im Zuge der fachlichen Ausdifferenzierung „aus dem Schoß der philosophischen Fakultät entspringenden Erfahrungswissenschaften“ (Habermas 1988: 155) folgen einem methodischen Ideal der Verfahrensrationalität, das jeden Versuch der enzyklopädischen Einbettung ihrer Inhalte in eine philosophische Gesamtdeutung unmöglich macht. Der Geist wird auf eine rein menschliche Tatsache unter anderen Tatsachen reduziert: Der objektive Geist erfährt seine „radikale Subjektivierung“ (Gadamer 1986: 47). Zum einen bilden sich nun die Gesellschaftswissenschaften aus, weil Realfaktoren wie der Staat, die Wirtschaft, die Sprache, die Religion oder das Recht in den Blick rücken, zu denen – hier sei an den gesellschaftlichen Hintergrund von Modernisierung und Industrialisierung erinnert – in der Folge ihrer diachronen Entwicklung statt des erkenntnistheoretisch absoluten Geistes jeweils spezifische Erklärungsmodelle innerhalb einer Einzelwissenschaft ver-

wendet werden (vgl. Koselleck 1991: 124-129). Noch davor bildet sich zum anderen im Rahmen der Ausdifferenzierung der Wissenschaften eine weitere Fächergruppe heraus: die Naturwissenschaften. Wenn der Historismus im geisteswissenschaftlichen Feld an Macht gewonnen hat und eine Bedrohung für die neuhumanistischen und idealistischen Ideale darstellt, dann ist die feldtheoretische Gefahr, die nun vom sich herausbildenden naturwissenschaftlichen Feld ausgeht, umso größer. Hier konstituiert sich ein Gegenspieler, dessen Opposition sich alle Gegensätze innerhalb der Geisteswissenschaften unterordnen werden.

3.6.2 Feldexterne kognitive Krisenerscheinungen – Die Naturwissenschaften

Die Entstehung des empirisch geprägten Historismus und seine Ablösung der Philosophie als Leitwissenschaft im geisteswissenschaftlichen Feld kann in den Kontext einer größeren Entwicklung gestellt werden: den Aufstieg der empirischen Wissenschaften ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Die Erstarkung empirischer Methoden ist nicht in der Universitätsidee Humboldts begründet, sondern stellt im Gegenteil eine Rebellion gegen diese dar.⁶⁷ Zu dem Zeitpunkt liegen zwar noch keine einheitlichen Naturwissenschaften vor, die Auflösung der Einheit der Wissenschaften und die zunehmende Dominanz des Empirismus begünstigen es jedoch, dass sich mit den Naturwissenschaften ein weiterer Akteur in der philosophischen Fakultät herausbildet. Während sich die Philosophie zunächst nur gegen den Historismus durchsetzen muss, bildet sich durch die immer dominanter werdende Fächergruppe der Naturwissenschaften mit der Zeit eine zweite Front, an der Philosophie und Historismus um die Wahrheit des universitären Feldes kämpfen müssen.⁶⁸

⁶⁷ Der Chemiker Liebig wundert sich beispielsweise darüber, dass der Ausdruck Bildung sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf die Kenntnisse der Literatur, der klassischen Sprachen und der Geschichte beschränkt. Für ihn steht der diesen Bildungsbegriff vertretende humanistische Geist dem Fortschritt der Naturwissenschaften im Weg (vgl. Frühwald 1991: 77; vgl. Punkt 4.2).

⁶⁸ Der Mediziner Virchow spricht gegen Ende des 19. Jahrhunderts von einem „Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter“ und konstatiert, dass „mit dem Tode Hegel’s auch die Universität dauernd aus dem Bann der philosophischen Systeme erlöst worden ist. [...] In dem Maasse, als die philosophischen Systeme in den Hintergrund gedrängt wurden, sind die nüchterne Beobachtung und der gesunde Menschenverstand in ihr Recht getreten.“ (Virchow 2006: 20-21) Dass die Beobachtungen der

Das naturwissenschaftliche Wissenschafts- und Methodenverständnis versucht seine Wahrheit nicht mehr deduktiv aus absoluten Ideen und Prinzipien zu gewinnen, sondern leitet aus den empirischen Beobachtungen induktive Schlüsse ab, die Aussagen über den Wahrheitsgehalt der Hypothesen ermöglichen.⁶⁹ Besonders der Naturwissenschaftler von Helmholtz verstärkt die Autorität der induktiven Wissenschaft außerordentlich (vgl. Helmholtz 1862). Der Induktivismus wird

Naturwissenschaftler nicht immer nüchtern bleiben, sondern sich bisweilen in eine ungehemmte Hybris der Unterwerfung der Natur unter die Wissenschaft verwandeln, zeigen die bei Lepenies zitierten Reden des Rektors der Berliner Universität, Du Bois-Reymond (vgl. Lepenies 1985: 249).

⁶⁹ Mit Schelsky lassen sich drei elementare Kennzeichen der neuen, induktiven Wissensform hervorheben, die sich im universitären Feld etabliert und unweigerlich auch in das geisteswissenschaftliche Feld hineinwirkt: Gemäß der Sach- und Faktenvoraussetzung (1) besteht der Forschungsgegenstand aus sich selbst heraus und verfügt über eine Eigengesetzlichkeit, in der er erkennbar ist. Indem keine Aussage über die Natur des Gegenstandes getroffen wird, er also nur als erkennbar charakterisiert ist, lässt sich bereits hier der hypothetische Charakter der neuen Wissensform erkennen. Weiterhin wird schon hier deutlich, dass die Eigengesetzlichkeit des Forschungsgegenstandes eine Einteilung in eigenständige Forschungsgebiete erfordert. Dieser Umstand treibt die Spezialisierung der Forscher voran und ist daher konträr zum idealistischen Verständnis der Einheit der Wissenschaften (vgl. Punkt 3.3). Die Methode, mittels derer sich der nun definierte Gegenstand erschließt ist die der Konstruktion des Gegenstandes (2). Hier steht mit Wissenschaft als Besinnung nicht mehr das Humboldtsche Ideal der geistigen Selbsttätigkeit im Mittelpunkt, sondern Wissenschaft als Technik, die eine spezifische Bearbeitung des Gegenstandes im Experiment ermöglicht. Zuletzt ist die neue Wissensform ihrem dritten Merkmal nach immer auch Praxis (3). Die von Humboldt postulierte Trennung von reiner Wissenschaft und ihrer Anwendung wird hier aufgehoben, weil bereits Wissenschaft eine Form der technischen Anwendung und der industriellen Auswertung ist (vgl. Schelsky 1971: 141-143).

auf diese Weise, insbesondere in Verbindung mit experimenteller Forschung, zur dominanten Ideologie nicht nur der Naturwissenschaften, sondern des gesamten universitären Feldes. Der Doxa des Feldes, die, wie im Feld der philosophischen Fakultät auch, aus dem reinen, uneigennütigen Interesse an der wissenschaftlichen Wahrheit besteht (vgl. Punkt 2.3.1), können sich die Naturwissenschaften erst durch die Suspendierung der Zwecke der Anwendbarkeit in der Grundlagenforschung anpassen. Sie ermöglicht ihnen den Grad an wissenschaftlicher Reinheit zu erlangen, den das universitäre Feld erfordert.

Aus der sich etablierenden Wissenschaftsform lässt sich ein neuer wissenschaftlicher Arbeits- und Betriebscharakter ableiten. Wissenschaftliche Forschung folgt jetzt weniger dem unter Punkt 3.3 beschriebenen, nur von der Philosophie zu erfüllenden Ideal der reinen Selbsttätigkeit, sondern orientiert sich an der Logik sachlicher Problemstellungen.⁷⁰ Die mit der Industrialisierung eingeleitete Verwissenschaftlichung der Lebenswelt wirkt auf die Wissenschaft zurück und

⁷⁰ Virchow führt aus: „Jetzt verlangt man von dem Gelehrten, dass er auch ein Forscher sei, und die Ansprüche in Bezug auf die Lehre haben sich so sehr gesteigert, dass schon der akademische Unterricht die Aufgabe stellt, die lernende Jugend nicht bloß in die Methoden, sondern auch in die Praxis der Untersuchung einzuführen. Es bedarf keiner besonderen Beweisführung mehr, dass diese Art der Wissenschaft eine nützliche sei. Jedermann im Volke sieht es, welchen Nutzen Staat und Gesellschaft von den neuen Anstalten haben. Das alte Wort Baco's von Verulam ist eine Wahrheit geworden: *Scientia est potentia*.“ (Virchow 2006: 27-28) Bacons Prophezeiung scheint eine populäre Selbstvergewisserung der Naturwissenschaftler im 19. Jahrhundert gewesen zu sein, auch für Du Bois-Reymond ist sie Wirklichkeit geworden, und neben dem Erwerb von Kenntnissen und Methoden beschreibt er, ganz im Sinne von Bacons Diktum, „mit behaglichem Selbstbewußtsein als Ziel der Naturwissenschaften »die planmäßige Bewältigung und Ausnutzung der Natur durch den Menschen zur Vermehrung seiner Macht, seines Wohlbefindens und seiner Genüsse«“ (Lepenes 1988: 57).

führt zu einer Vergesellschaftung der Wissenschaft, in deren Rahmen diese technischen und ökonomischen Kriterien unterworfen wird.⁷¹ Ein Grund für das

„seltsame *Aufeinanderabgestimmtheit* von *objektiver Weltansicht* und *Geschäftsmaxime*, vom Gleichmaß des Fortschritts in der interessenlosen, um der Wahrheit willen betriebenen Wissenschaft und in der zweckhaften Ausnützung des Lebens durch die Wirtschaft“ (Plessner 1974b: 215, Hervorh. im Orig.)

besteht im gesetzmäßigen Verhalten der naturwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstände, welches, bei größtmöglicher Ausschaltung der Persönlichkeit des Forschers, eine mathematisch zu bestimmende Form annimmt. Forschung ordnet sich dadurch einem Produktionsprozess unter, „der die einzelne Leistung um des Fortschritts der Erkenntnis willen entwerten muß.“ (Schelsky 1971: 145) Aus der von Humboldt postulierten, gleichberechtigten Gelehrten-gemeinschaft, deren gemeinsames Ziel die reine Wissenschaft ist, wird nun immer mehr der arbeitsteilig und hierarchisch organisierte Forschungsbetrieb mit einem funktional differenzierten Leistungsprofil. Mit der von Plessner diagnostizierten Mechanisierung und Methodisierung der Wissenschaft (vgl. Plessner 1974b: 127) geht daher die Entpersönlichung von Forschung einher, bei der die Individualität des Forschers – in der Idee der Gründer der Berliner Universität elementarer Bestandteil des Forschungs- und Lehrprozesses – so weit wie möglich einer anonymen Sachlichkeit weicht. Die schrittweise Veränderung der Arbeitsweise und der Personalstruktur findet ihre Entsprechung in äußeren Veränderungen der Universität: Die Universität besteht nun nicht mehr nur aus

⁷¹ Die von Weber in dem Vortrag *Wissenschaft als Beruf* beschriebene Professionalisierung der Wissenschaft (vgl. Weber 1951: 566-597) wird von Plessner als „Industrialisierung der Wissenschaft“ bezeichnet (Plessner 1974b: 130)

einem Hauptgebäude, in dem Vorlesungen stattfinden und es ein Professorenzimmer gibt.⁷²

Der Arbeits- und Betriebscharakter wissenschaftlicher Tätigkeit ist nur ein Aspekt im Kontext einer generellen Dynamisierung der traditionellen Wissenschaft im Zeichen der Industrialisierung. Es sind die empirisch verfahrenen Wissenschaften, die auf das explodierende experimentelle Wissen reagieren können und sein Wachstum gleichzeitig antreiben. Durch eine Vereinheitlichung von Theorien und Methoden im Zeichen des Mechanismus können sie es in geordnete Bahnen lenken (vgl. Ben-David 1984: 118). Das für Wissenschaft relevante Kriterium ist nicht mehr die Theorie, sondern die Empirie, Schnädelbach spricht von einem „*Primat der Erfahrung vor der Theorie*“ (Schnädelbach 1983: 113, Hervorh. im Orig.). In der Konsequenz müssen sich Theorien als Zwischenstationen auf dem durch Erfahrung geleiteten Weg der Erkenntnis dem Innovationsdruck unterordnen.⁷³ Das Verständnis, dem die Philosophie angesichts des jetzt dominanten, utilitaristisch und instrumentell geprägten Verständnisses von Wissenschaft nun folgt, spiegelt sich in der elften Feuerbachthese von Marx wider: „The philosophers have only *interpreted* the world, in various ways; the point, however, is to *change* it.“ (Marx 1978a: 145, Hervorh. im Orig.) Auch für den Linkshegelianer Marx geht es nun nicht mehr darum, eine Wahrheit durch die philosophische Interpretation der Realität zu erkennen,

⁷² Ellwein bemerkt: „Nun gab es Institute, eigene Arbeitszimmer für Professoren, allmählich wissenschaftliche Mitarbeiter in den Instituten, in der Physik und in der Chemie Labore [...] – kurz: Die Universität erhielt eine Betriebsstruktur.“ (Ellwein 1992: 135)

⁷³ In Anlehnung an Plessner erklärt Schnädelbach damit den bemerkenswerten Vorrang der wissenschaftlichen Fragestellung vor der Antwort, „und wohl generell das philosophische Pathos des Fragens [...]. In permanenten Innovationsprozessen ist das *Innovierende* das wirklich Wichtige, nicht das Ergebnis, das ohnehin bald überholt sein wird.“

(Schnädelbach 1983: 114, Hervorh. im Orig.)

sondern in die Welt einzugreifen, um sich bestimmte Teilaspekte zu unterwerfen und nutzbar zu machen. Das Ziel ist nicht die Erkenntnis der Wahrheit der Welt, sondern ihre Veränderung im Sinne eines wie auch immer definierten Fortschritts. Auch wenn das geläufige Verständnis von Fortschritt nicht immer die Umwerfung der bestehenden Verhältnisse impliziert, entspricht Marx' historischer Materialismus mit seiner Forderung exakt dem zeitgenössischen Verständnis von Wissenschaft.

Wie gezeigt wurde, wird die Philosophie durch diese Ideologie in eine Identitätskrise gestürzt.⁷⁴ Im geisteswissenschaftlichen Feld wird nun ein offener Kampf zwischen idealistisch geprägter Philosophie und dem Historismus ausgetragen. Letzterer besitzt für diesen Kampf den entscheidenden Vorteil, dem herrschenden Wissenschaftsbild am ehesten zu entsprechen. Die an Humboldts Ausführungen angelehnte Doxa ist nun also zu einer Orthodoxie, in vielen Bereichen sogar zu einer Heterodoxie geworden, die sich gegen den mittlerweile vielfach von

⁷⁴ Es lassen sich vier Wege bestimmen, mit denen Vertreter des Faches auf diese Entwicklung reagieren (vgl. Schnädelbach 1983: 118-137): Entweder wird der Versuch gestartet, der Philosophie einen von den Einzelwissenschaften unabhängigen Aufgabenbereich zuzuweisen, durch deren Bearbeitung sie selbst als Wissenschaft rehabilitiert wird. Oder der Anspruch der Philosophie als eigenständiges Erkenntnisgebiet wird aufgegeben, um ihre Neubegründung in einer kritischen Funktion zu suchen. Drittens gibt das Bestreben, sich mit der Bedrohung zu identifizieren und Wissenschaft in einem szientistischen Sinne als Philosophie zu begreifen. Der Versuch, es der Wissenschaft gleichzutun und mittels historisch-hermeneutischer Forschung selbst eine Berechtigung als Forschungswissenschaft zu erlangen, bildet die vierte Reaktion. Projektiert man diese vier Möglichkeiten von der Philosophie auf das geisteswissenschaftliche Feld, ist der durch Dilthey beschrittene Weg sicherlich in dem Versuch zu erkennen, den Geisteswissenschaften durch historisch-hermeneutische Forschung selbst eine wissenschaftliche Legitimität zu verleihen.

einer Heterodoxie zu einer Orthodoxie gewandelten Historismus durchsetzen muss. Inmitten dieser Phase des Umbruchs wird Dilthey den im Folgenden zu analysierenden Versuch unternehmen, den Geisteswissenschaften eine eigene systematische Begründung zu verleihen.

4 Geisteswissenschaftliche Hermeneutik unter den Bedingungen der Naturwissenschaften – Wilhelm Dilthey

Angesichts der Position des Historismus im Feld ist es für die sich im Schatten der Naturwissenschaften befindlichen Geisteswissenschaften, die ihre Legitimierung ohnehin zu einem großen Teil aus der Katalogisierung gesicherten historischen Wissens beziehen, nun kein großer Schritt mehr, „das Feld der Geschichte ganz so wie das der Natur zu bearbeiten“ (Scholtz 1991: 51). Ideen werden jetzt nicht mehr als geschichtliche Vorgaben des über den Tatsachen stehenden, sinnstiftenden Geistes verstanden, sondern als menschliche Erzeugnisse. Der Historiker Sybel bringt diese Überzeugung auf den Punkt:

„Meinerseits sehe ich die Ideen nicht außerhalb der Menschen, als dämonische Kräfte, die ihn wider seinen Willen fortstoßen; ich sehe in aller Geschichte die Menschen, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben.“ (Sybel, zit. nach Koselleck 1991: 132)

Nach einem positivistischen Verständnis wird der Geist in allen Wissenschaftsbereichen zu einer Emanation psychischer, gesellschaftlich bedingter Dispositionen umgedeutet.

Je konsequenter der Historismus als „Positivismus der Geisteswissenschaften“ (Habermas 1974: 149) Deutungen und Tatsachen pluralisiert (und damit relativiert), indem sie von ihm in einen historischen Kontext eingebunden werden, desto eher werden auch die eigenen Werte und Überzeugungen zu kontingenten Tatsachen, und desto größer wird die damit verbundene Orientierungslosigkeit. Und umgekehrt: Je

subjektiver und problematischer die persönlichen Urteile und Überzeugungen des Wissenschaftlers erscheinen, desto wichtiger wird es, möglichst objektives Wissen im Feld der Geschichte zu gewinnen, „mag dies Wissen auch noch so bedeutungslos und belanglos sein. Man beschränkt sich, um der Wissenschaft willen, auf Datensicherung.“ (Schnädelbach 1983: 134) Die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts historisierten Geisteswissenschaften tendieren demnach aus dem Konkurrenzdruck der Naturwissenschaften heraus dazu, sich auf die Sicherung und Katalogisierung historischer Daten zu beschränken.⁷⁵ Ziel ist es, die Geschichte den neuen wissenschaftlichen Prinzipien anzupassen: „Der Gedanke historischer Gesetze übte auf viele Geister eine geradezu enthusiastische Wirkung.“ (Rothacker 1972: 195) Das dominante Muster, nach dem sich diese „Positivierung aller Wissenschaften“ (Geldsetzer 1974: 145) und die Verwissenschaftlichung der Geisteswissenschaften richten, ist das der Naturwissenschaften.

Vor dem Hintergrund des Siegeszugs der Naturwissenschaften und der empirischen Methode bilden sich verschiedene Ansätze heraus, die Geisteswissenschaften in Abgrenzung zu den Naturwissenschaften neu zu begründen und ihnen wieder eine eigenständige Systematik zu verleihen. Die an verschiedenen Punkten ansetzenden Abgrenzungen der Geisteswissenschaften können zum einen als ein Akt der Selbstbehauptung

⁷⁵ Ringer weist darauf hin, dass die idealistischen Philosophen sich deutlich von den Häretikern des Positivismus abzugrenzen wussten: „In jeder Disziplin und auf jedem Forschungsgebiet wurde der Gegensatz von Idealismus und Positivismus dazu verwendet, einen profunden, unbestimmt humanistischen und wertbezogenen Ansatz von einem oberflächlichen zu unterscheiden. [...] Der Positivist war zum Teil ein mythischer Bösewicht, der als Gegenbild zur Erneuerung der Wissenschaft diente. Seine Häresie lag nicht so sehr in dem, was er vortrug, als vielmehr in dem, was er zu denken und zu sagen versäumte. Seine Sünden waren unklar definiert und vielfältig, weil es viele Wege gab, die vom Idealismus wegführten.“ (Ringer 1987: 268)

tung gegen theoretisch und auch praktisch als übermächtig empfundene Naturwissenschaften verstanden werden (vgl. Lenoir 1992; Kutschmann 1999).⁷⁶ Zum anderen künden sie auch vom Selbstbewusstsein einer Wissenschaft, die im 19. Jahrhundert vor dem Hintergrund des historischen Bewusstseins gerade einen massiven Aufschwung erfahren hat. Die nun entstehende Methodendiskussion⁷⁷ findet in nahezu jeder Wissenschaft außerhalb der Naturwissenschaften statt: Dilthey veröffentlicht 1883 seine *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (und 1910 den *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*), Simmel ver-

⁷⁶ Von naturwissenschaftlicher Seite führt dieser Erfolg stellenweise zu einer Selbstüberschätzung, die sich in imperialen Annexions- und Angleichungsbestrebungen äußert. Hier sei erneut auf die bei Lepenies zitierten Reden des Rektors der Berliner Universität, Du Bois-Reymond, verwiesen (vgl. Lepenies 1985: 249, 1988: 57). Der Mediziner Virchow ist ein weiteres Beispiel für die Allmachtsgelüste, die der Erfolg der Naturwissenschaften bei vielen Wissenschaftlern auslöst. In einer Rede, in der er 1893 als Rektor der Berliner Universität den Übergang vom philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter begrüßt, pathologisiert er das, was er für eine philosophische Arbeitsweise hält: „Der menschliche Geist ist nur zu sehr geneigt, den mühseligen Weg des ordnungsmässigen Denkens zu verlassen und sich in träumerisches Sinnen zu versenken. Davor schützt nur [...] der gesunde Menschenverstand, und wer diesen durch fehlerhafte Erziehung verloren hat, der kann sich nur retten durch Gewöhnung an strenge empirische Arbeit. Man muss es eben lernen und sich daran gewöhnen, das Unbekannte von dem Bekannten aus zu erklären, aber nicht umgekehrt, das Dunkle und Unbekannte, gleichsam als wäre es eine neue Wahrheit, zum Ausgangspunkte phantastischer Schlussfolgerungen zu wählen.“ (Virchow 2006: 30)

⁷⁷ Laut Reiter erweist sich der Methodenstreit als eine „wissenschaftsgeschichtliche »Notwendigkeit und Fruchtbarkeit in den sich ausdrücklich auf eine »verstehende« Forschungslogik gründenden Richtungen etwa der Nationalökonomie [...], der Soziologie [...], der Psychologie und Psychopathologie [...], der Theologie [...] und besonders der philosophischen Anthropologie und Pädagogik“ (Reiter 1974: 35, Hervor. im Orig.).

sucht 1892 mit *Die Probleme der Geschichtsphilosophie* die methodische Grundlegung der verstehenden Soziologie zu leisten⁷⁸ und die Neukantianer Windelband und Rickert sagen dem Positivismus 1894 und 1896 mit *Geschichte und Naturwissenschaft* und den *Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung* den Kampf an. Auch Weber schaltet sich ab 1903 mit einer Reihe von Aufsätzen in die Debatte ein (vgl. Weber 1951; Ringer 1987: 282-299).

Die Abgrenzungsversuche des Südwestdeutschen Neukantianismus sind in erster Linie methodenorientiert. Ihre Kernaussage besteht darin, dass zwischen Geistes- und Naturwissenschaften kein materialer Unterschied im Sinne von „der Natur“ und „dem Geist“ besteht. Dieser seit den Anfängen des mittelalterlichen Denkens bestehende Unterschied kann „jetzt nicht mehr als so sicher und selbstverständlich anerkannt werden“, dass er „unbesehen zur Grundlage einer Klassifikation gemacht werden dürfte.“ (Windelband 1921: 142) Windelband will eine solche gegenstandsbezogene Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften durch eine Einteilung der Wissenschaften nach ihrem formalen Erkenntnisziel ersetzen:

„Die einen suchen allgemeine Gesetze, die anderen besondere geschichtliche Tatsachen. [...] Die einen sind Gesetzeswissenschaften, die anderen Ereigniswissenschaften; jene lehren, was immer ist, diese was einmal war.“ (Windelband 1921: 144-145)

Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich für den Neukantianer die Unterscheidung zwischen idiographischen (das Einzelne beschreibenden) und nomothetischen (Gesetze aufstellenden) Methoden. Weil mit der Betonung der unauflösbaren Individualität des Historischen und der sich daraus ableitenden Notwendigkeit individualisierender Metho-

⁷⁸ Weber stellt dazu fest: „Die logisch weitaus entwickeltsten Ansätze der *Theorie* des »Verstehens« finden sich in der zweiten Auflage von Simmels »Probleme der Geschichtsphilosophie«“ (Weber 1951: 92, Hervorh. im Orig.).

den die zentrale Lehre des Historismus legitimiert, also eine dominante Lehre des geisteswissenschaftlichen Feldes gestützt wird, ist die These Windelbands lange Zeit überaus erfolgreich (vgl. Rothacker 1926: 10-11; Rentsch 1991: 35).

Windelbands Schüler Rickert begreift nicht Geist, sondern Kultur als die transzendentalphilosophische Entsprechung der Natur. Es ist daher nur konsequent, wenn er den Terminus „Geisteswissenschaften“ zurückweist und stattdessen von „Kulturwissenschaften“ spricht.⁷⁹ Rickert differenziert ebenfalls methodenorientiert, wenn er auf die jeweilige Begriffsbildung der generalisierenden, extensiven Naturwissenschaften und der in erster Linie individualisierenden, intensiven Kulturwissenschaften abhebt (vgl. Rickert 1921). Wie schon sein Lehrer, bestimmt er die Kulturwissenschaften als wertbeziehend und die Naturwissenschaften als wertneutral. Kultur bildet sich für ihn durch die Beziehung der Tatsachen auf ein Wertsystem, Werte werden also zu dem Allgemeinen der Kulturwissenschaften gemacht, vor deren Hintergrund historische Ereignisse und Individuen untersucht werden können.⁸⁰

⁷⁹ Der Gegenstand dieser Wissenschaften bestimmt sich Rickert zufolge daher auch nicht – wie von Dilthey angenommen – in Anlehnung an Hegels Begriff des objektiven Geistes. „Soweit die Hegelsche Terminologie dazu beigetragen hat, das Wort Geisteswissenschaften gebräuchlich zu machen, ist es [...] eine Art von Mißverständnis, wenn man die Wissenschaften, deren Objekte psychische Gegenstände sind, als Geisteswissenschaften bezeichnet“ (Rickert 1921: 181).

⁸⁰ Mit der Annahme, dass der geschichtliche Sinn zwar nicht wiederholbar ist, aber dennoch mit allgemeinen, wiederholbaren Begriffen erfasst wird, schließt Rickert die Möglichkeit streng idiographischer Wissenschaften im Sinne Windelbands aus. In den Kulturwissenschaften erhalten nach Rickert die Gegenstände Bedeutung, die das Wertsystem der Menschen verkörpern oder betreffen, hier formuliert er den Begriff der Wertrelevanz. Der Historiker geht also bei der Wahl seines Untersuchungsgegenstandes von seinem Gefühl für die allgemeine Bedeutung bestimmter Werte aus. Mit anderen Worten: Die

Rickert opponiert gegen Dilthey, für ihn ist der Gegenstand der Kulturwissenschaften so wenig das psychische Leben der Menschen wie die Methode das psychologische Verstehen fremder Lebensäußerungen ist (vgl. Habermas 1969: 201; Geldsetzer 1974: 146-147; Simon-Schaefer 1975: 14-15; Rentsch 1991: 39).

Mit seiner normativen Kulturphilosophie ebnet Rickert den Weg für Weber, der seine Wissenschaftsauffassung und methodologische Orientierung an den Arbeiten von Rickert ausrichtet:

„In Rickerts Werk [...] hat er [Weber, JH] im wesentlichen die Überlegungen gefunden, die seinerzeit den [...] eigenen entsprachen und die er sich daher zu eigen machte, um auf ihrer Grundlage den Bezug der Wissenschaften zur Wirklichkeit aufzunehmen.“ (Merz-Benz 1990: 28; vgl. Weber 1926: 273)

Beispielhaft für den Einfluss, den die Südwestdeutschen Neukantianer im Allgemeinen und Rickert im Besonderen auf Webers methodologische und wissenschaftstheoretische Ausrichtung hatten, sind seine Überlegungen zur Theorie der Idealtypen, die er

„in unmittelbarem Zusammenhang mit der Bestimmung der den naturwissenschaftlichen Erkenntnisverhältnisse, insbesondere den »generell geltenden Gesetzen«, im Rahmen der Methodologie der Kulturwissenschaften zukommenden Bedeutung“ (Merz-Benz 1990: 374, Hervorh. im Orig.; vgl. Weber 1951: 190-212)

entwickelt.

Gleichzeitig mit den Arbeiten von Windelband und Rickert beginnt auch Dilthey seine wissenschaftstheoretischen Überlegungen.⁸¹ Im

Entscheidung, auf welche Weise man sich welchen Gegenständen zuwendet, hängt nicht von den (einzigartigen) Gegenständen, sondern von den (allgemeinen) Werthaltungen gegenüber diesen Gegenständen ab, es besteht somit ein systematischer Zusammenhang von Erkenntnis und Interesse (vgl. Habermas 1969: 201; Ringer 1987: 292-293).

⁸¹ Obwohl die Ansätze der Neukantianer und Diltheys gleichzeitig entstehen, „wird man wahrscheinlich Dilthey ein großes Maß an Originalität zubilligen müssen. Zumindest

Gegensatz zu den Neukantianern ist er jedoch der Auffassung, dass Erfahrung in den Geisteswissenschaften etwas grundsätzlich anderes ist als im Bereich der Naturerkenntnis.⁸² Dennoch sieht auch er sich angesichts der nachgezeichneten Entwicklungen zu einer „offensiven erkenntnistheoretischen Vorwärtsverteidigung“ (Bruch 1999: 46) veranlasst. Wie zu zeigen sein wird, liegt die Vorwärtsbewegung seiner Verteidigung darin, dass Dilthey die am Erfahrbaren und an der Ablehnung der Metaphysik orientierte Strömung des Historismus im geisteswissenschaftlichen Feld aufnimmt und ihr die fehlende philosophische Grundlegung gibt.⁸³ Seine Theorie der Geisteswissenschaften bezieht sich also auf den im Feld dominanten Historismus, unterliegt ihm jedoch keineswegs, weil sie ihn mit dem „philosophischen Impuls der Aufklärung“ unterfüttert, „deren Gedanke der Souveränität des menschlichen

implizit nahm er viele intellektuelle Themen der Jahre nach 1890 mit seiner einleitenden Arbeit von 1883 vorweg.“ (Ringer 1987: 283)

⁸² Gadamer schreibt über Diltheys Verhältnis zu den Neukantianern, dass diesen deren bloße Abwandlung der Konstruktion naturwissenschaftlicher Erkenntniskategorien auf das Gebiet der geschichtlichen Erkenntnis nicht befriedigt hätte: „Er empfand den neukantianischen Kritizismus selber als dogmatisch, und er hatte damit ebenso recht, wie wenn er den englischen Empirismus dogmatisch nannte.“ (Gadamer 1986: 225)

⁸³ Dilthey stellt fest: „Die historische Schule hat bis heute die inneren Schranken nicht durchbrochen, welche ihre theoretische Ausbildung wie ihren Einfluß auf das Leben hemmen mußten. Ihrem Studium und ihrer Verwertung der geschichtlichen Erscheinungen fehlte der Zusammenhang mit der Analysis der Tatsachen des Bewußtseins, sonach Begründung auf das einzige in letzter Instanz sichere Wissen, kurz eine philosophische Grundlegung. [...] Aus dem Gefühl dieses Zustandes der Geisteswissenschaften ist mir der Versuch entstanden, das Prinzip der historischen Schule und die Arbeit der durch sie gegenwärtig durchgehends bestimmten Einzelwissenschaften der Gesellschaft philosophisch zu begründen und so den Streit zwischen dieser historischen Schule und den abstrakten Theorien zu schlichten.“ (Dilthey 1923: XVI-XVII)

Geistes noch der ihre ist.“ (Riedel 1981: 79; vgl. Helle 1988: 33) Im Gegensatz zu den methodenorientierten Neukantianern richtet sich Diltheys Unterscheidung der Wissenschaften am Gegenstand aus. Die hermeneutische Methode ergibt sich für ihn aus dem Grundsatz, dass das Seelenleben als Gegenstand der Geisteswissenschaften eine andere Methode erfordert als die Natur (vgl. Punkt 4.3).⁸⁴

Im Folgenden sollen die bereits unter Punkt 3 überprüften Aspekte und Variablen beibehalten werden. So können sowohl die Veränderungen und Abweichungen als auch die Kontinuitäten im geisteswissenschaftlichen Feld im Vergleich zum zuvor behandelten Zeitraum besonders deutlich herausgestellt werden. Zum anderen richtet sich der Fokus auch auf die Entwicklungen im Anschluss an die kognitiven Krisenerscheinungen (Punkt 3.6). Es wird demnach zunächst auf die Stellung der Geisteswissenschaften im universitären Feld und auf ihre sektionale Ausdifferenzierung (im Gegensatz zur Einheit der Wissenschaften) eingegangen. Das sich aus Diltheys Arbeiten ergebende Bildungsideal und das Wissenschaftsverständnis werden im Anschluss herausgearbeitet und mit den Konzeptionen Humboldts kontrastiert. Nach dem gleichen Verfahren gerät dann auch der, mittlerweile eher als Professor zu bezeichnende, Gelehrte und seine Beziehung zu den Studenten in den Fokus. Zuletzt werden, in Analogie zu den kognitiven Krisenerscheinungen,

⁸⁴ „Hier wie dort wird der Gegenstand geschaffen aus dem Gesetz der Tatbestände selber. Darin stimmen beide Gruppen von Wissenschaft überein. Ihr Unterschied liegt in der Tendenz, in welcher ihr Gegenstand gebildet wird. Er liegt in dem Verfahren, das jene Gruppen konstituiert. Dort entsteht im Verstehen ein geistiges Objekt, hier im Erkennen der physische Gegenstand. [...] Wir können jetzt durch ganz klare Merkmale die Geisteswissenschaften abgrenzen von den Naturwissenschaften. Diese liegen in dem dargelegten Verhalten des Geistes, durch welches im Unterschiede von dem naturwissenschaftlichen Erkennen der Gegenstand der Geisteswissenschaften gebildet wird.“ (Dilthey 1981: 97-98)

scheinungen unter Punkt 3.6, wichtige Aspekte der historisch parallel stattfindenden sozialen Krisenerscheinungen thematisiert.

4.1 Die Stellung der Geisteswissenschaften innerhalb der ausdifferenzierten Wissenschaften

Die durch die Vorherrschaft der Empirie ohnehin schon dominante Position der Naturwissenschaften erfährt eine weitere Dimension, als sich seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts die starre Ordnung der vier Fakultäten lockert und die erkenntnistheoretische Vormachtstellung durch institutionelle Ausdifferenzierung weiter gefördert wird.⁸⁵ Die hier beschriebene sektionale Differenzierung innerhalb der Institution Universität erfährt unter Punkt 4.6.2 ihre Entsprechung durch die

⁸⁵ Schnädelbach zufolge ist bereits in den 1860er Jahren die Abspaltung einer naturwissenschaftlichen Fakultät vom bis dahin viergliedrigen Fakultätsgefüge zu beobachten. Auch wenn die fachliche Ausdifferenzierung für diesen Zeitraum zu veranschlagen ist, legen die von Lundgreen angeführten Daten für die Ausbildung einer eigenständigen naturwissenschaftlichen Fakultät einen späteren Zeitpunkt nahe (vgl. Schnädelbach 1983: 96; Lundgreen 1983). Busch berichtet, dass die 1871 gegründete Reichsuniversität Straßburg über eine naturwissenschaftliche und eine philosophische Fakultät verfügt, dieses Beispiel jedoch zunächst keine Schule macht. Der von der Berliner Universität vorgegebene Rahmen einer umfassenden philosophischen Fakultät wird, so Busch weiter, bis zum ersten Weltkrieg beibehalten (vgl. Busch 1959: 80-81).

Generell kann jedoch zumindest davon ausgegangen werden, dass sich bereits jetzt der starre fakultative Rahmen lockert: „By about 1860 the original four faculties [...], comprising just about all higher knowledge existing at the beginning of the century, had been transformed beyond all recognition. A host of new disciplines had found their place within the loose frame of the faculties, none of which [...] seems to have been averse to incorporating new fields.“ (Ben-David und Zloczower, zit. nach Lundgreen 1983: 153; vgl. Busch 1959: 80)

sektorale Differenzierung zwischen Institutionen (vgl. Lundgreen 1983: 149).

Die antreibende Kraft der Ausdifferenzierung ist neben der umrissenen rein wissenschaftlichen, zu großen Teilen erkenntnistheoretisch zu fassenden Entwicklung im universitären und wissenschaftlichen Feld der gesellschaftliche Umbruch, der parallel stattfindet. In der sich industrialisierenden Gesellschaft wird Wissenschaft zum funktionalen Subsystem (vgl. Punkt 3.6.2; von Ferber 1956: 60), das sich seitens der Gesellschaft vor allem zwei Forderungen stellen muss: Zum einen wird es jetzt zunehmend als Aufgabe der universitären Wissenschaft verstanden, als Teil des Bildungssystems die Beschäftigungsfähigkeit der immer zahlreicher werdenden Absolventen zu gewährleisten – auf diese Herausforderungen sozialer Natur wird unter Punkt 4.6 näher einzugehen sein. Zum anderen konfrontieren Wirtschaft und Industrie die universitäre Wissenschaft immer mehr mit der Notwendigkeit dauernden Fortschritts. Feldtheoretisch gesehen, kann die Autonomie des universitären Feldes nur aufrecht erhalten werden, wenn es gelingt, die externen gesellschaftlichen Einflüsse zu brechen und in die eigene Logik zu übersetzen (vgl. Punkt 2.3.2; Bourdieu 1998: 18-20). Zu dem zweigeteilten Druck von außen kommt eine Eigendynamik der Wissenschaft, in der sich „das Grundgesetz der Forschung“ durchsetzt, „in steter Bewegung zu bleiben«. Die Wissenschaftler können sich nun „mehr und mehr je für sich um ihre Zwecke, Fragen und Methoden bemühen“ (Ellwein 1992: 124-125, Hervorh. im Orig.). Der Bezug auf das vom Idealismus in den Mittelpunkt gestellte große Ganze ist, wenn er überhaupt hergestellt wird, nur noch sekundär. Es kann hier also beobachtet werden, dass sich die Logik des universitären Feldes analog zu den von außen kommenden Zwängen verändert. Die externen sozialen Zwänge, Fortschritt in der Forschung und Ausbildungsorientierung der Lehre, werden zu großen Teilen umgewandelt oder gebrochen, durch die veränderte Logik des Feldes vermittelt und auf diese Weise zu

feldinternen sozialen und wissenschaftlichen Zwängen. Die Autonomie des Feldes wird daher weitgehend gewahrt.

Eine simplifizierte⁸⁶ Darstellung der fachlichen Ausdifferenzierung im Zeitraum von 1892 bis 1930 zeigt, dass die Spezialisierung besonders in den Geisteswissenschaften zu beobachten ist (Tab. 1). Dort steigt die Zahl der geisteswissenschaftlichen Disziplinen um den Faktor 1,8 und überschreitet damit den durchschnittlichen Faktor der Ausdifferenzierung der dargestellten Fachgebiete um 0,4. Diese Beobachtung wird von den Daten von Ferbers bestätigt, der den Geisteswissenschaften die größte Offenheit gegenüber Spezialdisziplinen neben den Kerndisziplinen bescheinigt (vgl. von Ferber 1956: 62-66). In methodischer Hinsicht wird diese Offenheit sicherlich durch die noch zu behandelnde Begründung der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik (vgl. Punkt 4.3) unterstützt: Vorgreifend kann festgestellt werden, dass Wissenschaft vor diesem Hintergrund nicht mehr durch ihren Gegenstand, sondern durch ihre (am Gegenstand ausgerichtete) Methodik bestimmt wird. Weil die hermeneutische Methode alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes erfasst, kann nunmehr jede dieser kulturellen Erscheinungen zum Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit werden. Weitere Gründe für die stärkere Ausdifferenzierung sind darin zu sehen, dass sich die Entwicklung der Geisteswissenschaften – anders als die der Naturwissenschaften – aufgrund eines Mangels an außeruniversitären wissenschaftlichen Einrichtungen weitgehend innerhalb der Universität abspielt. Darüber hinaus hat das Bürgertum zumindest am Ende des 19. Jahrhunderts ein weiterhin hohes Interesse am Distinktionswert des klassischen und humanistischen Bildungsideals. Durch die weitgehende Formalisierung von Bildung, also ihre Anbindung an akademische Ab-

⁸⁶ Die disziplinären Einheiten werden nicht gewichtet, sondern nur je einfach gezählt.

Weiterhin wird kein Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Professuren und Privatdozenten gemacht.

schlüsse, wird dieses Distinktionsbedürfnis vollständig in die universitären Geisteswissenschaften kanalisiert (vgl. Vondung 1976: 25). Baumgarten macht des Weiteren darauf aufmerksam, dass die Geisteswissenschaften bis in die 1860er Jahre hinein bevorzugt gefördert werden, während die Naturwissenschaften seit den 1830er Jahren aufholen und sie spätestens zur Jahrhundertwende überholen – es ist zu vermuten, dass sich hier der „wissenschaftsgeschichtliche Vorsprung der Geisteswissenschaften“ (Baumgarten 1997: 90-91) auszahlt.

Der Anstieg der Zahl naturwissenschaftlicher Disziplinen ist während des untersuchten Zeitraums bei einem Wachstumsfaktor von 1,1 schwächer ausgeprägt. Der Grund könnte hier eine größere Möglichkeit der außeruniversitären Ausdifferenzierung und der Verwissenschaftlichung des Untersuchungsgegenstandes akademischer Fachleute sein, die wiederum in einem größeren Bedarf an wissenschaftlichem Wissen oder in Strategien der Professionalisierung begründet ist (vgl. Lundgreen 1983: 179).

Neben der reinen Zahl der Disziplinen ist die personelle Besetzung der Fächer ein Indikator, der die Ausdifferenzierung eines Faches beleuchtet: Lundgreen stellt die Überlegung an, dass zu dem untersuchten Zeitraum ungefähr 20 Universitäten in Deutschland existieren. Sobald für ein Fach deutschlandweit 20 volle Professorenstellen – also durchschnittlich je ein Professor pro Universität – zu verzeichnen sind, ist Lundgreen zufolge eine institutionelle Reife gegeben. Die hierzu präsentierten Zahlen belegen den bereits angesprochenen, unterschiedlichen Differenzierungsgrad der einzelnen Disziplinen, „we may speak of differential growth rates within a given spectrum of disciplines, but not of disciplinary differentiation proper.“ (Lundgreen 1983: 157)

Um für das geisteswissenschaftliche Feld Aufschluss über diesen Indikator zu erlangen, kann die personelle Besetzung⁸⁷ der philosophischen Fakultät der Berliner Universität in den Jahren 1890 bis 1930 betrachtet werden. Dabei werden nur die nach heutigem Verständnis geisteswissenschaftlichen Disziplinen untersucht (Tab. 2).⁸⁸ Hier fällt auf, dass die Disziplinen Europäische Sprachen und Außereuropäische Sprachen für den gesamten beobachteten Zeitraum eine starke personelle Besetzung und darüber hinaus hohes Wachstum (Faktoren 1,63 und 2,82) aufweisen. In erster Linie dürfte dies der Verdichtung der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Ländern innerhalb und außerhalb Europas geschuldet sein.⁸⁹ Doch es gibt auch wissenschaftsinterne Gründe für den Erfolg der Sprachwissenschaften: Weil die Philologie ab der Jahrhundertmitte in die moderne Lehrerbildung einbezogen wird,

⁸⁷ Hier wird folgende Gewichtung vorgenommen: Volle Professorenstellen zählen 1, außerordentliche Professoren zählen 0,75 und Privatdozenten zählen 0,5.

⁸⁸ Staats-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sowie die Naturwissenschaften in Form von Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Geologie und Paläontologie, Geographie und Geodäsie, Mineralogie und Astronomie werden daher nicht berücksichtigt.

⁸⁹ Brandl schreibt im Jahr 1904 dazu: „Das neusprachliche Studium ist eine Wissenschaft und zugleich eine Fertigkeit. Dieser Doppelcharakter des Faches verlangt um so dringender nach Berücksichtigung, je mehr sich die modernen Verkehrsmittel entwickelten. Es genügt nicht mehr, Shakespeare oder Molière zu lesen. Mit jedem Schnelldampfer, der nach den englisch sprechenden Ländern, mit jedem Schnellzug, der nach Frankreich eingelegt wird, wächst das Bedürfnis mündlicher Verständigung. [...] In allen akademischen Fächern und höheren Erwerbszweigen ist der Ruf laut: unsere Leute brauchen die Sprachen des Westens zu täglicher und praktischer Handhabung. Die Universitäten mussten so gebieterische Kulturansprüche der Gegenwart berücksichtigen.“ (Brandl, zit. nach von Ferber 1956: 59)

„mehren sich die Forderungen, Lehrstühle auch für die moderne Philologie einzurichten, und zwar vor allem unter Hinweis auf die Erfordernisse der Ausbildung von Gymnasiallehrern.“ (Rompeltien 1994: 208)

Der durch den Kreislauf zwischen Gymnasium und Universität gesicherte Reproduktionsmechanismus führt dazu, dass sich im Rahmen der Philologie auch die Germanistik als akademische Disziplin institutionalisieren und stabilisieren kann. So geht mit einer Verstärkung des Deutschunterrichts im Lehrplan der Oberschulen in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine große Welle von Seminargründungen und eine annähernde Verdoppelung der Lehrstühle zwischen 1864 (34) und 1890 (62) einher (vgl. von Ferber 1956: 206; Rompeltien 1994: 208-216). Röther weist außerdem darauf hin, dass die 1862 gegründete germanistisch-romanistische Sektion, der neben der Germanistik auch die Romanistik und die Slawistik angehört, ab 1891 zu einer rein germanistischen Sektion wird, der nur noch Germanisten beiwohnen – ein weiteres Indiz für den gestiegenen Einfluss und die wachsende Reputation besonders der universitären Germanistik (vgl. Röther 1980: 89). Zuletzt ist mit Hinblick auf die Germanistik zu erwähnen, dass das Fach im Rahmen der Lehrerausbildung gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Funktion erhält, „die Schüler auf eine nationalistische Ideologie einzuschwören.“ (vgl. Röther 1980: 108)⁹⁰ Der Grund für das Erstarken des Faches ist auch in dieser politischen Indienstnahme zu sehen. Zu dem Wachstum der Disziplin passt, dass für Dilthey – neben der Geschichtswissenschaft – der natürliche Ort der hermeneutischen Methode ausdrücklich auch die Philologie ist.⁹¹

⁹⁰ Auch Rompeltien hebt den politischen und ideologischen Zusammenhang dieser Entwicklungen hervor (vgl. Rompeltien 1994: 216).

⁹¹ „Das kunstmäßige Verstehen dauernd fixierter Lebensäußerungen nennen wir *Auslegung*. Da nun das geistige Leben nur in der Sprache seinen vollständigen, erschöpfenden und darum eine objektive[!] Auffassung ermöglichenden Ausdruck findet, so vollendet

Neben der Philologie im Allgemeinen und der Germanistik im Besonderen weisen die Kunstwissenschaften (Faktor 1,9), die bis auf die Musikwissenschaften ausschließlich historische und archäologische Fächer beherbergen, und die Geschichtswissenschaft (Faktor 1,55) als Ausgangsort und Profiteur der allgemeinen historischen Strömung der Zeit ein bemerkenswert hohes Wachstum und insgesamt eine hohe Personaldichte auf.⁹² Die personell mit Abstand am schnellsten wachsende Disziplin ist Völkerkunde und historische Geographie. Sie profitiert zum einen von ihrem niedrigen Ausgangsniveau, das besonders ausbaufähig ist. Zum anderen dürften schrumpfende Distanzen und wachsende Austauschbeziehungen zwischen den Ländern für die hier vertretenen Fächer ebenso wie für die Sprachwissenschaften von Bedeutung sein. Zuletzt trägt sicherlich auch die zum Großteil historische Ausrichtung der einzelnen Fächer dazu bei, im Rahmen der historischen Strömung der Zeit zu wachsen. Trotz des hohen Wachstumsfaktors befindet sich diese Disziplin jedoch auch 1930 in personeller Hinsicht im unteren Bereich der philosophischen Fakultät. Mit von Ferber kann auch vermutet werden, dass die relativ gering ausgeprägte Erweiterung der Philosophie in ihrer traditionell ohnehin hohen Anzahl an Lehrstühlen begründet liegt (vgl. von Ferber 1956: 63-65, 207). Ein weiterer Grund für die relativ geringe Ausdifferenzierung dürften das universelle Selbstverständnis und der ganzheitliche Anspruch des Faches sein.

sich die Auslegung in der Interpretation der in der *Schrift* enthaltenen Reste menschlichen Daseins. Diese Kunst ist die Grundlage der Philologie. Und die Wissenschaft dieser Kunst ist die Hermeneutik.“ (Dilthey 1981: 267, Hervorh. im Orig.).

⁹² Hier sei noch einmal an den Hinweis von Scholtz erinnert: „Wie sollte man im Zeichen der Industrialisierung [...] ganz orientalischer Brahmane oder klassischer Griechen [...] werden? Viel leichter war es, Historiker oder Philologe zu sein.“ (Scholtz 1991: 48)

Angesichts der hier beschriebenen Entwicklung wäre die Dynamik eindeutig auf Seiten der Häretiker des Feldes, also der historischen Disziplinen und der Sprachwissenschaften, zu suchen, während die abgelöste Leitwissenschaft zwar noch von ihrer glanzvollen Vergangenheit zehren kann, von der aktuellen Entwicklung aber nicht mehr profitiert. Es muss also Klarheit darüber herrschen, dass trotz der (traditionell begründeten) institutionellen Präsenz und trotz der von Dilthey vorgenommenen epistemologischen Begründung der Geisteswissenschaften die Philosophie das erste Opfer der beschriebenen Entwicklung ist. Auch wenn eine Krise zumindest auf den ersten Blick weder institutionell noch erkenntnistheoretisch festzustellen ist (vgl. Punkt 4.3), verliert die Philosophie durch die Spezialisierung und Ausdifferenzierung der Wissenschaften ihre vormalige Stellung als Leit- und Grundwissenschaft im universitären Feld.⁹³

Bezüglich des Wachstumsfaktors und der absoluten Größe können somit die Philologien und alle historischen Wissenschaften als Träger der Ausdifferenzierung der Geisteswissenschaften an der philosophischen Fakultät gelten. Für sprachwissenschaftliche und historische Disziplinen kann, wird die seit Beginn der Arbeit angenommene exempla-

⁹³ Friedländer schreibt, wodurch sich die spezialisierten Wissenschaften in ein neues Verhältnis zum vormalig von der Philosophie repräsentierten Ganzen begeben: „Nicht dadurch [...], daß sie (die Wissenschaften) sich in einem Dritten – der Philosophie – [...] auflösen und als Individuum vernichtet werden, sondern dadurch, daß sie als solche nach ihren eigenen Gesetzen vereinigt werden. – An die Stelle der Philosophie tritt daher das Zusammenwirken der besonderen Wissenschaften.“ (Friedländer, zit. nach Stichweh 1994: 223) Diese Einschätzung bestätigt Ringer wenn er feststellt, dass die meisten Gelehrten nicht durch die Isolierung der Disziplinen an sich beunruhigt waren, sondern von der in allen Disziplinen wachsenden Trennung zwischen der Forschung und der Philosophie (vgl. Ringer 1987: 100).

rische Stellung der Berliner Universität beibehalten⁹⁴, die größte institutionelle Reife und die am weitesten ausgeprägte Akzeptanz im geisteswissenschaftlichen Feld erwartet werden. Sie sind hinsichtlich der Entwicklung des Lehrkörpers die eigentlichen Nutznießer der beschriebenen Entwicklungen im geisteswissenschaftlichen Feld und können die Einflüsse aus dem universitären Feld am effektivsten in ihre eigene Logik übersetzen.

Interessant ist darüber hinaus, dass die personelle Zusammensetzung der einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen (im Detail vgl. Lundgreen 1983: 159; von Ferber 1956: 63-64) eine klare Unterscheidung zwischen Kern- und Spezialfächern ermöglicht. Diese deutliche Schwerpunktbildung innerhalb der Geisteswissenschaften an der philosophischen Fakultät kann als institutioneller Ausdruck der im geisteswissenschaftlichen Feld gegensätzlich wirkenden Kräfte, der Verpflichtung zur Berufsausbildung auf der einen Seite und der freien, ungerichteten Forschung und Lehre auf der anderen Seite, interpretiert werden.

Die vormalige Einheit der Wissenschaften ist nun ihrer Ausdifferenzierung und Spezialisierung gewichen. Die Stellung einer Führungs- und Grundwissenschaft, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Philosophie eingenommen wurde, kann von den Geisteswissenschaften nun nicht mehr beansprucht werden (vgl. Nipperdey

⁹⁴ Es muss zumindest darauf hingewiesen werden, dass auch die Größe der Universitäten ein Einflussfaktor für die Ausdifferenzierung der Disziplinen ist. Die hier für die Berliner Universität dargestellte disziplinäre Spezialisierung kann für weitere große Universitäten (z.B. München, Göttingen und Leipzig) in gleicher Weise angenommen werden. Die übrigen mittleren und kleineren Universitäten durchlaufen diesen Prozess erst gegen 1910, zu diesem Zeitpunkt ist an den großen Universitäten für viele Kern- und Spezialdisziplinen bereits ein zusätzlicher Lehrstuhl eingerichtet worden (vgl. von Ferber 1956: 54-57).

1983: 526; Fn. 93). Innerhalb des geisteswissenschaftlichen Feldes kann Diltheys systematische, erkenntnistheoretische Begründung der Geisteswissenschaften als der umfassendste und erfolgreichste Versuch gelten, diese Vormachtstellung wieder herzustellen bzw. die geisteswissenschaftliche Methodik den veränderten Bedingungen des universitären Feldes anzupassen. Im Folgenden werden zentrale Aspekte des Ansatzes analysiert.

4.2 Das Bildungsideal

Das Ende der Einheit der Wissenschaften bringt zwangsweise auch das Ende des in ihrem Rahmen definierten, einheitlichen Bildungsideals mit sich. Die Geisteswissenschaften erben das von der Philosophie vertretene Ideal zwar, können seine allgemeine Gültigkeit im universitären Feld jedoch nicht mehr durchsetzen. Der Philosoph Jaspers konstatiert unmissverständlich: „Der Spiritualisierung tritt die Naturwissenschaft mit ihrem Wissen von der Realität, in die auch unser gesamtes geistiges Dasein verflochten ist, entgegen.“ (Jaspers 1946: 35) Natur- und Geisteswissenschaften ringen um die Definitionsmacht über legitime Bildung im Feld, beide haben „die Tendenz, sich selber den Vorrang zu geben und zur eigentlichen Wissenschaft zu machen.“ (Jaspers 1946: 35) Wissenschaftliche Bildung ist nun nicht mehr das Hoheitsgebiet der Philosophie (oder ihrer Erben, der Geisteswissenschaften), sondern differenziert sich dem Gehalt der Wissenschaften entsprechend. Dabei ist zu betonen, dass mit der Formel „Bildung durch Wissenschaft“ eine Doxa des universitären Feldes zunächst weiterhin gültig ist, die im Zusammenhang mit der Berliner Universitätsgründung entstanden ist (vgl. Punkt 3.2). Bildung definiert sich demnach noch immer durch Wissenschaft, strittig ist nun vielmehr, worin die bildende Kraft der Wissenschaft genau liegt, mit welchem Inhalt also die Formel gefüllt und Bildung definiert wird (vgl. Tenbruck 1962: 381). Auf dem gleichen Wege, auf dem die Philosophie ihr humanistisches Bildungsideal zu Beginn

des 19. Jahrhunderts nur in Verbindung mit ihrer wissenschaftlichen Autorität durchsetzen konnte, können Naturwissenschaften, die ein methodisches Selbstverständnis und ein eigenes Wissenschaftsverständnis entwickelt haben, auch den Inhalt der Formel „Bildung durch Wissenschaft“ definieren.

Bevor ausführlich auf das dezidiert geisteswissenschaftliche Ideal von Bildung eingegangen wird, soll zunächst knapp der naturwissenschaftliche Bildungsbegriff erläutert werden. Nachdem der Einfluss des Idealismus im gesamten universitären Feld die Position der idealistischen Naturphilosophen hervorgebracht hat (vgl. Punkt 3.2), werden solche Positionen bereits zu Beginn des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts konsequent verworfen. Man ist überzeugt, dass philosophische Bildung, besonders die idealistisch geprägte, die akademische Jugend verdirbt und bei ihr, so konstatiert der Chemiker Liebig, „Selbstüberschätzung, Hochmut, Eitelkeit und Anmassung“ hervorruft, während sich, so Liebig weiter, „der überwuchernde Humanismus den Fortschritten der Naturwissenschaften und Medicin“ allorts entgegenstellt (Liebig, zit. nach Engelhardt 1990: 112).⁹⁵ Der Rektor der Berliner Universität, Du Bois-Reymond, folgert dem entsprechend: „Kegelschnitte, kein griechisches Skriptum mehr.“ (Du Bois-Reymond, zit. nach Engelhardt 1990: 112) Trotz solcher Distinktionsbestrebungen wird die Formel „Bildung durch Wissenschaft“ zunächst aufrecht erhalten. Angestrebt ist vorerst eine enzyklopädischere Bildung, die, bei allen Bemühungen zur Abgrenzung, eine Verbindung von Realismus und Idealismus vornimmt (vgl. Engelhardt 1990: 110-114). Erst später wird der universale

⁹⁵ Ladenburg greift in diesem Zusammenhang Snow voraus wenn er bemängelt, dass als ungebildet nur gelte, wer „grammatikalische Fehler macht oder wichtige Jahreszahlen nicht im Kopfe hat“, nicht aber derjenige, der „nicht weiß, wodurch der Wechsel der Jahreszeiten bedingt ist, oder die physiologische Bedeutung der Atmung nicht kennt.“ (Ladenburg, zit. nach Engelhardt 1990: 112; vgl. Snow 1959: 21-22)

Bildungsgedanke endgültig den funktionalen Imperativen der industrialisierten Gesellschaft untergeordnet.

Die Infragestellung der geisteswissenschaftlichen Doxa der Bildung bildet eine Front, an der das gesamte geisteswissenschaftliche Feld kämpft.⁹⁶ Die hier geschlossenen Bündnisse gegen den feindlichen Einfluss aus dem universitären Feld beruhen auf der Positionshomologie zwischen den Akteuren des geisteswissenschaftlichen Feldes (vgl. Bourdieu 1992b: 283). Doch auch innerhalb des Feldes ist eine Front entstanden, an der das Bildungsideal des Feldes umstritten ist. Hier sind, bevor auf Dilthey eingegangen wird, zunächst die beiden dominanten Positionen im geisteswissenschaftlichen Feld zu nennen: Zum einen ist das von der Philosophie vertretene Bildungsideal (vgl. Punkt 3.2) zur Orthodoxie, stellenweise sogar bereits zur Heterodoxie des Feldes herabgestiegen, die sich immer mächtiger werdenden Gegenströmungen erwehren muss. Die prominentesten Beispiele für eine Elite, die versucht, ihre Position durch eine Delegitimierung der häretischen, bedrohlichen Gegenbewegung zu retten, bilden Nietzsche und Burckhardt. Beide nehmen eine Trennung von historischer Bildung und Geschichtswissenschaft vor und zeigen damit „ein Bewußtsein von der vorhistorischen Anschauung [...], daß die Geschichte in den Vorhof der eigentlichen Wissenschaften gehöre.“ (Muhlack 1990: 88) Während

⁹⁶ Der Altertumswissenschaftler Mommsen entgegnet Du Bois-Reymonds Kritik an der altphilologischen Ausrichtung der Bildung: „Wir werden auch ferner das Ideal menschlicher Gesittung fortfahren auf gut lateinisch Humanität und denjenigen, welcher den Homer meint mit der Zeit durch die Lehre von den Kegelschnitten ersetzen zu können, auf gut griechisch einen Banausen nennen“ (Mommsen, zit. nach Engelhardt 1990: 114). Lorenz, ebenfalls ein Historiker, verkündet martialisch: „Mit unerbittlicher Konsequenz werden schon in nächster Generation härter gesottene Geister den unbequemen Klappzaun einer bloß zur Sittenerweichung fortgeschleppten Bildung von sich werfen“ (Lorenz, zit. nach Engelhardt 1990: 114).

Nietzsche der Geschichte die Fähigkeit abspricht, jemals eine reine Wissenschaft sein zu können (vgl. Nietzsche 1957; Schnädelbach 1974: 76-78), versucht Burckhardt die eigene Position zu stärken, indem er die Philosophie über die Geschichte stellt:

„Die Philosophie aber [...] steht, wenn sie wirklich dem großen allgemeinen Lebensrätsel direkt auf den Leib geht, hoch über der Geschichte, welche im besten Fall dies Ziel nur mangelhaft und indirekt verfolgt.“
(Burckhardt 1978: 2)

Der an einer möglichst zuverlässigen und exakten Rekonstruktion der Vergangenheit orientierte Historismus weist jedoch die Unterordnung der Geschichte unter die (ehemalig) dominante Philosophie zurück – ein Indiz, dass das Definitionsmonopol über den Begriff legitimer Wissenschaft längst nicht mehr bei der von Nietzsche und Burckhardt exemplarisch vertretenen Position liegt. Vielmehr wird Geschichte nun anhand ihrer spezifischen Erkenntnisgewissheit als eine vollkommen eigenständige Wissenschaft verstanden. Ihr Ziel ist es, „die immer wieder neue Anwendung derselben historischen Methode auf jeweils neu ausgewählte historische Stoffe“ (Muhlack 1990: 99) zu vermitteln. An der deutlichen Forcierung praktischer Motive und einer einheitlichen Methode wird eine wissenschaftliche Bildung ausgerichtet, deren Aufgabe es ist, zur gesellschaftlichen Praxis zu qualifizieren.⁹⁷

⁹⁷ Muhlack weist richtig darauf hin, dass dem Ideal der wissenschaftlichen Objektivität und Wertfreiheit auch in historischen Kreisen nicht immer entsprochen werde. Oft genug werde, so Muhlack weiter, die wissenschaftliche Bildung der Praxis preisgegeben: „Das kontroverse Engagement historistischer Autoren in der deutschen Nationalbewegung [...] hat zur Folge, daß der Praxisbezug historischer Wissenschaft und Bildung mehr und mehr in den Vordergrund tritt, bis in die wissenschaftstheoretische Begrifflichkeit hinein durchschlägt. [...] Dieser Trend zur Tendenzhistorie kulminiert in Treitschkes »Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert«, die [...] seit 1879 erscheint.“ (Muhlack 1990: 98-99, Hervorh. im Orig.)

Der mit Dilthey im geisteswissenschaftlichen Feld dominant werdende Bildungsgedanke richtet sich schließlich am nun definierten Gegenstand der Geisteswissenschaften, den Menschen und ihren Werken, aus und wird vermittelt durch die systematisierte Methode, das Verstehen. Die Begegnung mit dem Ergebnis menschlichen Schaffens ist deshalb nach diesem Verständnis „notwendig bildend, weil der Erkenntnisakt hier auf das aktive Nachschaffen des Gegenstandes in Form des Erlebnisses angewiesen bleibt.“ (Tenbruck 1962: 383)

Auch wenn es Dilthey nicht darum geht, ein eigenständiges Bildungsideal zu formulieren, kann davon ausgegangen werden, dass sich aus seiner epistemologischen Begründung der Geisteswissenschaften durch die Verbindung der beiden dominanten Kräfte des Feldes ein Bildungsgedanke ableiten lässt: Der Forscher erfährt durch die Methode, mit der er sich dem Gegenstand nähert, eine „Erweiterung seiner Daseinsmöglichkeiten, die ihn über die Zufälligkeit seiner individuellen und sozialen Prägung hinaushebt.“ (Tenbruck 1962: 383)

Der Altphilologe und Theologe Dilthey hält also offensichtlich weitgehend an dem etwas esoterischen Bildungsbegriff fest, der von Humboldt und anderen etabliert worden war (vgl. Punkt 3.2). Je nach Einschätzung der Situation der Geisteswissenschaften – ob also, wie zu Beginn dieses Kapitels bemerkt, ihre Abgrenzung von den Naturwissenschaften ein Akt der Selbstbehauptung oder ein Akt des Selbstbewusstseins ist – kann dieses Festhalten am traditionellen Bildungsideal als Hysteresis-Effekt im Sinne eines Nachhinkens der Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata hinter der tatsächlichen Situation verstanden werden, oder als einfache Distinktionsbemühung, mit der die Minderwertigkeit aller anderen Bildungsideale (und, weil damit untrennbar verbunden, auch der anderen Wissenschaftsideale) unterstrichen und gefestigt werden soll. Der von Diltheys Überlegungen abgeleitete Begriff der Bildung kann die Naturwissenschaften daher notwendig nur als „eine bloße intellektuelle Spielerei oder eine unumgängliche Pflicht zur berufsbildenden Qualifizierung“ (Kutschmann 1999: 112) wahrnehmen.

Von der Bildung im eigentlichen, geisteswissenschaftlichen Sinne, von der Tätigkeit also, „welche die Vollkommenheit der Vorgänge und ihrer Verbindungen im Seelenleben herzustellen strebt“ (Dilthey 1963: 26), können die Naturwissenschaften diesem Verständnis zufolge nichts wissen.

4.3 Das Wissenschaftsverständnis

Die theoretische Begründung der Geisteswissenschaften vollzieht sich in einer doppelten Abwehr: Im „Gegensatz gegen den herrschenden Empirismus wie gegen die Spekulation“ (Dilthey 1923: 124), oder positiv gewendet, in einer Synthese von Teilbereichen der im geisteswissenschaftlichen Feld dominanten Kräfte, also in der „Verbindung zwischen der Kantischen Vernunftkritik und der historischen Schule“ (Riedel 1981: 67). Zum einen argumentiert Dilthey gegen das im universitären Feld etablierte empiristische Erfahrungsverständnis der Naturwissenschaften und gegen naturwissenschaftliche Philosophen im geisteswissenschaftlichen Feld, wenn er sagt, dass die Wirklichkeit im Ganzen nicht mit ausschließlich naturwissenschaftlichen Methoden zu erfassen ist und dass die geschichtliche Welt über eine Sinnstruktur verfügt. Zum anderen stellt er fest, dass auch die im geisteswissenschaftlichen Feld nicht mehr dominante, spekulativ-idealistische Metaphysik keine angemessene methodische Grundlage bietet, weil die historische Entwicklung jede Form der abstrakten, metaphysischen Begründung obsolet gemacht hat. Nichtsdestotrotz bedarf die historische Vernunft ebenso einer Rechtfertigung wie die reine Vernunft (vgl. Gadamer 1986: 223-225). Dilthey muss neben Kants Antwort auf die Frage, wie Naturwissenschaft möglich ist⁹⁸, eine Antwort auf die Frage suchen, wie ge-

⁹⁸ Jung hebt im Gegensatz zu Gadamer hervor, dass die historische Vernunft fundamentaler als Kants reine Vernunft sei und Dilthey die *Kritik der reinen Vernunft* daher nicht nur

schichtliche Erfahrung wissenschaftlichen Kriterien genügen und also zur Wissenschaft werden kann: Die eigenständige epistemologische Begründung der Geisteswissenschaften findet bei Dilthey demnach als Kritik der historischen Vernunft statt – in der Widmung zur *Einleitung in die Geisteswissenschaften* weist er darauf hin, dass das Buch ursprünglich diesen Titel getragen hat.

Dilthey gelingt es, die deutliche positivistische Tendenz des Historismus mit der introspektiven Philosophie zu versöhnen, indem er die synthetische Konstruktion des Gegenstandes als Nacherleben bestimmt. Dem Nacherleben geht, stellt man sich die Methodik der Geisteswissenschaften als dreifache Stufenfolge vor, ein 1) Erlebnis voraus, dass zu einem bestimmten 2) Ausdruck im Sinne einer Lebensäußerung führt, der nun seinerseits beim Leser ein Erlebnis hervorruft. Dieses auf den Ausdruck eines Erlebnisses zurückgehende Erlebnis bezeichnet Dilthey als 3) Nacherleben (vgl. Dilthey 1981: 264-265; Reiter 1974: 34; Ringer 1987: 285).⁹⁹ Der Terminus soll unterstreichen, dass sich das Verstehen als die Methode der Geisteswissenschaften nicht auf einen kognitiven Vorgang beschränkt. Vielmehr kommt in der geisteswissenschaftlichen Methode mit dem voluntativen und dem emotiven Vermögen auch ein aktiv-kreatives Moment zum Tragen. Nur durch die Beteiligung aller Lebensfähigkeiten ist der Verstehende in der Lage, das zu Analyse-

ergänzen, sondern korrigieren wolle: „An die Stelle der Suche nach apriorischen Strukturen im Sinne Kants müßte daher, so fordert es Dilthey programmatisch, eine entwicklungs-geschichtliche Betrachtungsweise treten, die die Entstehung kognitiver Muster im Zusammenhang des geschichtlich verfaßten Lebensprozesses analysiert.“ (Jung 1996: 37)

⁹⁹ Der Prozess wird von Gadamer im Zusammenhang mit der Problematik, wie geschichtliche Zusammenhänge vom Subjekt losgelöst verstanden werden können, präzise auf den Punkt gebracht: „Im Ausdruck ist das Ausgedrückte in anderer Weise da, als die Ursache in der Wirkung. Es ist im Ausdruck selbst gegenwärtig und wird verstanden, wenn der Ausdruck verstanden wird.“ (Gadamer 1986: 229)

rende als Objektivierung zu verstehen (vgl. Dilthey 1981: 262-267). Die persönliche Genialität, auf der die Methode des Verstehens bisher beruht, wird im Rahmen und als Grundlage der geschichtlichen Wissenschaft zu einer Technik: der Hermeneutik.¹⁰⁰ Dass Dilthey hier den Schritt über die bloße persönliche Leistung hinaus sucht und die subjektive Interpretation mit dem Ziel einer objektiven Auffassung gezielt systematisiert, ihr also den methodischen Rahmen der Hermeneutik gibt, weist ihn als Vertreter eines modernen, bereits von den Naturwissenschaften geprägten Wissenschaftsverständnisses aus.

Verstehen meint demnach nicht, dass der Interpretierende sich in das subjektive Befinden des Dichters einfühlt, dessen Gedicht er untersucht. Gegenstand der geisteswissenschaftlichen Methode sind vielmehr die sich im Gedicht äussernden, objektiven Sinnstrukturen, die gerade nicht die inneren Vorgänge des Dichters sind, „sondern ein in diesen geschaffener, aber von ihnen ablösbarer Zusammenhang. [...] Es ist hier ein geistiger Zusammenhang realisiert, der in die Sinnenwelt tritt und den wir durch den Rückgang aus dieser verstehen.“ (Dilthey 1981: 97) In Anlehnung und Abgrenzung an Hegel nennt Dilthey diesen Zusammenhang den objektiven Geist. Hier wird deutlich, dass der Begriff „Geisteswissenschaften“ sich bei Dilthey aus einer *wissenschaftlichen* Annäherung an den *objektiven Geist* ergibt.¹⁰¹ Dabei befreit er den He-

¹⁰⁰ Dilthey macht deutlich: „Gegenwärtig muß die Hermeneutik ein Verhältnis zu der allgemeinen erkenntnistheoretischen Aufgabe suchen, die Möglichkeit eines Wissens vom Zusammenhang der geschichtlichen Welt darzutun und die Mittel zu seiner Verwirklichung aufzufinden. Die grundlegende Bedeutung des Verstehens ist aufgeklärt worden; und es gilt von den logischen Formen des Verstehens aufwärts den erreichbaren Grad von Allgemeingültigkeit in ihm zu bestimmen.“ (Dilthey 1981: 267)

¹⁰¹ „Hegel konstruiert metaphysisch; wir analysieren das Gegebene.“ (Dilthey 1981: 183; vgl. Gadamer 1986: 232-235) Gadamer weist darauf hin, dass eben dieser Schritt vom Aufbau des Zusammenhangs in der Lebenserfahrung des Einzelnen zum objektiven,

gelschen Begriff von seinem idealistischen und an einer allgemeinen Vernunft orientierten Wesen und legt das Gegebene der geschichtlichen Lebensäußerungen, „das Leben in seiner Totalität“ (Dilthey 1981: 184), also die objektive Sinnstruktur, zugrunde. Dilthey identifiziert drei Klassen der Lebensäußerung, nach denen sich Art und Ertrag des Verstehens richten: Die erste Klasse bilden Begriffe, Urteile und größere Denkgebilde, die zweite Klasse umfasst Handlungen und die letzte Klasse beinhaltet Erlebnisausdrücke (vgl. Dilthey 1981: 252-254). In jeder Lebensäußerung, in Gedichten und Gesetzestexten, Sitten und Sprachen, ist eine Gesamtheit ursprünglich subjektiver Vorgänge in objektiver Form manifestiert. Die Gesamtheit dieser Objektivierungen des Geistes ist Forschungsgebiet und Gegenstand der Geisteswissenschaften, dessen Bedeutung durch das Verstehen erfasst wird. Gegenstand der Geisteswissenschaften sind also alle geistigen Erzeugnisse des Menschen: „Nur was der Geist erschaffen hat, versteht er. [...] Alles, dem der Mensch wirkend sein Gepräge aufgedrückt hat, bildet den Gegenstand der Geisteswissenschaften.“ (Dilthey 1981: 180; vgl. Dilthey 1981: 180-185) Für die wissenschaftliche Analyse kann der historische Strukturzusammenhang des objektiven Geistes „unter dem wachsenden Einfluss des Positivismus“ (Spranger 1922: 23) in verschiedene Gebiete wie z.B. Staat, Recht, Wissenschaft und Technik und Wirtschaft zerlegt werden. Obwohl jedes Gebiet eine eigene, abstrahierbare, immanente Struktur hat, verhalten sich die Bereiche zueinander nicht wie Einzelteile, sondern wie eine geschlossene Einheit, weil jedes Gebiet „erst voll

geschichtlichen Zusammenhang, der von einzelnen Subjekten nicht mehr erfahren werden kann, weil an die Stelle wirklicher Subjekte logische Subjekte gesetzt werden müssen, der entscheidende Schritt der epistemologischen Grundlegung der Geisteswissenschaften sei: „Es ist das Problem des Übergangs von der *psychologischen* zur *hermeneutischen* Grundlegung der Geisteswissenschaften, das hier den entscheidenden Punkt darstellt.“ (Gadamer 1986: 228, Hervorh. im Orig.)

verstanden werden kann, wenn man seine funktionalen Beziehungen zu jedem anderen Wert- oder Kulturgebiet herausgearbeitet hat.“ (Spranger 1922: 23) Es ist hier unschwer zu erkennen, dass Dilthey mit seiner Konzeption nicht nur die systematische Grundlage der Geisteswissenschaften geschaffen hat, sondern auch den aufkommenden Sozialwissenschaften ein strukturelles Fundament anbietet.

Am Begriff des objektiven Geistes wird noch einmal besonders deutlich, was bereits angedeutet wurde: Dilthey führt eine Synthese der zu seiner Zeit im geisteswissenschaftlichen Feld dominanten Positionen des Historismus und der idealistischen Philosophie durch. Für ihn gibt es in der geschichtlichen Welt zwar keinen metaphysischen, absoluten Weltgeist, Geschichte ist nach seinem Verständnis aber dennoch mehr als die bloße Ansammlung von Fakten und Ereignissen. Vielleicht liegt in dieser Syntheseleistung, die in der Lage ist, die alte und die neue Ordnung im geisteswissenschaftlichen Feld nicht nur nebeneinander zu stellen, sondern untrennbar zu vereinen, der Erfolg seiner Systematisierung. Mitten in der scheinbaren Krise der Geisteswissenschaften gibt Dilthey ihnen durch die systematische Bestimmung ihres Gegenstandes und ihrer Methodik ein neues Fundament und eine dezidiert wissenschaftliche Ausrichtung, auf der letztlich auch der Anspruch der „Erklärung und Leitung der Gesellschaft“ (Dilthey 1923: 378) beruht.

Zu Zwecken der analytischen Klarheit kann man Diltheys Hermeneutik vor diesem Hintergrund für einen kurzen Moment einer viel zu simplen Polarisierung unterwerfen, bei der die erwähnte Synthese auf eine bloße Nebeneinanderstellung von Historismus und Philosophie reduziert wird. Das systematische, methodologisch gerichtete Streben nach einer objektiven Auffassung kann nun tendenziell in die Tradition des Historismus gestellt werden, während der Teil des Verstehens, der den individuellen Lebenszusammenhang als Hintergrund des aktiv-kreativen Prozesses und die persönliche Genialität des Forschers erfordert, eher einer neuhumanistisch-idealistischen Auffassung entspricht. Nun wird deutlich, dass Gadamers Destruktion der Diltheyschen Her-

meneutik an den historistisch geprägten Teil des Konzepts gerichtet ist.¹⁰² Gadamer bezweifelt zwar keineswegs den Erkenntnisgewinn des Historismus, er stellt jedoch eine Verlustrechnung auf, der sich auch Diltheys Methodik stellen muss: „Der Anspruch, die Erscheinungen von ihrem Kontext her zu begreifen, bringt sie um ihren Erkenntnisgehalt und tendiert dazu, sie zu ästhetisieren.“ (Grondin 2000: 43) Diltheys Tendenz, alle Produkte der Philosophie und der Kultur als Lebensäußerungen zu begreifen, die auf Erlebnissen ihres Schöpfers beruhen, ignoriert nach Gadamers Verständnis die Tatsache, dass diese Produkte auch einen Wahrheitsanspruch haben. „Muß man nicht auch erkennen, daß das Kunstwerk Wahrheit habe?“ (Gadamer 1986: 47) Gadamers unter Punkt 3.6.1 erwähnte Kritik am Historismus, das Aufgeben eines den Geisteswissenschaften eigenen Wahrheitsanspruches und die Übernahme eines naturwissenschaftlich geprägten Wissenschaftsanspruchs, kann für Diltheys Hermeneutik demnach ebenso gültig gemacht werden.

Der Preis, zu dem Dilthey die erkenntnistheoretische Grundlegung der Geisteswissenschaften und ihre Unterscheidung von den Naturwissenschaften vornimmt, ihnen also die Aussicht auf wissenschaftliche Autorität im universitären Feld erhält und ermöglicht, ist die Unterwerfung unter das Wahrheits- und Wissenschaftsmonopol der methodenorientierten Wissenschaft, also die Anerkennung der empirisch-naturwissenschaftlich definierten Doxa des universitären Feldes.¹⁰³ In diesem Zusammenhang ist zum einen die Tatsache zu sehen, dass Dilthey den Geisteswissenschaften überhaupt eine systematische, ein-

¹⁰² In *Wahrheit und Methode* wird diese Kritik unter dem Titel „Diltheys Verstrickung in die Aporien des Historismus“ formuliert (vgl. Gadamer 1986: 222-246).

¹⁰³ Huschke-Rhein zeigt, „daß Dilthey die eigenste Methode der Geisteswissenschaften unter den Oberbegriff der allgemeinen »naturwissenschaftlichen« Methodologie (»Erkennen«) einordnet“ (Huschke-Rhein 1979: 98-105, Hervorh. im Orig.).

heitliche Methodik verleihen will. Zum anderen formuliert er diese Methode in formaler Hinsicht analog zum Induktionsschluss und macht sie so kompatibel mit dem Induktivismus, der, wie unter Punkt 3.6.2 ausgeführt, in Verbindung mit experimenteller Forschung bereits zur dominanten Lehre des gesamten universitären Feldes geworden ist.¹⁰⁴ Die von Dilthey angestrebte Objektivität geisteswissenschaftlicher Erkenntnis wird in der Gleichzeitigkeit des Interpretieren mit seinem Gegenstand gesucht. Auf diese Weise soll die subjektive Zufälligkeit des eigenen Standorts vermieden und die Austauschbarkeit des Erkenntnissubjekts ermöglicht werden – die Gleichzeitigkeit soll demnach, genau wie die experimentelle Methode der Naturwissenschaften, die grundsätzliche Wiederholbarkeit der Beobachtung gewährleisten (vgl. Habermas 1969: 229; Gadamer 1986: 240). Das Nacherleben der geisteswissenschaftlichen Methode präsentiert sich nun als Äquivalent der experimentellen Beobachtung. Beide erfüllen die Funktion der, von subjektiven Störvariablen befreiten, Abbildung der Wahrheit: Sie „gewährleisten [...] die Reproduktion eines Unmittelbaren im einsamen, von allen bloß subjektiven Trübungen gereinigten Bewusstsein.“ (Habermas 1969: 226)

In diesem Licht kann Diltheys Grundlegung der Geisteswissenschaften als sicheres Zeichen dafür gewertet werden, dass die zu Beginn des 19. Jahrhunderts durchgesetzte, philosophisch geprägte Doxa nunmehr völlig minorisiert ist und Zugeständnisse an die herrschenden Definitionen einer wissenschaftlichen Erkenntnisweise machen muss, um überhaupt Gehör zu finden. Dilthey kann den Fächern der Geisteswissenschaften nur die Aussicht auf einen Status als anerkannte Wissenschaft ermöglichen, weil er sich dafür der methodenorientierten und

¹⁰⁴ „Fassen wir die angegebenen Formen des höheren Verstehens zusammen, so ist ihr gemeinsamer Charakter, daß sie aus gegebenen Äußerungen in einem Schluß der Induktion den Zusammenhang eines Ganzen zum Verständnis bringen.“ (Dilthey 1981: 261)

naturwissenschaftlich geprägten Doxa des universitären Feldes unterordnet.

4.4 Der Professor

Auch wenn lange vor Ende des 19. Jahrhunderts deutlich wird, dass das von Humboldt postulierte Ideal der Einheit von Forschung und Lehre nicht in vollem Umfang aufrecht erhalten werden kann, halten deutsche Gelehrte bis weit über die Jahrhundertwende hinaus an dieser Vorstellung fest. Viele von ihnen nehmen „den Standpunkt platonischer Philosophenkönige“ ein, die sich gegen den „Ansturm der »Mechaniker«“ (Ringer 1987: 116-117, Hervorh. im Orig.) wehren. Zu der in erkenntnistheoretischer Hinsicht längst dominanten Bedrohung des Empirismus, der im geisteswissenschaftlichen Feld durch den Historismus verkörpert wird, gesellt sich eine soziale Bedrohung, die aus dem Niedergang des Bildungsbürgertums als Trägerschicht des Universitätsgelehrten besteht (vgl. Punkt 4.6.1).

Mit der zunehmenden Industrialisierung und aufgrund der innenpolitischen Entwicklung Deutschlands spaltet sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht nur ein industrielles Großbürgertum vom Mittelstand ab, es findet auch eine Desintegration der bäuerlichen, handelnden und kleinbürgerlichen Berufsstände statt. Darüber hinaus bildet sich eine „rapide wachsende Schicht technischer und Verwaltungs-Angestellter“ (Vondung 1976: 30), die eine besondere Bedrohung für Prestige und Status des Bildungsbürgertums darstellt. Fatal für die Geisteswissenschaften ist insbesondere, dass sich zu der allgemeinen Abwertung der Universitäten in der öffentlichen Meinung und der weit verbreiteten Wissenschaftsskepsis und –feindlichkeit eine zunehmende „Minderschätzung der Zeit“ für die Geisteswissenschaften herausbildet:

„Das nationale Leben mit seiner starken Betonung der materiellen Interessen, des Handels und der Technik hatte auch andere Bildungswege und Bildungsweisen kennen gelernt und notwendig gemacht, die Gelehrten aber wollten und konnten diesem modernen Leben nicht rasch

genug folgen und entfremdeten sich ihm daher immer mehr.“ (Ziegler 1911: 549; vgl. Lepenies 1985: 254, 1988: 49-50)

Hier wird deutlich, dass das sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts als Elite verstehende Gelehrtentum seine angesehene Position in der Gesellschaft zu Gunsten von Industriellen, aber auch von Ingenieuren und Technikern aufgeben muss. Dabei ist mit Habermas hervorzuheben, dass nicht die universitären Gelehrten einen Machtverlust erfahren – dazu hätten sie zuvor eine dominante Position im gesamten gesellschaftlichen Machtfeld innehaben müssen. Wie unter Punkt 3 deutlich geworden sein müsste, erfüllten die deutschen Mandarine mit dem Monopol für das deutsche Bildungswesen zwar gewiss eine zentrale gesellschaftliche Funktion – von einer herrschenden Klasse, die nun ihre Macht verliert, kann dennoch keine Rede sein. Dafür spricht, weiterhin mit Habermas, dass die von deutschen Philosophen und Geisteswissenschaftlern vertretene, humanistische Ideologie von Anfang an eine Defensivideologie ist, die sich darum bemüht, Einflüsse von außen abzuschirmen (vgl. Habermas 1981: 461-462).¹⁰⁵ Die immer ernster werdende soziale Bedrohung der Universitätsgelehrten wurzelt also nicht in einem direkten Herrschaftsverlust, sondern im Zusammenbruch ihrer Trägerschicht und ihrer Basis: dem Bildungsbürgertum.

Im Rahmen der Identitäts- und Legitimitätskrise insbesondere der geisteswissenschaftlichen Gelehrten kann, ganz im Sinne Bourdieus,

¹⁰⁵ Plessner schreibt bereits 1958, dass die Geschichte der deutschen Bildungsidee sich stets auch als eine Geschichte des Bildungsverfalls darstellt, „als eine Kette von Klagen der älteren Generationen über das wachsende Unverständnis der jüngeren, über ihre mangelnde Bereitschaft zu den Idealen des Klassischen Humanismus und ihre bedrohlich zunehmende Oberflächlichkeit.“ Entsprechend ist die „ständige Sorge rückwärtsgewandter Geister, die den neuen Mächten des Maschinenwesens und der industriellen Wirtschaft hilflos gegenüberstehen“ (Plessner 1958: 710), eine Sorge um den Verlust des eigenen, privilegierten Status.

der Hysterisis-Effekt diagnostiziert werden (vgl. Bourdieu 1992b: 211).¹⁰⁶ Die geistige und geisteswissenschaftliche Tradition in Deutschland, die im Sinne des Idealismus (aber auch z. B. der Literatur der Weimarer Klassik) eine deutliche Ausrichtung auf das Innere und die Abwendung von den Banalitäten der konkreten weltlichen Ordnung aufweist, ist in hohem Grade kompatibel mit dem Mechanismus der Hysterisis. „Wenn es so etwas wie eine deutsche Ideologie gibt“, dann besteht sie für Lepenies darin,

„in einer Mischung aus Trotz und Trauer die Romantik gegen die Aufklärung, den Ständestaat gegen die Industriegesellschaft, das Mittelalter gegen die Moderne, die Kultur gegen die Zivilisation, die Innerlichkeit gegen die Außenwelt, Gemeinschaft gegen Gesellschaft und das Gemüt gegen den Intellekt auszuspielen“ (Lepenies 1985: 245).

Diese innere Tendenz ist den deutschen Universitätsgelehrten mit der philosophischen Grundierung des deutschen Idealismus ausdrücklich gegeben. In einer Zeit, in der „kulturelle Verstörungen [...] die Ablehnungen des Neuen“ (Langewiesche 1992: 366) forcieren, entspricht das Verhalten der Gelehrten daher dem Hysterisis-Effekt: Die Wahrnehmungskategorien und das damit verbundene Anspruchsdenken der Akteure sind an einer sozialen Ordnung ausgerichtet, die nicht mehr aktuell ist. Der in der Trägheit des Habitus begründete Mechanismus sorgt dafür, dass die dem alten Zustand des Systems verhafteten Eliten am langsamsten die Notwendigkeit eines Wechsels der Strategien begreifen (vgl. Bourdieu 1997a: 94; Bourdieu et al. 1981: 135-138).¹⁰⁷

¹⁰⁶ Dazu bemerkt beispielsweise Vondung: „Der Anspruch auf die »Herrschaft des Geistes«, den die vorzüglichsten Repräsentanten des gebildeten Bürgertums zu Beginn des 19. Jahrhunderts erhoben hatten, war von den Nachfahren trotz der Krise, in der sie sich hundert Jahre später befanden, noch nicht aufgegeben.“ (Vondung 1976: 33, Hervorh. im Orig.)

¹⁰⁷ In politischer Hinsicht wenden sich die Gelehrten von konkreter Interessenpolitik und einem aus ihrer Sicht engstirnigen Utilitarismus ab (vgl. Lepenies 1988: 49-51; Ringer

Gerät mit der Universität eine „Institution, deren Funktion die Durchsetzung und Vermittlung von Denkformen ist“, in eine Krise, dann

„schwächt oder ruiniert dies die sozialen Fundamente des Denkens; zugleich fördert die dabei ausbrechende Krise des Glaubens, eine regelrechte praktische Epochē der Doxa, ein reflexives Bewußtsein von diesen Fundamenten.“ (Bourdieu 1992b: 27-28, Hervorh. im Orig.)

Nach Bourdieu ist in der gegebenen Situation demnach eine pragmatische Position besonders wahrscheinlich, die sich den neuen Anforder-

1987: 125-130). Darüber hinaus lassen sich ihre Reaktionsmodi auf den eigenen Niedergang in zwei Positionen aufteilen: Die Mehrheit des Bildungsbürgertums nimmt eine konservativere Haltung ein und toleriert den Bismarckschen Autoritätsstaat oder dient sich ihm an. Angesichts der breit gefächerten sozialen und ideologischen Bedrohungen des Zeitalters verspricht man sich von der Unterstützung der traditionellen gesellschaftlichen Schichtung die Wahrung (oder Wiederherstellung) jener Ordnung, von der man selbst profitiert (hat). Mit Ringer kann diese Position als orthodox bezeichnet werden (vgl. Ringer 1987: 120-122), Wehler spricht ebenso treffend von einer „Aristokratisierung“ (Wehler 1973a: 54) des Bildungsbürgertums und Langewiesche von „einem Professorentypus, der die Zukunft in der Vergangenheit sucht“ (Langewiesche 1992: 376). Ein kleiner, aber nicht unbeträchtlicher Teil der Gelehrten entwickelt eine differenziertere Position. Es wird erkannt, dass die Prozesse der Modernisierung, Industrialisierung und Demokratisierung nicht aufgehalten oder gar rückgängig gemacht werden können. Um den eigenen Einfluss für die Zukunft zu sichern, hält man es daher für sinnvoll, sich mit den unvermeidlichen Entwicklungen abzufinden. Langewiesche spricht hier vom „Typus des antirepublikanischen Erneuerers“ (Langewiesche 1992: 378), Ringer von den „Modernisten“ (vgl. Ringer 1987: 122), denen es darum geht, „die Alternative Stagnation oder Revolution zu vermeiden“ und „der Demokratie ihren Stachel zu nehmen“ (Ringer 1987: 123). Bei allen Unterschieden weisen beide Positionen eine hohe Anschlussfähigkeit an Antisemitismus und Nationalismus auf, dies zeigt sich in der weiten Verbreitung dieser Denkmuster in der akademischen Welt des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts (vgl. Hermann 1982: 66-70; Ringer 1987: 126-134; Langewiesche 1992: 359-362).

rungen stellt und gleichzeitig versucht, an den traditionellen Wahrnehmungs- und Ordnungsmustern festzuhalten. Der Heidelberger Philosoph Jaspers nimmt genau diese Stellung ein: Er erkennt 1923 zwar, dass eine spezialisierte Berufsausbildung nicht mehr aus dem Aufgabenprofil einer Universität wegzudenken ist, verkündet jedoch zugleich, dass „das hohe und unaufgebbare Prinzip der Universität die Verbindung von Forschung und Lehre“ sei, weil „der Idee nach der beste Forscher zugleich der einzig gute Lehrer ist.“ (Jaspers 1946: 44)¹⁰⁸ Auch wenn es vielen Gelehrten nicht gelingt, ein reflexives Bewusstsein der Fundamente des eigenen Glaubens zu entwickeln, sie also weiterhin der Auffassung sind, dass Wissenschaft abstrakt und theoretisch zu sein hat und jede Spezialisierung oder Ausdifferenzierung im Sinne einer beruflichen Ausbildung an der Universität ein Verrat an der Sache ist¹⁰⁹, kann sich die Universität nicht länger dem Anforderungsdruck der industrialisierten Gesellschaft entziehen. Es kommt im Rahmen der unter Punkt 4.6 beschriebenen Entwicklungen zu einer ersten, teilweisen sozialen Öffnung der Universität. Bevor darauf eingegangen wird, soll jedoch zunächst noch ein Blick auf die Beziehung des Professors zu seinen Studenten gerichtet werden.

Der Eindruck einer krisenhaften Übergangsphase, in der versucht wird, den alten Idealen zu entsprechen und, wenn möglich gleichzeitig, den neuen Anforderungen zu genügen, bestätigt sich auch im Verhältnis

¹⁰⁸ Für Lepenies zeigt sich in Jaspers Veröffentlichungen eine „Trotzreaktion, mit welcher die reinen Ideale der Humboldtschen Universität beschworen werden“ (Lepenies 1988: 53).

¹⁰⁹ Ein Jahr nach Jaspers weist beispielsweise der Philologe Jaeger mit deutlichen Worten auf die notwendige Reinheit und Freiheit der Wissenschaft hin: „Wissenschaft und Empirie, dies Wort im antiken Sinne von praktischer Erfahrung genommen, sind zwei grundverschiedene Dinge, und die Wissenschaft ist dort nicht am Platze, wo es auf Empirie ankommt, denn die Theorie tötet den Instinkt.“ (Jaeger, zit. nach Ringer 1987: 104)

zwischen Professor und Studenten. Die Vertreter der alten Ordnung können nicht mehr ignorieren, dass nun auch studiert wird, um eine Berufsvorbereitung zu erhalten. Die Universität ist nicht mehr eine Institution, an der ausschließlich der Habitus des Gelehrten reproduziert und gelebt wird, es müssen jetzt immer mehr auch eindeutig anwendungsorientierte Fertigkeiten vermittelt werden.¹¹⁰ Aufgrund des neuen Anforderungs- und Erwartungsprofils universitärer Bildung und weil die quantitative Zunahme der Studentenschaft (vgl. Punkt 4.6) keine andere Möglichkeit lässt, tritt an die Stelle der persönlichen Bekanntschaft zwischen Professor und Student nun zunehmend die Sozialstruktur einer betriebsförmig arbeitenden Institution. Das Verhältnis zwischen Student und Professor verliert den Charakter einer auf gegenseitigem Austausch ausgerichteten Lehr- und Forschungsgemeinschaft,

¹¹⁰ Wie scharf die Diskrepanz zwischen der Humboldtschen Vorstellung (die in dieser Form freilich immer ein Ideal geblieben ist) und der etwa 100 Jahre später an der Universität üblichen Realität ist, wird der folgenden direkten Gegenüberstellung deutlich. Dem humanistischen Bildungsideal geht es darum, Einsamkeit und Freiheit als die soziale Form der Universität zu wahren: „Die Absichtslosigkeit und Ungezwungenheit des sozialen Zusammenlebens an der Universität und die gesellige Aussprache der einsam Produktiven verbürgen institutionell die Zweckfreiheit und damit die Absolutheit der auf der Universität zu suchenden Wahrheit. [...] Für den Studenten kommt es [...] darauf an, diese geisterfüllte Geselligkeit einige Jahre mitzuerleben und so die Form des gebildeten Daseins sich als dauerhaften Lebensanspruch an sich selbst, als Haltung, einzuverleiben.“ (Schelsky 1971: 73) Im Gegensatz dazu weiß Jaspers 1923 zu berichten, wie weit entfernt die Realität von einem solchen Ideal ist: „Die Erwartungen werden an der Universität selten erfüllt. [...] Vielleicht war sich der Student nie recht klar, was er wollte und was er tat. Jedenfalls gerät er in Enttäuschung und dann in Verwirrung. Er gibt das eigentliche Streben auf und verrennt sich in Sackgassen[!]: er lernt zum Examen und beurteilt alles nur danach, was es für das Examen bedeutet; die Studienzeit empfindet er als peinliche Übergangszeit zur Praxis, von der er nunmehr das Heil erwartet.“ (Jaspers 1946: 39)

stattdessen muss der Professor bereits hier darauf bedacht sein, einer größeren Anzahl von Studenten ein nicht selten curricular festgelegtes Wissen gezielt und effektiv zu vermitteln (vgl. Busch 1959: 79).

Trotz seiner ursprünglichen Geltung im gesamten universitären Feld liegt es nahe, dass das Ende des humanistischen Ideals der Beziehung zwischen Professor und Student als *Einsamkeit und Freiheit* (Schelsky 1971) nicht im ganzen Feld als Verlust der eigenen Identität aufgefasst wird. Der streng naturwissenschaftlich orientierte Virchow lässt diesen Prozess wie die Befreiung von einem Joch klingen:

„Jetzt verlangt man von dem Gelehrten, dass er auch ein Forscher sei, und die Ansprüche in Bezug auf die Lehre haben sich so sehr gesteigert, dass schon der akademische Unterricht sich die Aufgabe stellt, die lernende Jugend nicht bloß in die Methoden, sondern auch in die Praxis der Untersuchung einzuführen. [...] Sicherlich ist es ein erhebender Ausblick, [...] wenn wir uns sagen, dass 80 Jahre ausgereicht haben, um die Wissenschaft und den Unterricht von Grund aus umzugestalten.“ (Virchow 2006: 27-28)

4.5 Feldtheoretischer Zugang

Die von Humboldts Universitätsgründung ausgehende Position der Philosophie im Feld der philosophischen Fakultät hat sich, das dürfte bis hier klar geworden sein, grundlegend verändert. Zum einen äußert sich der Einfluss des erstarkenden Empirismus und der sich gleichzeitig erhebenden Naturwissenschaften im geisteswissenschaftlichen Feld im Historismus, der sich stark an der neuen Doxa des universitären Feldes ausrichtet. Zum anderen nimmt Dilthey kurz darauf die erkenntnistheoretische und methodische Neubegründung der Geisteswissenschaften vor und verbindet damit die sich bis dahin im Widerstreit befindenden Positionen des geisteswissenschaftlichen Feldes, die idealistisch geprägte Philosophie und den Historismus. Nicht zuletzt üben die politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen in Deutschland einen erheblichen Einfluss auf das universitäre Feld aus, der mit dem traditionellen Selbstverständnis der Geisteswissenschaften nur schwer zu vereinbaren

scheint. Es scheint sinnvoll, diese komplexen, sich gegenseitig beeinflussenden und überschneidenden Entwicklungen für eine feldtheoretische Analyse der Geisteswissenschaften in drei Bereiche zu teilen. Zunächst wird knapp der Einfluss der modernen Industriegesellschaft auf das universitäre Feld behandelt. Danach soll, an Punkt 3.5 anschließend, ein Stadium untersucht werden, in dem die historistische Position mit der vormals unumstrittenen philosophischen Leitwissenschaft um die Führungsposition im geisteswissenschaftlichen Feld konkurriert. Dem wird ein dritter Abschnitt folgen, in dem die Wirkung der Arbeiten Diltheys auf die Ordnung des geisteswissenschaftlichen Feldes einer genaueren Betrachtung unterzogen wird.

Die „großbetriebliche Entwicklung der Universitäten“ (Busch 1977: 66; vgl. Punkt 3.6.2) muss in feldtheoretischer Hinsicht mit Blick auf die Autonomie des universitären Feldes untersucht werden. Während das Verhältnis der Universität zum Staat noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein dringendes Problem ist, wird diese Frage nun kaum mehr diskutiert. Die Interessen der Universität und die des Staates werden nicht mehr sorgsam getrennt, sondern decken sich zunehmend. Kahl bekundet in seiner 1909 gehaltenen Rektoratsrede: „Einer selbst weitgehenden [...] Staatsaufsicht unterstellen sich die Fakultäten gern und zu ihrem eigenen Gewinn.“ (Kahl, zit. nach Busch 1977: 67)¹¹¹ Es kann an dieser Stelle nicht geklärt werden, wie weit die Wirkung staatlicher Interessen im universitären Feld wirklich geht, fest steht jedoch, dass ein wachsender Einfluss des Staates als finanzieller Förderer im universitä-

¹¹¹ Auch Plessner weist darauf hin, dass die Einflussnahme des Staates seitens der Universität durchaus willkommen ist: Das „Streben der Wissenschaften, zu einem Bedürfnis der Gesellschaft zu werden, sich einzubauen in ihren Erwerbsmechanismus“ (Plessner 1974b: 131), ist nicht nur Resultat der Vergesellschaftung und Industrialisierung von Wissenschaft, sondern ein deutliches Zeichen, dass eine technokratische Logik sich auch im universitären Feld ausbreitet.

ren Feld zu diagnostizieren ist (vg. Plessner 1974b; Busch 1977: 61-105; Mittelstraß 1984: 28-32). Trotzdem kann mit Blick auf das universitäre Feld angenommen werden, dass dessen weit reichende Autonomie zu weiten Teilen noch immer besteht. Das zwischen Staat und Universität herrschende gegenseitige Einverständnis bezüglich staatlicher Einflussnahme lässt darauf schließen, dass soziale Zwänge in die feldinterne Logik übersetzt werden und die Form logischer, also dem herrschenden Wissenschaftsverständnis entsprechender Zwänge annehmen (vgl. Bourdieu 1998: 28). Diese Entwicklung widerspricht jedoch den Teilen des geisteswissenschaftlichen Feldes, in denen die von Humboldt beeinflusste Orthodoxie noch immer herrscht. Hier lehnt man weiterhin jede anwendungsorientierte Wissenschaft ab, die Verbindung von Gelehrsamkeit mit rationaler Technik und utilitaristischen Bestrebungen ist „nach Meinung des Mandarinentums eine wahrhaft gefährliche und zugleich recht stupide Häresie.“ (Ringer 1987: 82) Weil eine solche Ablehnung auf der Grundlage einer längst überkommenen Ordnung des Feldes beruht, kann diese Reaktion der traditionellen Gelehrten als Hysterese verstanden werden. Neben der idealistischen Philosophie hat sich mit dem Historismus im geisteswissenschaftlichen Feld jedoch eine zweite Kraft etabliert, die genau die von den idealistisch geprägten Gelehrten abgelehnten, empiristischen Strömungen aufnimmt und in die eigene, geisteswissenschaftliche Logik übersetzt.

Durch die kognitiven Krisenerscheinungen innerhalb und außerhalb des geisteswissenschaftlichen Feldes (vgl. Punkt 3.6) wird die Autorität der philosophischen Leitwissenschaft bedroht. So wie ihre Macht sich zuvor homolog sowohl über das Feld der philosophischen Fakultät als auch über das universitäre Feld erstreckt, und sie in beiden Feldern nicht nur die Definitionsmacht über legitimes Wissen und legitime Wissenschaft besitzt, sondern auch über weltliche Macht verfügt (Abb. 3: 3.3), sieht sie diese dominante Position nun an beiden Fronten in Frage gestellt. Innerhalb des geisteswissenschaftlichen Feldes nimmt der Historismus eine häretische Position im Feld ein (Abb. 4; vgl. Fn.

60). Durch den Aufschwung des Empirismus verfügt er über das neue Wissen, mit dem die etablierten Positionen in Frage gestellt werden, während die Ansichten der philosophischen Leitwissenschaft wenn nicht veraltet, so doch zumindest umstritten sind. Besonders vor dem Hintergrund, dass seine Positionen auf eine im gesamten universitären Feld dominante Bewegung zurück gehen, kann also davon ausgegangen werden, dass der Historismus den Weg vom Eintritt in das Feld (Abb. 4: 4.1) bis zum Pluspol der Achse wissenschaftlicher Macht (Abb. 4: 4.2) zügig zurücklegt. Die stabile Ordnung, mit der eine Veränderung der Machstrukturen verhindert werden soll, kann in diesem Zusammenhang nicht aufrechterhalten werden. Der Betrachtung historischer Fakten wird nun ein wissenschaftliches Selbstverständnis ermöglicht, das nicht mehr durch die Prämissen der idealistischen Philosophie, sondern von den positivistischen und empiristischen Strömungen im gesamten universitären Feld bestimmt ist. In vielen Bereichen des geisteswissenschaftlichen Feldes setzt sich daher nun eine historistisch geprägte wissenschaftliche Theorie und Praxis durch und definiert – entweder neben der Philosophie oder bereits vollkommen unbestritten – die legitime Auffassung von Wissenschaft und Forschung. Die diese Lehre repräsentierenden Akteure verfügen jetzt über eine beträchtliche wissenschaftliche Macht. Ringer stellt sie sogar in eine Reihe mit den Naturwissenschaften: „Die sorgfältige Arbeit deutscher Naturwissenschaftler, Philologen und Historiker war international berühmt.“ (Ringer 1987: 231)¹¹² Die Philosophie verliert in diesem Prozess ihren Status als allein gültige Leitwissenschaft des Feldes, in diesem Rahmen kommt es zu einer Abwertung ihres legitimen Wissens und zu einem Autoritätsverlust ihrer

¹¹² Das allgemeine Kräfteverhältnis wird ebenfalls deutlich wenn Jaspers befürchtet: „Die Universität wird arm, wenn [...] es nur noch Philologie, keine Philosophie, nur noch technische Praxis, nicht mehr Theorie, nur noch endlose Tatsachen, keine Idee mehr gibt.“ (Jaspers, zit. nach Ringer 1987: 232)

im Feld relevanten Definitionen (vgl. Schnädelbach 1983: 118). Strukturell wird dies am personellen Wachstum der konkurrierenden geisteswissenschaftlichen Fächer innerhalb der philosophischen Fakultät deutlich (Tab. 2). Weiterhin gibt die personelle Besetzung der Disziplinen der philosophischen Fakultät der Berliner Universität in den Jahren 1890 bis 1930 darüber Auskunft, dass historische und philologische Wissenschaften zu den größten Profiteuren der Zeit gehören. Es besteht Grund zur Annahme, dass der Historismus und die Philologie sich auch dem Pluspol der Achse weltlicher Macht nähern: Nicht nur der allgemeine, an ein Magnetfeld erinnernde Sog im Feld legt diese Vermutung nahe, auch der teilweise massive personelle Zuwachs und die Gründung zahlreicher Spezialdisziplinen lassen auf die Zunahme weltlicher Macht für diese Fächer schließen (Abb. 4: 4.3; vgl. Tab. 2), auch wenn die mittlerweile wieder zur Fachwissenschaft abgestiegene Philosophie sich aufgrund institutioneller Trägheiten und der aus biologischen Gründen erst nach und nach möglichen Anpassung der Körperschaft an die neue Ordnung nicht völlig aus dem Machtbereich des Feldes verdrängen lässt. Mit zwei Positionen, die um die absolute Macht im Feld kämpfen, ist die innere Ordnung des Feldes instabil. Weder der Historismus und erst recht nicht die Philosophie verfügen über die symbolischen Ressourcen, die Ordnung des Feldes allein zu bestimmen und anhand der Achse der stabilen Ordnung auszurichten. Es kann davon ausgegangen werden, dass eine kognitive Schließung des Feldes in dieser Situation nicht möglich ist – der deutliche Zuwachs an Spezialdisziplinen ist ein untrügliches Zeichen für die zumindest teilweise kognitive Offenheit des Feldes. Das geisteswissenschaftliche Feld steht nun vor der Alternative, sich entweder vollends zu öffnen und damit in den immer mächtiger werdenden Naturwissenschaften aufzugehen, oder seine erkenntnistheoretische Eigenständigkeit durch eine kognitive Schließung wieder herzustellen: „Entweder enge Anlehnung an das Vorbild der erfolgreichen Naturwissenschaften oder antithetische Abhebung von den Naturwissenschaften.“ (Kamlah 1973: 18)

Diltheys epistemologische Systematisierung der Geisteswissenschaften findet vor genau diesem Hintergrund der Instabilität des geisteswissenschaftlichen Feldes statt (Abb. 5). Sein Ziel, die Geisteswissenschaften als gleichwertige Wissenschaft zu etablieren, vollzieht er in bewusster Unterscheidung zu den Naturwissenschaften (vgl. Dilthey 1923: 4-14; Makkreel 1983: 65-73).¹¹³ Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass er dafür sowohl an die idealistische Philosophie als auch an den Historismus anschließt (Abb. 5: 5.1). Mit der Synthese der beiden dominanten Positionen des geisteswissenschaftlichen Feldes in einer den Geisteswissenschaften eigenen Methodik, der Hermeneutik, entwirft Dilthey eine einheitliche Logik, die sich in weiten Teilen des Feldes als Doxa durchsetzt und eine dezidierte Unterscheidung von den Naturwissenschaften möglich macht.¹¹⁴ An dieser Stelle ist jedoch an die Ausführungen unter Punkt 4.3 und an die Dekonstruktion der Diltheyschen Hermeneutik durch Gadamer zu erinnern: Die methodologische Emanzipation der Geisteswissenschaften findet deutlich innerhalb des naturwissenschaftlichen Methodenverständnisses statt, also gewissermaßen im Revier der Naturwissenschaften und unterhalb einer

¹¹³ Im *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* schreibt Dilthey vom „Einblick in die gänzliche Verschiedenheit dieses Aufbaus [der Geisteswissenschaften, JH] von dem [...] Aufbau der Naturwissenschaften. Die selbständige Eigenheit des Aufbaus der Geisteswissenschaften wird so zum Hauptthema dieser ganzen Arbeit.“ (Dilthey 1981: 140)

¹¹⁴ Auch wenn Dilthey den „philosophie- und wissenschaftsgeschichtlich folgenreichsten Klärungsversuch der Grundlagen der Geisteswissenschaften“ vornimmt, sind die „vielfältigen Bemühungen um eine logisch-methodologische und erkenntnistheoretische Klärung ihrer Grundlagen zu keinem allgemein anerkannten Ergebnis gelangt.“ (Riedel 1980: 726) Es kann also nicht die Rede von einer allgemein durchgesetzten Logik des Feldes im Sinne einer Doxa sein.

Abgrenzung von Natur- und Geisteswissenschaften.¹¹⁵ Die geisteswissenschaftliche Hermeneutik gehört daher, wie jede Methodenlehre, in das Umfeld der Logik, systematisch ist sie demnach im „Zusammenhang von Erkenntnistheorie, Logik und Methodenlehre der Geisteswissenschaften“ (Dilthey 1924: 334) zu verorten.¹¹⁶ Für Dilthey geht es lediglich darum, zu bestimmen, welche besondere, im Gebiet der Anwendung begründete Form die geisteswissenschaftliche Methode innerhalb dieses gesamtwissenschaftlichen Zusammenhangs annimmt. Für das geisteswissenschaftliche Feld kann daraus gefolgert werden, dass der von Dilthey begründete Methodenkanon der Hermeneutik, neben der weiterhin bestehenden, auf dem Fundament des Bildungsbürgertums fußenden sozialen Geschlossenheit des Feldes, eine völlige Öffnung des Feldes verhindert. Die geisteswissenschaftliche Hermeneutik als dominante Lehre des Feldes kann jedoch nur eine weitgehende und keine

¹¹⁵ Der Terminus „Emanzipation“ ist hier deshalb dezidiert von seiner ursprünglichen Bedeutung aus zu sehen: Wie Rombach in einem anderen Zusammenhang bemerkt, kommt der Begriff aus dem römischen Recht und bezeichnet dort die Entlassung eines Sklaven oder eines heranwachsenden Familienmitglieds aus der Hand väterlicher Gewalt. Allgemein gesprochen ist also die Freilassung bestimmter Gruppen *innerhalb* eines *bestehenden* Rechtssystems gemeint. Erst in den späteren Emanzipationsideen verschiebt sich der Sinn dahingehend, dass die Befreiung *durch* eine *neue* Rechtsordnung gemeint ist (vgl. Rombach 1974: 170, Fn. 3). Für den vorliegenden Zusammenhang ist es demnach entscheidend, dass Diltheys Emanzipation der Geisteswissenschaften gerade *innerhalb* der naturwissenschaftlich-methodologischen Ordnung stattfindet.

¹¹⁶ Dilthey führt aus: „Das erkenntnistheoretische Problem ist überall dasselbe: allgemeingültiges Wissen aus Erfahrungen [...]. Die Auflösung dieser erkenntnistheoretischen Frage führt auf das logische Problem der Hermeneutik. Auch dieses ist natürlich überall dasselbe. Es sind selbstverständlich [...] dieselben elementaren logischen Operationen, die in den Geistes- und Naturwissenschaften auftreten. Induktion, Analysis, Konstruktion, Vergleichung.“ (Dilthey 1924: 334)

absolute kognitive Schließung vornehmen (Abb. 5: 5.2), weil die Logik, nach der die stabile Ordnung wieder hergestellt wird, nur bedingt als genuin geisteswissenschaftlich verstanden werden kann.¹¹⁷

Die Synthese des Historismus und der idealistischen Philosophie in der hermeneutischen Methode geschieht bei Dilthey nur unter beträchtlichen Zugeständnissen an die empirisch-naturwissenschaftlich geprägte, historistische Strömung. Die Folge ist, dass sich mit dem nun im geisteswissenschaftlichen Feld dominanten Forschungs-, Wissenschafts- und Methodenbegriff nach den in Abb. 4 beschriebenen Machtkämpfen zwischen idealistischer Philosophie und Historismus zwar wieder eine annähernd stabile Ordnung einstellt, weil das Feld weitgehend von einer einheitlichen kognitiven Logik dominiert ist, die versucht, den Zugang neuer, häretischer Positionen am Eintrittspunkt des Feldes zu unterbinden. Dem Drang weltlicher und wissenschaftlicher Macht, Positionen einzunehmen, von denen aus die Kontrolle des Feldes möglich ist und eine Ordnung stabilisiert werden kann, die an Kapitalvolumen und –struktur der eigenen Position orientiert ist, wird also entsprochen. Es muss aber Klarheit darüber herrschen, dass die kognitive Schließung nicht durch eine rein geisteswissenschaftliche Semantik vollzogen wird. Vielmehr kann davon ausgegangen werden, dass die mit der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik etablierte Doxa zu weiten Teilen einer naturwissenschaftlich geprägten Semantik folgt, die im gesamten universitären Feld dominant ist. Vor diesem Hintergrund kann daher nicht mehr von einer völligen kognitiven Schließung und damit von einer dezidiert geisteswissenschaftlichen stabilen Ordnung des Feldes die Rede sein.

¹¹⁷ Bildlich gesprochen, wird das geisteswissenschaftliche Feld also kognitiv geschlossen, der dazu verwendete Schlüssel ist jedoch keineswegs im alleinigen Besitz der Geisteswissenschaften.

4.6 Soziale Krisenerscheinungen – Der Bruch der sozialen Exklusivität

Der unter Punkt 3.6 behandelte Bruch mit dem bis dahin von der Philosophie vertretenen Wissenschaftsverständnis wird von sozialen Entwicklungen begleitet, die eine Infragestellung des humanistischen Bildungsideals begleiten und stark forcieren. Während die wissenschaftliche Vormachtstellung der idealistischen Philosophie im universitären Feld von den experimentellen Naturwissenschaften und der Empirie, im geisteswissenschaftlichen Feld vom Historismus und, daran anschließend, von Diltheys Hermeneutik beendet wird, vollzieht sich historisch parallel ein Bruch mit dem humanistischen geprägten Bildungsgedanken (vgl. Punkt 4.2).

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Anzeichen der kognitiven Öffnung und die Anzeichen der sozialen Öffnung in einem Verhältnis der Interdependenz stehen. Auch wenn die im Folgenden zu behandelnden sozialen Krisenerscheinungen langfristig den dominanten Part in dieser Interdependenzbeziehung ausmachen und zwingend eine vollkommene kognitive Öffnung des Feldes nach sich ziehen werden (vgl. Punkt 5), kann an dieser Stelle noch nicht von einer streng kausalen Beziehung gesprochen werden. Nichtsdestotrotz steht die hier zu analysierende, teilweise soziale Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes auch unter dem Einfluss der sich parallel vollziehenden, teilweisen kognitiven Öffnung (so wie diese wiederum von jener beeinflusst wird), weil das Ideal einer sozial höchst selektiven Bildung nicht mehr von der Beschäftigung mit der unbestritten legitimen Wissenschaft gestützt wird. Aufgrund der mittlerweile nicht mehr ausreichenden wissenschaftlichen Dominanz der Geisteswissenschaften im universitären Feld kann weder die Definition der legitimen Inhalte von Bildung noch ihre elitäre Form im gesamten universitären Feld durchgesetzt werden. Vielmehr scheinen die Naturwissenschaften in wissenschaftlicher Hinsicht bereits über das Monopol der Definitionsmacht im

universitären Feld zu verfügen¹¹⁸, und daher gewinnt auch das mit ihrer Hilfe definierte Bildungsideal an Autorität und Inhalt.¹¹⁹ Aufgrund der Kopplung von Forschung und Lehre wird der Inhalt der Lehre in dem Grade anwendungsorientiert, wie dies auch für die Wissenschaften zu beobachten ist: So wie wissenschaftliche Forschung sich zunehmend an konkreten Problemstellungen orientiert, richtet sich auch der Inhalt der Lehre immer mehr an den industriegesellschaftlichen Anforderungen aus. Als Teil des Bildungssystems erhält wissenschaftliche Bildung bzw. Lehre ihre gesellschaftliche Legitimität nun wiederum dadurch, dass sie die Beschäftigungsfähigkeit der immer zahlreicher werdenden Absolventen gewährleistet.

Wie zu zeigen sein wird, üben jedoch auch feldexterne Variablen einen massiven Einfluss auf die Entwicklung aus. Die Anpassung des universitären Feldes an die Bedürfnisse und Forderungen der Industriegesellschaft wird beispielsweise in hochschulpolitischer Hinsicht durch das „System Althoff“ vorangetrieben. Der preußische Kulturpolitiker, neben Humboldt und Becker¹²⁰ „einer der drei großen schöpferischen Hochschulreformer und Wissenschaftsorganisatoren Preußen-

¹¹⁸ Jaspers spricht den Naturwissenschaften – mit Hinweis auf Kant, hier zeigt sich erneut die bereits angesprochene Wirkung seiner Kritik (vgl. Punkt 3.6) – „das Höchste an wissenschaftlicher Präzision und Sauberkeit“ und „die größte Klarheit über die Voraussetzungen der eigenen Erkenntnisakte“ (Jaspers 1946: 36) zu.

¹¹⁹ In der Folge wird die Verbindung von Forschung und Lehre, trotz des tief greifenden Bedeutungswandels beider Begriffe, von einzelnen Naturwissenschaften sogar als Barriere für effiziente Forschungsförderung gesehen. Dieser Standpunkt verschärft sich noch im Rahmen eines Nationalstaats mit imperialistischen Ambitionen (vgl. Bruch 1998: 73-89).

¹²⁰ Der Orientalist Becker hat in seiner Zeit als preußischer Kultusminister 1921 und 1925-1930 besonders die Demokratisierung der Hochschulen vorangetrieben und unter anderem die rechtlichen Grundlagen der heutigen studentischen Selbstverwaltung gelegt (vgl. Düwell 1971; Schelsky 1971: 126-130).

Deutschlands“ (Brocke 1980: 11), treibt den Ausbau des Hochschulwesens zum Großbetrieb voran. Dazu gehören notwendig auch eine Bürokratisierung des Systems und zuweilen autokratische Eingriffe des Staates in die Autonomie des universitären Feldes. Viele der hier relevanten Entwicklungen, von dem Ausbau der Universitäten über bis dahin beispiellose finanzielle Förderungen bis hin zur Verleihung des Promotionsrechts an die Technischen Hochschulen, gehen unmittelbar oder mittelbar auf den Einfluss Althoffs zurück (vgl. Sachse 1928; Brocke 1980; Ringer 1987: 54-55).

Weitaus folgenschwerer für den Wandel des Bildungsideals dürften jedoch die nun zu analysierenden sozialen Krisenerscheinungen sein. In ihnen zeichnet sich bereits die unter Punkt 5.1 endgültig manifest werdende soziale Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes ab. Die mangelnde inhaltliche Legitimation des geisteswissenschaftlichen Bildungsideals durch einen neuen, dominanten Wissenschaftsbegriff wird demnach davon begleitet, dass der elitäre und jeder Nutzenorientierung abgewandte Bildungsbegriff auch seine soziale Legitimität verliert. Die Befürchtung vieler Professoren, „daß die Universitäten zusammen mit den Technischen Hochschulen in Fabriken der Massenproduktion von Techniken umgewandelt werden könnten“ (Ringer 1987: 54), wird durch den Anstieg der Immatrikulationszahlen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert verstärkt: Während 1870 ungefähr 14000 Studenten an allen deutschen Universitäten eingeschrieben sind und zehn Jahre später noch immer nur 21000, immatrikulieren sich 1911 bereits 56000 und 1921 88000 Studenten an deutschen Universitäten. Dass diese rasante Entwicklung nicht nur auf das allgemeine Bevölkerungswachstum zurückzuführen ist, zeigt der deutlich steigende Anteil der Studenten pro 10000 Einwohner (Abb. 6).

Im Folgenden wird zu zeigen sein, welche Folgen diese ersten Anzeichen der Vermassung im universitären Feld im Allgemeinen und im geisteswissenschaftlichen Feld im Besonderen haben. Bereits hier kündigt sich ein den wissenschaftlichen Machtverlust der geistigen Elite

begleitender, sozialer Prestigeverlust an, der trotz aller Abwehrreaktionen und Distinktionsbemühungen nicht aufzuhalten ist. In institutioneller Hinsicht sind die Technischen Hochschulen bezüglich der Veränderung der Machtstrukturen der wichtigste Akteur im universitären Feld. Sie sind von vornherein stärker auf eine berufsorientierte Ausbildung der Absolventen eingestellt. Nachdem das Bildungsprivileg der Gelehrten in Frage gestellt wird, muss sich auch die Universität aufgrund der sich abzeichnenden sozialen Öffnung des universitären Feldes für größere Studentenzahlen zu einer eher berufsorientierten Ausbildung bekennen.

Mit den Ausführungen der folgenden drei Punkte sollte deutlich werden, dass der hier untersuchte Zeitraum um die Wende zum 20. Jahrhundert eine bedeutende Zäsur im universitären Feld darstellt. Auch wenn die unter Punkt 5.1 beschriebenen Entwicklungen in ihrer Wucht einzigartig sind, können die Wurzeln dieses Problems bereits hier entdeckt werden: „Die Problemlagen um 1900 sind den heutigen Problemlagen enger verwandt als jenen um 1810.“ (Bruch 1999: 30)

4.6.1 Machtkämpfe um das Bildungsprivileg

Bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts macht sich die Arbeitsteilung der Industriegesellschaft – und darüber hinaus die kognitive Teilung des universitären Feldes – auch im Bildungssystem bemerkbar: Ein differenziertes Beschäftigungssystem erfordert die wissenschaftliche Vorbereitung auf immer mehr akademische Berufe. Gymnasium und Universität entsprechen sich in dieser Zeit, und in dem Maße, in dem man auf dem Gymnasium „das Ideal klassischer Bildung mit dem Unterricht antiker Sprachen verwechselt“ (Frühwald 1991: 77), bilden sich Realgymnasium und das erst später zur Technischen Hochschule werdende Polytechnikum als Ausbildungsstätte des Kaufmannsstandes und der technischen Intelligenz heraus. Diese Zweiteilung des Bildungswesens findet ihr Äquivalent im universitären Feld mit der Etablierung von

Technischen Hochschulen, sie spiegelt den Machtkampf von philologisch-historischen Geisteswissenschaften und technisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen wider. Gegenstand der Auseinandersetzungen ist nichts weniger als die soziale Möglichkeit von Bildung: Die Herausforderer in Gestalt der Technischen Hochschulen fordern das vormals von der Philosophie gehegte universitäre Privileg wissenschaftlicher Bildung heraus, indem sie ebenfalls einen Anspruch auf eine bildende, wissenschaftliche Tätigkeit erheben (vgl. Punkt 4.6.2).¹²¹ In Entsprechung dazu sind die traditionellen Gelehrten des universitären Feldes bemüht, ihr Distinktionsmerkmal, die Bildungsprivilegien als soziales Abgrenzungsmittel der bildungsbürgerlichen Schicht, aufrecht zu erhalten. Im Zusammenhang dieser Machtkämpfe verkommt die universalistische Idee der Universität „zur Ideologie eines Berufsstandes mit hohem sozialen Prestige.“ (Habermas 1988: 156)¹²² Je dringender die funktionale Anpassung des Bildungssystems an eine hoch industrialisierte Gesellschaft wird, desto energischer verteidigt die bedrohte Elite ihr schichtspezifisches Rekrutierungs- und Reproduktionssystem. Der Ton verschärft sich auf beiden Seiten, der Konflikt um das zweigeteilte Bildungssystem bekommt den Charakter eines Klassenkampfes: „Seit etwa 1885 hatte die Gliederung des Erziehungssystems mit der sozialen

¹²¹ Dazu bemerkt Frühwald: „Im Blick der entstehenden Ingenieurwissenschaften waren die Universitäten dann eine Ansammlung von Fachschulen zur Ausbildung der Beamten-schaft, während die Technischen Hochschulen den Gedanken zweckfreier Forschung von sich wiesen“ (Frühwald 1991: 78), um die soziale und rechtliche Gleichstellung mit den traditionellen akademischen Berufen einzufordern.

¹²² Habermas führt, in Anlehnung an Ringer, weiter aus: „In der machtgeschützten Innerlichkeit dieser Mandarine hat sich das neuhumanistische Bildungsideal zu dem geistesaristokratischen, unpolitischen, obrigkeitstkonformen Selbstverständnis einer praxisfernen, nach innen autonomen, forschungsintensiven Bildungsanstalt verformt.“ (Habermas 1988: 156; vgl. Fn. 107)

Schichtung in Deutschland wahrscheinlich mehr zu tun als jeder andere Faktor.“ (Ringer 1987: 37)¹²³

Dass dieser Kampf auf Seiten der Geisteswissenschaften besonders energisch geführt werden muss, ist zu vermuten, weil das herausgeforderte Bildungsprivileg das entscheidende Distinktionsmerkmal der wichtigsten Rekrutierungsschicht dieser Fächer ist: Von 1848 bis 1879 stellt das beamtete Bildungsbürgertum¹²⁴, das in der gesamten Bevölkerung nur zu 2% vertreten ist, fast die Hälfte aller Geisteswissenschaftler, aber nur 38,9% der Naturwissenschaftler, die sich im gleichen Zeitraum wiederum zu einem Viertel aus dem aufstrebenden Besitzbürgertum rekrutieren, das aber nur 14,9% aller Geisteswissenschaftler stellt. Analog zu der unterschiedlichen sozialen Zusammensetzung der Fächer ist zu beobachten, dass der während des gesamten Zeitraums zu beobachtende Rückgang der beamteten Bildungsbürger in der gebildeten

¹²³ Der Distinktionsverlust, den die „ungeheure Gefahr“ der sozialen Frage mit sich bringt, wird von Nietzsche bereits 1872 so beschrieben: „Die »möglichst allgemeine Bildung« schwächt die Bildung so ab, daß sie gar keine Privilegien und gar keinen Respekt mehr verleihen kann.“ (Nietzsche 1964: 7, Hervorh. Im Orig.)

¹²⁴ Das beamtete Bildungsbürgertum setzt sich in dieser Zusammenstellung aus den meisten höheren beamteten Berufen sowie aus Pfarrern, akademischen Lehrern, Professoren, Offizieren und Militärärzten zusammen. Freiberufliche Bildungsbürger sind im Folgenden Rechtsanwälte, Ärzte, Apotheker, Architekten, Künstler und Journalisten. Diese beiden Bereiche des Bürgertums sind also fast ausschließlich durch Berufe besetzt, welche die von ihm entwickelten Ordnungsentwürfe tradieren und so zur Reproduktion der Machtstrukturen beitragen. Das Besitzbürgertum besteht aus Gutsbesitzern, Industriellen, Großhändlern, Bankiers und leitenden Angestellten. Die untere Mittelschicht ist durch den alten Mittelstand (Bauern, Handwerker, Verwalter usw.) und den neuen Mittelstand (Staatsbeamte, Hofbeamte, Lokalbeamte, Kirchenbeamte, Post-/Bahnbeamte, nichtakademische Lehrer, usw.) konstituiert. Tagelöhner, Arbeiter und Minderkaufmänner bilden die Unterschicht.

Schicht unter den Geisteswissenschaftlern (rund 10%) schwächer ist als unter den Naturwissenschaftlern (über 15%), während der Bedeutungsgewinn des Besitzbürgertums als Rekrutierungsschicht für die Geisteswissenschaften (fast 12%) geringer ausfällt als für die Naturwissenschaften (17,6%). Zum einen wird hier deutlich, dass die – von vielen Gelehrten befürchtete – Demokratisierung nicht eingetroffen ist. Vielmehr ist es zu einer teilweisen Ablösung der alten Bildungs- und Rekrutierungsschicht durch das kapitalkräftige Großbürgertum der industriellen Klasesengesellschaft gekommen (vgl. Ringer 1988: 99; Jarausch 1991: 338-339). Die Verbindung zwischen wissenschaftlichem Kapital und ökonomischem Kapital im Rekrutierungsbereich des universitären Feldes hat sich deutlich intensiviert. Die Zahlen legen weiterhin nahe, dass die Geisteswissenschaften weitaus abhängiger von der Aufrechterhaltung der bildungspolitischen Privilegien des Bildungsbürgertums sind als die Naturwissenschaften, während diese wiederum eine größere Offenheit für das während der Industrialisierung aufstrebende Besitzbürgertum aufweisen (Tab. 3; vgl. Baumgarten 1997: 93-160; Windolf 1990: 67-81; Ringer 1988). Weil zu vermuten ist, dass „alle Stellungnahmen der Professoren zur Bildungsinstitution und zur sozialen Welt in letzter Instanz durch ihre Stellung innerhalb des Feldes bedingt sind“ (Bourdieu 1992b: 213), dass sich die Strategien und Dispositionen der Akteure also weitgehend nach ihrer Herkunft und, davon abhängig, ihrem Kapital richten, dürften die geisteswissenschaftlichen Gelehrten als die (ehemals) Begünstigten der Struktur eher dazu neigen, „gleichzeitig die Struktur und ihre Stellung zu wahren, alles innerhalb der Grenzen ihrer Einstellungen [...], die mehr oder weniger an ihre Stellungen angepasst ist.“ (Bourdieu 1998: 26) Hier zeigt sich, dass die gestiegene Studentenzahl keine das universitäre Feld übergreifende, homogene und mechanische Wirkung hat, sondern ihren Sinn erst in Abhängigkeit von den Dispositionen der davon Betroffenen entwickelt. Sowohl für das geisteswissenschaftliche Feld als auch für einzelne Akteure und Akteursgruppen

dieses Feldes kann der beschriebene soziale Wandel also eine je spezifische Bedeutung entwickeln (vgl. Bourdieu 1992b: 264).

Die existentiell in ihrer Stellung bedrohten Universitätsprofessoren versuchen demzufolge zunächst, sich den sozialen Umwälzungen völlig zu verschließen und die Struktur der universitären Feldes aufrecht zu erhalten. Die Aussicht, das elitäre Privileg der Bildung einer breiten Masse zu gestatten und damit auf das wichtigste Rekrutierungsmerkmal der eigenen Schicht zu verzichten, kann nur Ablehnung hervorrufen.¹²⁵ Um die Position und den Status der eigenen Schicht zu sichern, wird deswegen besonders von den Geisteswissenschaftlern eine strikte Grenze zur Anwendung hin gezogen. Dies wird weitgehend durch die nur dort stattfindende Bildung der Lehrer für das klassische Gymnasium ermöglicht. Dabei wird auch die nun entstehende (sozial-)wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den technischen, industriellen und ökonomischen Konsequenzen der naturwissenschaftlichen Forschung

¹²⁵ Der Philologe Jaeger stellt beispielsweise fest: „Bildung ist ein Massenartikel geworden, billig und schlecht [...]. Was die Masse von wissenschaftlicher Erkenntnis aufzufassen vermag ist immer nur das Äußerliche, das Vergrößerte, das Unproblematische. Die Masse ist als Masse urteilslos und fanatisch.“ (Jaeger 1923: 80-81) Dibelius bezieht die gleiche Position: „Die ungeheure Masse der Studenten ist drauf und dran, die Universität zu sprengen, denn der Gedanke der Universität ist mit dem Gedanken des Massenstudiums eben unvereinbar. [...] Früher war die Universität die Bildungsanstalt für einige wenige, jetzt soll sie für alle sorgen.“ Weiter erkennt der Philologe ganz richtig: „Die alte historische Universität ist eine Bildungsanstalt für wenige Auserlesene gewesen. Ihre ganze Verfassung, ihr ganzer Lehrbetrieb ist zugeschnitten auf das Studium verhältnismäßig weniger Menschen, die Interesse haben für intellektuelle Probleme. Die Dinge ändern sich vollkommen, wenn die Universität die Bildungsanstalt für große Massen wird. Daraus ergibt sich dann selbstverständlich eine ganz andere Methode des Lehrens, aber auch ein völlig anderes Lehrziel, ein ganz anderes Universitätsideal.“ (Dibelius 1930: 265-266)

als anwendungsorientiert abgelehnt (vgl. Ben-David 1984: 130; Ellwein 1992: 128).

Die sich den gesellschaftlichen Entwicklungen verschließende, abwehrende Verteidigungshaltung ist ein weiteres Beispiel für den Hysteresis-Effekt, der bei den Professoren im Rahmen ihres Statusverlustes zu beobachten ist. Sie bildet einen Grund dafür, dass keine Maßnahmen unternommen werden, um den veränderten sozialen Bedingungen an der Universität institutionell und organisatorisch zu entsprechen: Obwohl die Zahl der Studenten rapide ansteigt, passt sich der Umfang des Lehrkörpers dieser Entwicklung nur auf den ersten Blick an (Tab. 4). Es gelingt den Universitäten zwar, den Lehrkörper insgesamt zu vergrößern. Finanzielle, organisatorische und traditionale Hindernisse sorgen aber dafür, dass keine ausreichende Anzahl neuer Professorenstellen geschaffen werden kann. So besteht ein Großteil des Lehrkörpers gegen Ende des 19. Jahrhunderts aus Privatdozenten, deren finanzielle und rechtliche Stellung bei weitem nicht an ihre nun tragende Rolle im Universitätssystem angepasst ist. Sie stellen jedoch einen Großteil des in Tab. 4 aufgeführten Lehrkörpers. Betrachtet man hingegen nur die Ordinarien, so hat sich die Zahl der Studenten im Verhältnis zu ihnen zwischen 1870 und 1910 verdoppelt (vgl. Ringer 1987: 56-57). Hier wird deutlich, dass die gelehrte Elite die Kontrolle über die Reproduktion der Körperschaft keineswegs aufgibt und so der eigenen strukturellen Deklassierung entgegenwirkt. Die sich in Laufbahnen und Karrieren widerspiegelnde Struktur des Feldes wird dadurch weitgehend aufrechterhalten. Der kritische Moment, bei dem sich das Gefühl einstellt, „die Reproduktionsprozesse seien für einen Moment aufgehoben, und alles sei für alle möglich“ (Bourdieu 1992b: 287), kann dadurch vorerst abgewendet werden. Abgesehen von diesen personellen Aspekten ist auch kein den Studentenzahlen entsprechender Anstieg der Zahl der Universitäten zu beobachten (Tab. 5).

Gerade weil die Anpassung der Reproduktionsmechanismen nicht erfolgt, forcieren die Gelehrten als bedrohte Schicht mit dem Hysterisis-Effekt ihren eigenen Abstieg, indem

„sie weiter an ihrem Standesbewußtsein festhalten, das ihnen untersagt, Abstriche an ihrem Selbstbild zu machen und rechtzeitig die notwendigen Umstellungsmaßnahmen zu ergreifen.“ (Bourdieu 1992b: 212)

Die Wucht, mit der die Universität und insbesondere die Geisteswissenschaften später von der sozialen Vermassung getroffen werden, mithin das volle Ausmaß der Krise, ist demnach erst

„a consequence of the conservatism of the university organization and the professorial oligarchy which dominated it. The professors, who as a corporate body were the university, prevented any important modification of the structure that separated the »institute«, where research took place, from the »chair«, the incumbent of which was a member of the university corporation.“ (Ben-David 1984: 130, Hervorh. im Orig.)¹²⁶

¹²⁶ Ringer bestätigt die Vermutung, dass erst der Hysterisis-Effekt, also die Unfähigkeit der Elite, sich an die neue Situation anzupassen, die dann eingetretenen Krisenerscheinungen in ihrem Umfang ermöglicht hat, wenn er schreibt, „daß das weit verbreitete Gefühl einer Krise nicht einherging mit einer hinreichend klaren Erörterung praktischer Alternativen. Eine nostalgische und starre Bindung an die Werte der Vergangenheit verhinderte selbst die konservativen Reformen, welche einige jener Werte für die Gegenwart hätten retten können. Institutionelle Neuorientierungen wurden vernachlässigt zugunsten nicht präziser Beschwerden über die Vermassung des Erziehungswesens.“ (Ringer 1987: 59) Ben-David führt weiter aus, welche Folgen die Versuche des Machterhalts für die organisationale Struktur der Universität haben: „The result of this system was that while the increase in research activity fostered an unbroken progression from the mere beginner to the most experienced and successful leader in a field, the organization of the university obstructed this progression as a result of the gap between the professor who had a chair and all the others who did not.“ (Ben-David 1984: 130)

4.6.2 Die Bedrohung durch Technische Hochschulen

Ein besonders hervorzuhebender Akteur im Kampf um die Öffnung des Bildungssystems sind die Technischen Hochschulen. Im Unterschied zur bereits behandelten sektionalen Ausdifferenzierung innerhalb der Institution Universität kann ein Blick auf die sektorale Differenzierung zwischen den verschiedenen Bildungseinrichtungen keine so ausgeprägte Entwicklung offenbaren. Das dürfte vor allem daran liegen, dass die frühesten Vorformen der Technischen Hochschulen bis in das 18. Jahrhundert zurückreichen und viele Technische Hochschulen durch die Umformung bereits bestehender Institutionen entstanden sind (vgl. Manegold 1989: 208-209). Ihr Bedeutungsgewinn kann also nicht an ihrem sektoralen Zuwachs gemessen werden. Die Daten von Lundgreen legen angesichts der Umbrüche im Hochschulsystem diesbezüglich vielmehr „an extraordinary degree of continuity and stability“ (Lundgreen 1983: 150, Tab. 5) nahe. Gerade im Kontrast zu den Universitäten muss sich eine Untersuchung des Macht- und Prestigegewinns der Technischen Hochschulen daher auf die Entwicklung ihres wissenschaftlichen Ansehens und der damit eng verbundenen sozialen Position der Absolventen beziehen. Diese Faktoren entwickeln sich, auch aufgrund des heftigen Widerstands der im Feld etablierten Universitäten, erst deutlich nach der Gründung der Technischen Hochschulen.

Die entscheidende institutionelle Gewichtsverlagerung besteht damit nicht im Aufkommen von Technischen Hochschulen an sich, sondern in einer qualitativen und quantitativen Veränderung innerhalb der zu großen Teilen bereits bestehenden Institutionen (vgl. Jarausch 1991: 315-316). Betrachtet man beispielhaft die Anzahl der Lehrkräfte und Studenten an Technischen Hochschulen und Universitäten in Preußen, dann wird deutlich, dass sich neben der Universität als Masseneinrichtung eine Institution etabliert hat, die so groß wie alle übrigen Akademien zusammen ist und hinsichtlich dieser Zahlen als zweite dominante Kraft im universitären Feld eingeschätzt werden kann (Tab. 4). Noch

deutlicher wird die intrainstitutionelle Entwicklung, wenn die Studentenzahlen nicht nur der preußischen, sondern aller deutschen Technischen Hochschulen berücksichtigt werden: 1895 gibt es an den Technischen Hochschulen in Deutschland 6947 Studenten, bereits zehn Jahre später hat sich ihre Zahl verdoppelt und macht ein Viertel der Anzahl aller Studenten an deutschen Universitäten aus. Weitere 20 Jahre später, also 1925, steigt dieser Anteil auf ein Drittel (vgl. Anrich 1960: 58; Lundgreen 1983: 150-152).¹²⁷

Neben dem quantitativen Gesichtspunkt der steigenden Zahl der Lehrkräfte und Studenten ist die zunehmende Verwissenschaftlichung vieler technischer Bereiche ein qualitativer Faktor, der den Bedeutungsgewinn der Technischen Hochschulen dokumentiert. Die Akademisierung ist, auch aufgrund des engen Zusammenhangs mit einer sozialen Statussicherung, die bestimmende Motivation der sich nun formierenden „Technikerbewegung“ (Manegold 1989: 228; vgl. Manegold 1969). Ziel der Technischen Hochschulen ist es, Technik neben Kunst und Wissenschaft als gleichberechtigte Errungenschaft des Geistes zu etablieren, also „wissenschaftliche Emanzipation durch theoretische Fundierung der Technik, wobei Verwissenschaftlichung zugleich die akademische Konsolidierung der Hochschule“ (Manegold 1989: 218) bedeutet.¹²⁸ Ergebnis der Verwissenschaftlichung, aber auch der Notwendigkeit, mit

¹²⁷ Ringer stellt genau diese Entwicklung in seiner Einleitung in Aussicht: „Eine ständig wachsende Zahl von Studenten wird an die Universitäten kommen, die eher Zeitungswissenschaft und Maschinenbau als Latein und Metaphysik studieren will. Utilitaristische Überlegungen jeder Art werden vorgetragen werden, um die Sache der Technik voranzutreiben.“ (Ringer 1987: 22)

¹²⁸ Dass die Technischen Hochschulen ihren wissenschaftlichen Status offenbar durch einen Bezug auf Konzepte wie „Geist“ und „Theorie“ herstellen wollen kann zu der Spekulation veranlassen, dass die Doxa des universitären Feldes weiterhin Züge des traditionell geisteswissenschaftlichen Wissenschaftsverständnisses trägt.

dem von der Industrie ausgehenden Tempo der technischen Entwicklung Schritt zu halten, ist eine steigende Spezialisierung und Ausdifferenzierung technischer Fächer und Forschungsfelder. Die hier stattfindende sektionale Differenzierung an Technischen Hochschulen übertrifft die zuvor festgestellte Ausdifferenzierung an Universitäten weit. Sind 1870 durchschnittlich etwa 70 technisch-naturwissenschaftliche Fächer an deutschen Technischen Hochschulen vertreten, steigt die Zahl innerhalb von 20 Jahren auf 200, und bereits 1900 existieren an der Technischen Hochschule Berlin über 350 Fächer (vgl. Manegold 1989: 224). Lundgreen stellt dazu fest: „Growth rates explode after the turn of the century, and we find many specialities which are equipped with research institutes after this time.“ (Lundgreen 1983: 171) Beachtlich ist, dass das neue Wissenschaftsverständnis ermöglicht, was im Sinne der Berliner Universität noch undenkbar war: eine Verwissenschaftlichung im Bereich der technischen Praxis.

Der vermutlich wichtigste Aspekt im Zuge der Verwissenschaftlichung von Technischen Hochschulen ist jedoch die Verleihung des Promotionsrechts im Jahre 1899 durch Kaiser Wilhelm II (vgl. Manegold 1970: 249-305).¹²⁹ Im Vorfeld dieses Statusgewinns wird der

¹²⁹ Manegold weist darauf hin, dass die Technischen Hochschulen bemüht sind, dem Vorwurf einer minderwertigen Promotion zu entgehen. In der Folge werden an die Promovenden zum Dr.-Ing., „im Vergleich zu den damaligen Regelbedingungen an den Universitäten, sehr viel schärfere Anforderungen gestellt.“ (Manegold 1989: 230) Diese Vorgehensweise, also die bewusste Übererfüllung der von der angestrebten elitären Schicht definierten Kriterien, muss an Bourdieus Beschreibung des Verhaltens von sozialen Aufsteigern und den entsprechenden Distinktionsbemühungen der herrschenden Klasse erinnern: „Da, wo der Kleinbürger oder unlängst erst in die Ränge der Bourgeoisie aufgerückte »Parvenu« übertreibt, zeichnet sich die »Distinktion« des echten Bourgeois durch betonte Diskretion, Schlichtheit und *understatement* aus, durch Verschmähung alles »Übertriebenen«, »Angeberischen«, »Präventösen«, das gerade *durch seine Distinktionsab-*

Widerstand, den die Universitäten generell gegen den Verlust ihres Distinktionsmerkmals geleistet haben, besonders heftig. Während diese die Begehren der Technischen Hochschulen zu Recht als Gefährdung des eigenen, bis dahin unbestrittenen Monopols auf die Definition von wissenschaftlicher Theorie und Praxis einschätzen, geht es jenen, so Riedler, der Rektor der Berliner Technischen Hochschule, um die unabdingbare Anerkennung der Vollwertigkeit der eigenen Studien „auch mit dem Maßstabe der überlieferten gelehrten Studien“ (Riedler, zit. nach Manegold 1989: 229).

Wenn auch die Erlangung des Promotionsrechtes gerade im Hinblick auf ihre Konkurrenz zu den Universitäten zweifelsfrei von schwer zu überschätzender Bedeutung für die Technischen Hochschulen ist, scheint es im Nachhinein fraglich, ob hier die größte Bedrohung der geistig-elitären Position der Universitäten in der Gesellschaft liegt. Zumal davon auszugehen ist, dass mit den sich verwissenschaftlichenden Technischen Hochschulen eine Hybridform entsteht, die sowohl eine (wenn auch eingeschränkte) wissenschaftliche Legitimation als auch die Möglichkeit, der gesellschaftliche Notwendigkeit der beruflichen Ausbildung zu entsprechen, in sich vereint. So wie das Realgymnasium das Gymnasium zunächst vor praktischen Anforderungen bewahrt, dürften die utilitaristischen Forderungen der Berufsausbildung und der Anwendungsorientierung vorerst kanalisiert und teilweise von der Universität ferngehalten werden – zumindest bis eine Dramatisierung der sozialen Entwicklungen eine Veränderung auch der Universität unausweichlich macht. Es wird demnach angenommen, dass die Technischen Hochschulen als größte institutionelle Bedrohung der Universität im letzten

sicht sich disqualifiziert als eine der verabscheuungswürdigsten Formen des »Vulgären« und damit als Gegenteil schlechthin von »natürlicher« Eleganz und Distinktion: der Eleganz ohne Streben nach Eleganz und der Distinktion ohne Absicht zur Distinktion.“

(Bourdieu 1987a, 388, Hervorh. im Orig.)

Drittel des 19. Jahrhunderts es ihr zugleich ermöglichen, die gegebenen sozialen und kognitiven Strukturen vorerst aufrecht zu erhalten. Für den Statusverlust der Universität und der Geisteswissenschaften scheint daher das sich mit der teilweisen sozialen Öffnung des universitären Feldes abzeichnende Ende der humanistischen Bildung von größerer Bedeutung zu sein.

4.6.3 Die Schwächung des humanistischen Bildungsideals durch die Ausbildung

Die bereits am Ende des 19. Jahrhunderts stark steigenden Studentenzahlen erfordern eine Anpassung der von der Universität erbrachten Leistung an die veränderten gesellschaftlichen Zustände. Auch wenn der Widerstand der Gelehrten die Entwicklung verzögern mag, ist die Aufrechterhaltung der humanistischen Bildung im universitären Feld nicht mehr möglich. Der Einfluss der Gesellschaft auf die Universität, der bereits unter dem Stichwort der Vergesellschaftung von Wissenschaft angesprochen wurde (vgl. Punkt 4.5), ist eine soziale Tatsache, die nicht mehr abzuwehrende Zwänge auf die etablierten Professoren ausübt. Die steigenden Studentenzahlen führen dazu, dass das von Humboldt vermittelte Ideal der ungestörten Einheit von Professoren und Studenten im freien Forschungsprozess hier an seine praktischen Grenzen stößt. Der zuvor noch funktionierende Reproduktionsmodus des universitären Feldes, im geisteswissenschaftlichen Feld in Idealform vorzufinden, kann für die stark gestiegene Zahl der Studenten längst nicht mehr in Anspruch genommen werden. Der beschriebenen kognitiven Umorientierung in Richtung wissenschaftlicher Fakten und Objektivität (vgl. Punkt 3.6) entspricht ein in sozialer Hinsicht wachsender Druck auf die Universität, Bildung nicht nur durch eine allgemeine Gelehrsamkeit zu vermitteln, sondern eine wissenschaftliche *Ausbildung* anzubieten, die explizit auf eine spätere Berufstätigkeit hin ausgerichtet ist. Die Institution ist nun gefordert, ihre soziale Legitimität un-

ter Beweis zu stellen, und die gesellschaftliche Funktionalität der Berufsvorbereitung ist eine Möglichkeit, dies zu tun. Dass die aufsteigenden Technischen Hochschulen ebenfalls diese Funktion haben, bedeutet für die Universitäten gleichzeitig einen erhöhten Rechtfertigungsdruck und auch eine Entlastung. Der steigende Stellenwert der Ausbildung steht darüber hinaus in engem Zusammenhang mit der zunehmenden Ausdifferenzierung und Spezialisierung einzelner Fächer (vgl. Punkt 4.1), in deren Rahmen nun beispielsweise unmittelbarer als zuvor auf das Staatsexamen hingearbeitet werden muss.

Während diese Entwicklung für das gesamte universitäre Feld und seine Akteure relevant ist, entwickelt sich für das geisteswissenschaftliche Feld eine besondere Dynamik: Weil die Geisteswissenschaften weiterhin das Monopol über die Ausbildung der Gymnasiallehrer, nach denen aufgrund der generellen Egalisierungstendenz des Bildungssystems eine hohe Nachfrage besteht, innehaben, behalten sie zunächst ihre soziale Legitimität und können sich weitgehend vor externen Anforderungen schützen:

„In the expansion phase, the educational system itself absorbed the majority of its graduates in order to meet its own needs for new teachers. Only after the growth of this lead sector could the other professions enter into rapid increases as well.” (Titze 1983: 76)

Aufgrund dieser funktionalen Beziehung geht der Öffnung der übrigen akademischen Karrieren also die Ausweitung der Lehrerausbildung voraus: Während sich die Zahl der Examen für Lehrer der Sekundarstufe im Zeitraum von 1860-1869 im Vergleich zur vorhergehenden Dekade von 1066 auf 2240 verdoppelt (und von 1870-1879 abermals auf 3967 steigt), setzt das Wachstum der übrigen akademischen Berufe erst gegen 1890 ein (vgl. Titze 1983: 76-78). Im Zuge der auch in den Geisteswissenschaften stattfindenden Spezialisierung ist es nur konsequent, dass in den Lehramtsstudiengängen dann auch die Fachwissenschaften über die pädagogische und didaktische Ausbildung dominieren. Der Übergang vom Ideal des Universalgelehrten zum Fachspezialisten wird

in diesem Zusammenhang erheblich durch die von Dilthey in das geisteswissenschaftliche Feld eingeführte, empirisch-naturwissenschaftlich beeinflusste Methodenorientierung erleichtert (vgl. Punkt 4.3). Im Rahmen einer immer effektiveren Vermittlung immer weiter spezialisierter Wissens- und Fachgebiete dominiert der Fachgelehrte nun zwar auch in den Geisteswissenschaften, wird im Rahmen der Lehrerausbildung jedoch weitgehend vor externen Nutzenanforderungen geschützt.¹³⁰ Aufgrund des insgesamt hohen Lehrerbedarfs können darüber hinaus die auch in den Geisteswissenschaften spürbaren, ersten Vermassungserscheinungen aufgefangen werden.

Es kann demnach davon ausgegangen werden, dass die bis hier beschriebenen Entwicklungen im gesamten universitären Feld, die unter den Schlagwörtern Empirisierung, Industrialisierung und erste kognitive und soziale Vergesellschaftung der Wissenschaft subsumiert werden können, aufgrund des traditionellen Aufgabenfeldes der Geisteswissenschaften – der (Aus-)Bildung von Lehrern und Beamten – vorerst kompensiert werden können. Die Wahrung des disziplinären Kerns wird außerdem durch die institutionelle Ordnung des geisteswissenschaftlichen Feldes gesichert. Die Forschung ist in Instituten und die Lehre durch Lehrstühle organisiert. Weil Lehrstuhlinhaber ihr ganzes Kerngebiet in Lehre und Forschung beherrschen und repräsentieren müssen und weil es gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht zu einer Anpassung des Lehrkörpers an die Studentenzahlen kommt, entsteht eine personelle Struktur, aufgrund derer nur die Kerngebiete der Fächer mit ordentli-

¹³⁰ „Indem daher ein Fachkönnen, ein auf eine isolierte eigengesetzliche Gegenstandswelt bezogene intellektuelle Technik, die durch längere spezielle intellektuelle Ausbildung erworben werden kann und muß, zur Grundlage einer in die übrige Erwerbstätigkeit eingeordneten Erwerbsmöglichkeit gemacht wird, ist Forschung zum Fachberuf, ja, im engeren berufssoziologischen Sinne zur »profession«, geworden.“ (Schelsky 1971: 146, Hervorh. im Orig.)

chen Professoren besetzt werden. So wird die Bearbeitung der Randgebiete den weniger einflussreichen und mächtigen, aber dafür umso zahlreicheren Außerordinarier und Privatdozenten überlassen. Spezialdisziplinen können sich aus diesem Grund nur unter erschwerten Bedingungen etablieren. Auch diese Konstellation führt dazu, dass der innere disziplinäre Kern der Geisteswissenschaften lange Zeit in seiner Reinheit bewahrt und lediglich repräsentiert wird und vor Störungen durch utilitaristische Anforderungen und die Forschung an Schnittstellen zu angrenzenden Disziplinen geschützt ist.

Das geisteswissenschaftliche Feld kann also verhindern, dass sich die von Seiten der Gesellschaft gestellten Forderungen und Verpflichtungen ungebrochen als externe soziale Zwänge in ihm durchsetzen. Vielmehr gelingt es, die von außen einwirkenden Zwänge in eine feldinterne Logik zu übersetzen und die Autonomie des Feldes weitgehend zu wahren.

5 Die manifeste Krise – Soziale und kognitive Öffnung des Feldes

Obwohl die Grundprinzipien und Ideale, an denen sich die Gründung der Berliner Universität und darüber hinaus die Gestalt des universitären Feldes in Deutschland orientieren, nur wenige Jahrzehnte uneingeschränkt gültig waren, bilden sie noch heute einen wichtigen Orientierungspunkt für das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften. Die Quelle der Definition der geisteswissenschaftlichen Identität stellt ein vergleichsweise kurzer Zeitraum dar, in dem die idealistisch geprägte Philosophie zur Leitwissenschaft des gesamten universitären Feldes emporgestiegen ist (Abb. 3). Als das neuhumanistisch-idealistische Paradigma ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die ersten kognitiven und sozialen Krisenerscheinungen geschwächt wird, ist der Historismus im geisteswissenschaftlichen Feld am besten in der Lage, diese Entwicklungen zu seinen Gunsten zu verarbeiten und in seine fachinterne Lo-

gik zu implementieren. Er verfügt zeitweise über eine gewichtige Position im geisteswissenschaftlichen Feld und definiert von dort, im Widerstreit mit der Philosophie, die Orthodoxie des Feldes. Das Resultat der offenen Machtkämpfe mit der idealistischen Philosophie ist eine instabile Ordnung, aufgrund derer das Feld strukturell nicht vollständig geschlossen werden kann (Abb. 4). In diese Situation fällt Diltheys erkenntnistheoretische Begründung der Geisteswissenschaften. An der Wende zum 20. Jahrhundert ist er in der Lage, sowohl die traditionell philosophischen als auch die der neuen Ordnung im universitären Feld entsprechenden Strömungen im geisteswissenschaftlichen Feld in einer Synthese zu verknüpfen (Abb. 5). Die Art und Weise, in der Dilthey die Ansprüche einer einheitlichen, an objektiven Ergebnissen orientierten Methodik mit einer objektiven – wenn auch nicht absoluten – historischen Sinnstruktur verknüpft, ermöglicht es den Geisteswissenschaften, der naturwissenschaftlichen Definition von Wissenschaftlichkeit zu entsprechen, ohne ihr philosophisches Erbe vollends aufgeben zu müssen. Die von Dilthey eingeführte, neue geisteswissenschaftliche Doxa ist demnach unverkennbar von einer naturwissenschaftlichen Semantik geprägt, dennoch sucht und findet sie die Unterscheidung der Geisteswissenschaften von den konkurrierenden Naturwissenschaften.

Der Zeitraum der beiden Weltkriege wird hier aufgrund seiner in jeder Hinsicht geltenden Sonderstellung übersprungen. Auf die Anschlussfähigkeit der Ideologie der Gelehrten an autoritäres, reaktionäres und nationalistisches Gedankengut wurde bereits hingewiesen (vgl. Fn. 107). Fast bis in die Mitte der sechziger Jahre hinein ist das universitäre Feld von einer Phase des geistigen Wiederaufbaus geprägt, in der angesichts materieller und politischer Notwendigkeiten ein pragmatisches Anknüpfen an die Tradition Humboldts und der bestehenden Strukturen einem Neuaufbau des Hochschulsystems vorgezogen wird (vgl.

Schelsky 1958; Oehler 1998: 412-415; Turner 2001: 14).¹³¹ Im Westen wird die Kontinuität des geisteswissenschaftlichen Selbstverständnisses durch viele einflussreiche Geisteswissenschaftler deshalb zunächst weiterhin gesichert. Der sich in der Nachfolge Diltheys verstehende Pädagoge und Philosoph Spranger formuliert beispielsweise den Leitsatz, dass Bildung „den jungen Menschen für die Mitarbeit an der gegenwärtigen, zunächst deutschen Kultur auszurüsten und ihm diese Mitarbeit als eine echt sittliche, nicht bloß sozial-utilitaristische Aufgabe ins Herz zu graben“ hat und kommt zu dem Schluss, dass „eine Kultur, deren Menschen jeden Bezug zu metaphysischen Lebenstiefen verloren haben“ (Spranger 1955: 16, 22), keine Zukunft haben kann. Auch der Philologe Jaeger, der schon in den zwanziger Jahren die Vermassung der Universität beklagt (vgl. Fn. 125), spricht sich in einem Brief an Spranger dafür aus, an die große geisteswissenschaftliche Tradition anzuknüpfen.¹³² Als ein weiterer, höchst einflussreicher Vertreter der traditi-

¹³¹ Ellwein schreibt: „Für den Alltag war der Hochschulassistent kennzeichnend, der 1946 im überfüllten Hörsaal das Manuskript seines Professors vorlas, welcher vorübergehend der Entnazifizierung zum Opfer gefallen war. Auf die Qualität des Manuskriptes kam es kaum an.“ (Ellwein 1998: 90) Die sich noch an den Universitäten befindenden Ordinarien nehmen hingegen die Reproduktion ihrer Nachkommenschaft in der bekannten Manier wieder auf und beginnen, „ihre Studenten im Sinn der wissenschaftlichen Auffassungen zu prägen, die sie für die allein angemessenen“ (Turner 2001: 14-15) halten. Dementsprechend ist, so Turner weiter, „kaum eine Spur von Traditionsbruch“ festzustellen, „allerdings Merkmale von einseitiger Fachbezogenheit und institutioneller Schwerfälligkeit.“ (Turner 2001: 15)

¹³² Jaeger schreibt: „Die einzige Schule, die durch ihre Natur ein höheres und universales Ideal der Humanität gegenüber dem Kult des Nationalismus aufrechterhalten muß, ist das humanistische Gymnasium. [...] Mit ihm steht und fällt die große Tradition der Geisteswissenschaften [...] an den deutschen Universitäten, die auf Dauer nicht am Leben bleiben können ohne die spezifisch intellektuelle Haltung und Schulung, die ihr durch die

onellen geisteswissenschaftlichen Doxa kann Gadamer gelten, der 1960 in *Wahrheit und Methode* in Abgrenzung zu Diltheys Hermeneutik den genuinen Wahrheitsanspruch der Geisteswissenschaften wieder herstellen will (vgl. Punkt 4.3). Schelsky hält, als *Einsamkeit und Freiheit* 1962 zum ersten Mal erscheint, ebenfalls noch am alten Bildungsideal fest. Im Nachtrag zur zehn Jahre später erscheinenden zweiten Auflage des Buches muss er aber bereits die

„Überzeugung relativieren, daß eine Neugestaltung oder Reform der deutschen Universität unter Aufnahme der ursprünglichen Leitideen Wilhelm v. Humboldts heute möglich sei. [...] Diese Wendung ist durch die Radikalisierung verschiedener bereits früher deutlicher Entwicklungstendenzen in der deutschen Hochschule und durch das Auftreten neuer, 1962 noch nicht sichtbarer Erscheinungen veranlaßt worden.“ (Schelsky 1971: 242)

Weitere gelehrte Persönlichkeiten, die den Geisteswissenschaften in der Nachkriegszeit eine große Anziehungskraft entsprechend der alten Tradition verleihen, sind beispielsweise der wieder rehabilitierte Heidegger in Freiburg, Plessner in Göttingen, Adorno in Frankfurt und Litt und Rothacker in Bonn (vgl. Schwarz 1981: 418-419). Unter Einfluss dieser Einzelpersonen und ihrer Schulen werden in der Kriegs- und der ersten Nachkriegsgeneration noch einmal zwei Generationen von Studenten von den traditionellen Idealen der alten Universität geprägt. Dies ist nicht nur möglich, weil die Zahl der Studenten trotz eines ersten, deutlichen Anstiegs (vgl. Punkt 4.6) noch verhältnismäßig überschaubar bleibt, sondern auch nötig, weil man sich zu einem völligen, materiellen und geistigen Neuaufbau nicht im Stande sieht (vgl. Schwarz 1981: 417; Turner 2001: 15).

Beispielhaft für die Rekurrerung auf die alte, geisteswissenschaftliche Ordnung ist der 1948 im so genannten *Blauen Gutachten* geäußerte

klassische Erziehung des humanistischen Gymnasiums gegeben wird.“ (Jaeger, zit. nach Overesch 1980: 252-253)

Vorschlag eines Studium generale, das gedacht ist als „Ergänzung des Lehrplans, welche die Einengung des Studiums auf die Ausbildung bloßer Spezialisten beheben soll“ (Weizsäcker, zit. nach Schelsky 1971: 186; vgl. Studienausschuß für Hochschulreform 1948).¹³³ Auch für die Germanistik kann nach 1945 von einem radikalen Umbruch weder personell noch inhaltlich die Rede sein. Statt die gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftsimmanenten Ursachen für die aus eigenem Antrieb gesuchte Liaison mit dem Nationalsozialismus zu thematisieren, treten deutsche Germanisten zunächst „über die Versenkung in die Werkimmanente Interpretation den Rückzug in die Gefilde der scheinbar reinen Innerlichkeit“ (Röther 1980: 356) an.¹³⁴ Sowohl die (wenigen) Gesamtdarstellungen als auch biographisch orientierte Abhandlungen über die Leistungen einzelner Gelehrter des Faches, die in der Regel geistesgeschichtlich eingebettet werden, folgen noch bis in die sechziger Jahre hinein dem Muster einer ideen- oder geistesgeschichtli-

¹³³ Geiger stellt bereits 1950 fest, dass hier ein Begriff der Allgemeinbildung propagiert werde, der die Entwicklung der modernen Wissenschaft und damit die berufliche Situation der Akademiker ignoriere (vgl. Geiger 1950: 6-9). Wenig später schließt sich Horkheimer dieser Position an, indem er die Bedenken der Studenten gegenüber dem Konzept aufgreift: „Ihre Skepsis gegen geistige Vitaminspritzen tut der Idee der Bildung mehr Ehre an als diejenigen, welche durch ein Stück weiterer Organisation die Wirkung des allgegenwärtigen Organisierens rückgängig machen möchten.“ (Horkheimer 1953: 37)

¹³⁴ Auf der Tagung des Deutschen Germanistenverbands 1954 in Nürnberg wird das noch immer herrschende elitäre und bildungsaristokratische Selbstverständnis deutlich wenn Trier, der erste Vorsitzende des Verbands, zu dem Arbeitsaufwand, den Universitätsgermanisten für den Unterricht der Volkshochschule aufbringen, bemerkt, „daß diese Kraft und diese Zeit wahrscheinlich fruchtbarer angewandt wären, wenn wir sie in eine Einrichtung steckten, die unsrer gegenseitigen Fortbildung diene. Die Wirkung aufs Ganze des Volkes wäre weniger zufällig und punkthaft, sie wäre stetiger und zusammenhängender.“ (Trier 1954: 5)

chen Darstellung (vgl. Rompeltien 1994: 18-21). Die fünfziger Jahre bilden daher, ohne dass es den Beteiligten zu jener Zeit überaus bewusst ist, sowohl in personeller als auch in ideologischer Hinsicht „die Abendröte der alten deutschen Universität“ (Schwarz 1981: 420).

Im Folgenden wird zu untersuchen sein, wie sich das geisteswissenschaftliche Feld ab 1960 entwickelt. Entscheidend ist hier, dass die sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ankündigenden Krisenerscheinungen ihre Latenz verlieren und sich im Rahmen der massiven Bildungsexpansion zu einer manifesten Krise entwickeln. Die vor diesem Hintergrund stattfindende, völlige soziale Öffnung nicht nur des geisteswissenschaftlichen, sondern des gesamten universitären Feldes übersteigt in ihrer Dramatik die vorhergehenden sozialen Krisenerscheinungen in einem ungeahnten Ausmaß. In der Konsequenz kann eine durch den Hysteresis-Effekt forcierte Abwehr der Entwicklung, also der Versuch, das Feld entgegen der sozialen Zwänge und Bedarfe weitgehend geschlossen zu halten, um die eigene Machtposition zu wahren, nicht mehr erfolgreich sein (vgl. Punkt 5.1). Die Folgen der nun stattfindenden Vermassung werden anhand eines Aspekts der geisteswissenschaftlichen Ideologie, dem Bildungsideal, analysiert (vgl. Punkt 5.4). Um analytische Kohärenz zu gewährleisten und die Veränderungen besonders deutlich hervorheben zu können, werden hier weitgehend die Variablen beibehalten, deren Entwicklung bereits in den vorhergehenden Abschnitten der Arbeit im Mittelpunkt stand. Im Anschluss daran werden unter Punkt 5.4 die Folgen des Verlusts der sozialen Grundlage des geisteswissenschaftlichen Feldes fokussiert. Die kognitive Öffnung des Feldes, die sich als Versozialwissenschaftlichung der Geisteswissenschaften bemerkbar macht, muss als direkte Folge der sozialen Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes verstanden werden (vgl. Punkt 5.4).

5.1 Bildungsexpansion – Die soziale Öffnung des Feldes

Der Phase des Wiederaufbaus folgt bereits Ende der fünfziger Jahre „eine quantitative Expansion“, „die nicht ohne Folgen für die Funktionsfähigkeit der überkommenen Strukturen“ (Oehler 1998: 414) bleiben kann. Der unter Punkt 4.6 beschriebene Anstieg der Studentenzahlen erfährt hier eine dramatische Steigerung, die alle vorherigen sozialen Veränderungen im universitären Feld weit in den Schatten stellt. Wenn bereits um die Jahrhundertwende eine deutlich signifikante Expansion im universitären Feld zu beobachten ist (Abb. 6), so wird diese durch die Entwicklungen ab Mitte der fünfziger Jahre drastisch übertroffen (Abb. 7).

Die Gründe für die Expansion sind vielfältig. In demographischer Hinsicht spielen die jetzt in die Universitäten strömenden, geburtenstarken Jahrgänge seit 1934 eine große Rolle. Im Zuge des gesellschaftlichen Umbruchs ist auch das Streben des neu entstehenden Mittelstands nach Bildungsabschlüssen und Aufstiegsmöglichkeiten von Bedeutung, dem der nach dem Abbau der Massenarbeitslosigkeit gestiegene Bedarf an hoch qualifizierten Arbeitskräften für die wirtschaftliche Expansion entspricht (vgl. Picht 1964; Oehler 1998: 414; Fend 2006: 204). Politisch-administrativ wird diese Entwicklung außerdem durch gezielte bildungspolitische Maßnahmen vorangetrieben und flankiert.¹³⁵

¹³⁵ Vor diesem Hintergrund weisen Lübke und Turner darauf hin, dass nicht erst die Studentenproteste auf die Mängel des Bildungssystems aufmerksam gemacht haben, sondern die Ausbildungsrevolution bereits zehn Jahre früher von politischen Akteuren verschiedenster Herkunft – hier ist besonders an den Wissenschaftsrat zu denken – vorbereitet wurde (vgl. Lübke 1988: 124; Turner 2001: 17). Neben den bekannten politischen Gründen, die für eine Hebung des Bildungsniveaus der Bevölkerung sprechen, dürfte es im vorliegenden Fall nicht nur der wirtschaftliche und kulturelle Wiederaufbau Deutsch-

1957 entsteht mit dem von Bund und Ländern gegründeten Wissenschaftsrat ein politischer Akteur, dem in dieser Hinsicht eine zentrale Bedeutung zukommt.¹³⁶ Die hier beschäftigten Wissenschaftler erstellen, zusammen mit Vertretern von Bund und Ländern und bestimmten gesellschaftlichen Gruppierungen, quantitative und qualitative Entwicklungspläne zur Förderung der Wissenschaften (vgl. Wissenschaftsrat 1998: 42-47; Benz 1998: 49-60). In seinen ersten *Empfehlungen zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen* spricht sich der Wissenschaftsrat 1960 zwar deutlich für eine Wahrung der Einheit von Forschung und Lehre, aber auch für die Bildung von Schwerpunkten an einzelnen Universitäten aus. Darüber hinaus empfiehlt er einen Grundbestand philosophischer Fakultäten, der zwischen 32 und 34 Lehrstühlen liegt (vgl. Wissenschaftsrat 1960; Weingart et al. 1991: 39-41).¹³⁷ Die ebenfalls vom Wissenschaftsrat angestoßene Vergrößerung des Mittelbaus durch die Einführung neuer beamteter Stellengruppen und die Steigerung der Zahl der Dozenten, Assistenten und Lektoren hat hinsichtlich der Rep-

lands, sondern auch die Konkurrenz zum anderen deutschen Staat notwendig machen, den Zugang zur Hochschule sozial zu ermöglichen (vgl. Ellwein 1992: 253).

Eine Darstellung und Analyse der Reformvorschläge und ihrer Widersprüche kann an dieser Stelle nicht erfolgen (vgl. Schelsky 1971: 185-200). Neben der Gründung des Wissenschaftsrats (1957) zählen jedoch auch das Verwaltungsabkommen über die Errichtung des deutschen Bildungsrats (1965), die Einführung des Hochschultyps der Fachhochschule (1968), das Hochschulbauförderungsgesetz (1969), die Schaffung der Bund/Länder-Kommission für die Bildungsplanung und Forschungsförderung (1970) und das Bundesausbildungsförderungsgesetz (1971) sowie das Hochschulrahmengesetz (1976, insb. §4, §5, §8, §58 und §67) zu den wichtigsten politischen Initiativen (vgl. Turner 2001: 21-22).

¹³⁶ Oehler merkt an, dass „der Hochschulausbau seit den sechziger Jahren [...] ohne die Empfehlungen des Wissenschaftsrates nicht vorstellbar“ (Oehler 1998: 415) sei.

¹³⁷ Die philosophischen Fakultäten enthalten zu diesem Zeitpunkt noch die Fächer Soziologie, Politikwissenschaft, Pädagogik, Psychologie und Geographie.

roduktionsmechanismen des Feldes eine besondere Bedeutung. Sie kann als ein politischer Eingriff in die Nachfolgeordnung des universitären Feldes verstanden werden.

Da das Ausmaß dieses sozialen Umbruchs unter dem Stichwort „Bildungsexpansion“ bereits unter verschiedenen Blickwinkeln ausführlich thematisiert worden ist (vgl. Picht 1964; Windolf 1990; Oehler 1998; Hadjar 2006), soll der grobe Überblick über die allgemeinen Eckdaten an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden. Wichtiger ist im gegebenen Zusammenhang die Wirkung, die diese Entwicklung auf das geisteswissenschaftliche Feld hat. Hier kommt es allein im Zeitraum von 1957 bis 1987 zu einer Vervielfachung der Studentenzahlen um den Faktor 8,51, von 24044 im Jahr 1975 auf 204631 im Jahr 1987, und zu einer Versiebenfachung der Professuren im gleichen Zeitraum (vgl. Weingart et al. 1991: 274). Interessant ist, dass der Anteil der Studenten der Geisteswissenschaften an der Gesamtzahl der Studenten vergleichsweise stabil bleibt, also ungefähr um den gleichen Faktor wächst wie die Population aller Studenten (8,03). Es kann daher zunächst nicht davon ausgegangen werden, dass die Geisteswissenschaften hinsichtlich des Anstiegs der Studentenzahlen im Rahmen der Bildungsexpansion eine wie auch immer geartete Sonderrolle einnehmen (Tab. 6, Abb. 8¹³⁸).¹³⁹ Auch wenn die Prioritäten der Forschungspolitik auf andere Fächergruppen gerichtet sind, profitieren die Geisteswissenschaften von der allgemeinen Hochschulexpansion also im gleichen Maße wie andere Fächer-

¹³⁸ Für Tab. 6 und Abb. 8 ist zu bemerken, dass für das Jahr 1972 keine Zahlen für Lehramtsstudiengänge vorliegen. 1975-1987 enthalten die Studentenzahlen auch alle Lehramtsstudenten.

¹³⁹ Dass diese Sonderrolle seit Mitte der siebziger Jahre von den Sozialwissenschaften eingenommen wird, zeigt Abb. 10, wo die Zahl der neu in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften eingeschriebenen Studenten für den beobachteten Zeitraum deutlich an der Spitze aller Fächergruppen steht.

gruppen (vgl. Weingart et al. 1991: 45). Wird dagegen auch die Anzahl der einschlägigen Professuren berücksichtigt, fällt die Expansion der Geisteswissenschaften „aufgrund der Orientierung der Forschungspolitik an den Natur- und Technikwissenschaften relativ geringer“ (Weingart et al. 1991: 274) als die des gesamten universitären Feldes aus. Sollte die dennoch sehr deutliche Zunahme der Zahl der geisteswissenschaftlichen Professuren und Studenten ihren Grund nicht in der Forschungspolitik haben, dann ist zu vermuten, dass die spezifische Entwicklung der Geisteswissenschaften eher auf bildungspolitische Maßnahmen zurückzuführen ist.¹⁴⁰

Zunächst muss jedoch festgehalten werden, dass das geisteswissenschaftliche Feld keine feste Größe hat, sondern im Gegenteil zu weiten Teilen an der massiven Expansion des Bildungssystems beteiligt ist. Es kann demnach nicht von einer bloßen Umverteilung der Ressourcen innerhalb des Feldes im Sinne eines Nullsummenspiels ausgegangen werden. Um die Entwicklungen zu erklären, ist es daher nicht ausreichend, auf wissenschaftsimmanente, also feldinterne Machtkämpfe und Auseinandersetzungen zu rekurrieren. Wie bereits hervorgehoben wurde, sind die Ursprünge der sozialen Öffnung des Feldes politischer, wirtschaftlicher und kultureller – kurz: gesamtgesellschaftlicher Natur. Dennoch muss das Wachstum des universitären und des geisteswissenschaftlichen Feldes nicht zwangsläufig alle Bereiche im gleichen Maße betreffen. Die folgenden Ausführungen am Beispiel der Germanistik zeigen, dass besonders diejenigen Fächer expandieren, die den gesellschaftlichen Bedürfnissen und Forderungen an geisteswissenschaftliche Fächer am besten entsprechen können. Bereits hier kündigt sich an, dass der Erfolg eines Faches nun von seiner Anpassungsfähigkeit an

¹⁴⁰ Das ist auch vor dem Hintergrund wahrscheinlich, dass für die Geisteswissenschaften zu diesem Zeitpunkt noch gar keine eigene Forschungspolitik existiert (Weingart et al. 1991: 18)

neue Inhalte, also gerade von einer geringen Autonomie abhängt. Auf diese Vermutung soll unter Punkt 5.4 noch näher eingegangen werden.

Von den in Tab. 6 abgebildeten geisteswissenschaftlichen Fächern hebt sich die Germanistik deutlich als das Fach mit dem größten Zulauf von Studenten ab (Abb. 9). Bereits hier bestätigt sich die Vermutung, dass das allgemeine Wachstum der Geisteswissenschaften sich nicht gleichmäßig auf alle Fächer verteilt, sondern vom überproportionalen Wachstum einzelner Fächer getragen wird. Der rapide Anstieg der Zahl der Germanistikstudenten findet seine Entsprechung auch in der institutionellen Verfassung des Faches. Die Anzahl der Fachvertreter erhöht sich von 59 im Jahr 1954 auf 610 im Jahr 1984.¹⁴¹ Analog zum Anstieg der Studentenzahlen in dem Fach ist das Wachstum der Zahl der Professuren gerade zu Beginn der siebziger Jahre besonders ausgeprägt (Tab. 7). Während die fachliche Ausdifferenzierung an den alten, traditionsreichen Universitäten¹⁴² recht ausgeprägt ist und Teilfächer wie „Nordistik“ und „Volkskunde“ umfasst, findet man an den untersuchten Neugründungen in Augsburg, Bamberg, Regensburg und an der Technischen Hochschule in Aachen ein weitaus engeres Spektrum, das in der Regel nur die berufsorientierten Teilfächer „Didaktik“ und „Deutsch als Fremdsprache“ einschließt (vgl. Weingart et al. 1991: 157-165).¹⁴³ Die

¹⁴¹ Im Vergleich dazu weist Geschichte mit 84 Fachnennungen im Jahr 1954 und 551 im Jahr 1984 ein etwas schwächeres Wachstum auf (vgl. Weingart et al. 1991: 196).

¹⁴² Weingart et al. zählen in ihrer Untersuchung die Universitäten in Köln, Freiburg, Heidelberg, Marburg und Würzburg zu dieser Gruppe (vgl. Weingart et al. 1991: 161).

¹⁴³ Es sollte jedoch nicht vorschnell davon ausgegangen werden, dass sich in dem geringeren Differenzierungsgrad und in der Schwerpunktsetzung der germanistischen Fächerstruktur neu gegründeter Universitäten ausschließlich die Anwendungsorientierung der Bildungspolitik widerspiegelt. Vielmehr wird hier auch deutlich, dass die strukturelle Organisation der Neugründungen weder der langfristigen Entwicklung des Faches im

Germanistik profitiert hier also wie schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts von ihrer zentralen Rolle bei der Lehrerausbildung. Für die im Rahmen der innerfachlichen Differenzierung deutlich werdende, allgemeine Etablierung der Teilfächer „Fachdidaktik“ und „Deutsch als Fremdsprache“ ab Mitte der sechziger Jahre bietet sich daher erneut die bereits geäußerte Vermutung an, dass die wachstumsinduzierende Variable im geisteswissenschaftlichen Feld die Bildungspolitik und nicht die Forschungspolitik ist.

Das Beispiel der Germanistik zeigt, dass die Expansion der Geisteswissenschaften im Rahmen der Bildungsexpansion auf bestimmten Fächern fußt, die den Anforderungen, die an das geisteswissenschaftliche Feld gestellt werden, am besten nachkommen können.¹⁴⁴ Dieser Entwicklungslogik entspricht wiederum, dass das Wachstum der Germanistik innerfachlich zu großen Teilen auf die tendenziell berufsorientierten Teilfächer zurückzuführen und als ein Resultat der Kritik an der fehlenden Anwendungsorientierung der Germanistik im Besonderen und den Geisteswissenschaften im Allgemeinen zu deuten ist. Darüber hinaus ist auch die zu diesem Zeitpunkt stattfindende Integration päd-

Speziellen noch der strukturell tragen, institutionellen Entwicklung der Universität im Allgemeinen unterworfen ist.

¹⁴⁴ Weingart et al. schlagen neben Germanistik auch Geschichte als eines der Schlüsselfächer für das Wachstum der Geisteswissenschaften vor. Hier lässt sich, so die Autoren, „ein Zusammenhang von (-über)proportionalem Wachstum und Spezialisierung ausmachen“, der das „seit Mitte der sechziger Jahre stark expandierende Gebiet der *Sozial(- und Wirtschafts)geschichte*“ (Weingart et al. 1991: 275, Hervorh. im Orig.) betrifft. Es kann nur vermutet werden, dass sich hier die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entwickelte Dominanz des historicistischen Ansatzes im geisteswissenschaftlichen Feld fortsetzt (vgl. Punkt 4.1). An diesem konkreten Beispiel zeigt sich weiterhin der zunehmende Einfluss, den sozialwissenschaftliche Theorien und Methoden auf die Geisteswissenschaften haben (vgl. Punkt 5.3.1).

gogischer Hochschulen in die Universitäten ein nicht zu unterschätzender Wachstumsfaktor (Tab. 7).

Angesichts der sozialen Öffnung des Feldes kann für das geisteswissenschaftliche Feld eine Anpassung an die veränderten Verhältnisse und eine dem entsprechende quantitative Ausbreitung, die im oberen Bereich der gesamten Expansion des universitären Feldes liegt (Abb. 10, dort werden die Geisteswissenschaften ungefähr durch die Fächergruppe „Sprach- und Kulturwissenschaften“ repräsentiert), konstatiert werden.

5.2 Der Wandel des Bildungsideals

Homolog zur umfassenden gesellschaftlichen und politischen Tendenz und zur allgemeinen Entwicklung im universitären Feld, an Traditionen der Vorkriegszeit anzuschließen, sowie in Abgrenzung zur Überhöhung des Kollektivs im Nationalsozialismus, wendet man sich in den fünfziger Jahren zunächst wieder der individualistischen Bildungsidee zu. Pädagogen sind

„auf diesem Hintergrund vor allem darum bemüht, einer optimistischen, zukunftsgerichteten und humanen Gestaltung der Wirklichkeit wieder den Boden zu bereiten, *die Welt aus den Ideen wieder zu errichten.*“ (Fend 2006: 196, Hervorh. im Orig.)¹⁴⁵

Im Mittelpunkt steht der Kanon abendländischer Werte und Traditionen, dessen wissenschaftliche Erforschung – ganz im Sinne Humboldts – als charakterbildend angesehen und als Grundlage für die Gestaltung des humanen Lebens durch und für den Einzelnen verstanden

¹⁴⁵ „Die »Wertfreiheit« der Wissenschaft und der Ausbau der Interdisziplinarität im Sinne des »Studium generale« wurden als wirkungsvolles Bollwerk gegen eine wie auch immer geartete Radikalisierung und Politisierung der Universitäten angesehen.“ (Oehler 1998: 421, Hervorh. im Orig.)

wird.¹⁴⁶ Auch die Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden wird stellenweise wieder angestrebt.

Die kurzfristig wieder erstarkte humanistische Bildungsidee erodiert jedoch bereits seit Beginn der sechziger Jahre zusehends. Großen Anteil daran hat die Mitte der sechziger Jahre einsetzende studentische Protestbewegung: Sie wirft dem etablierten Ideal „den Kult des »Einzelnen«, den Kult des »Geistes« und den Kult des »Menschen«“ (Bude und Kohli 1989: 21, Hervorh. im Orig.) vor. Vom materialistischen Standpunkt der Kritiker aus betrachtet, leugnet das etablierte Bildungs- und Wissenschaftsverständnis die Totalität der gesellschaftlichen Verhältnisse. Weil in marxistischer Tradition angenommen wird, dass nicht eine bestimmte ontologische Lage, sondern die konkreten gesellschaftlichen Bedingungen das Bewusstsein und das Selbstverständnis des Subjekts bestimmen, sollen nun die sozialen Bedingungen und die gesellschaftlichen Institutionen im Mittelpunkt jeder Analyse stehen und Gegenstand aller Aufklärungsbestrebungen sein (vgl. Marx 1978: 155; Bude und Kohli 1989: 21-24).¹⁴⁷ Es liegt nahe, dass diese historische Konstellation

¹⁴⁶ Für die Kontinuität, mit der der auch der Lehrplan nach 1945 zunächst fortgeführt wird, mag paradigmatisch der Göttinger Mediävist Brandt angeführt werden, der im Wintersemester 1944/45 „Mittelalter I“ liest und im darauf folgenden Wintersemester 1945/46 „Mittelalter II“ anbietet, scheinbar unbeeindruckt davon, dass „zwischen Mittelalter I und Mittelalter II [...] die »größte Wende der europäischen Geschichte«“ (Schreiner 1990: 78, Hervorh. im Orig.) liegt.

¹⁴⁷ Dass Schelsky 1970 in seinem Nachtrag zu *Einsamkeit und Freiheit* ganz richtig auf die Paradoxie in den Forderungen der Studenten hinweist, einerseits die Berufs- und Praxisorientierung der Hochschulen anzuprangern und sich gleichzeitig solidarisch auf sozialistische Gesellschaftssysteme zu beziehen, „die in der ganzen Welt die unerbittlichste Praxis- und Gesellschaftsbezogenheit ihrer Hochschulsysteme durchführen“ (Schelsky 1971: 247), kann auch als Versuch eines nach der alten Ordnung des Feldes etablierten Akteurs

tion den Ausgangspunkt für den endgültigen Aufstieg der Sozialwissenschaften im universitären Feld (vgl. Punkt 5.3.1) bildet.¹⁴⁸

Weitaus bedrohlicher als die inhaltliche, nicht selten selbst ideologische Ideologiekritik der studentischen Protestbewegung ist für das humanistisch-idealistische Bildungsideal jedoch die in den sechziger und

verstanden werden, die von den Studenten ausgehende Gefahr für die traditionelle Ordnung durch die Diskreditierung ihrer Argumentation abzuwenden.

¹⁴⁸ Beispielhaft wird die Umorientierung des Bildungsideals ab der Mitte der sechziger Jahre an den Zitationshäufigkeiten verschiedener Autoren in einem wichtigen Fachorgan der Pädagogik, der *Zeitschrift für Pädagogik*, deutlich. Tenorth weist in seiner Untersuchung darauf hin, dass vor 1968 in erster Linie philosophisch, historisch und literarisch ausgerichtete Pädagogen und Klassiker wie Schleiermacher, Dilthey, Spranger und Goethe das Feld beherrscht haben. Die Repräsentanten der alten Ordnung werden dann durch (zunehmend auch sozialwissenschaftliche) Vertreter ersetzt, die ein anderes Paradigma, etwa das realistisch-positivistische oder das kritisch-emanzipatorische, bevorzugen (vgl. Fend 2006: 198).

Ein Beispiel für den sozialwissenschaftlichen kritisch-emanzipatorischen Ansatz ist die 1959 von Adorno verfasste *Theorie der Halbbildung*. Hier beschreibt er, wie geistige Bildung zu einem äußerlichen, verdinglichten Informationsartikel wird und die Kulturindustrie diese Entwicklung strukturell forciert und stützt. Obwohl die alten Ideale humanistischer Bildung noch zumindest über rhetorische Autorität verfügen, werden sie nach Adorno durch eine Vergegenständlichung konterkariert: „Im Klima der Halbbildung überdauern die warenhaft verdinglichten Sachgehalte von Bildung auf Kosten ihres Wahrheitsgehalts und ihrer lebendigen Beziehung zu lebendigen Subjekten [...]. Die Kulturindustrie im weitesten Sinne jedoch, all das, was der Jargon als Massenmedien beständig einordnet, verewigt jenen Zustand, indem sie ihn ausbeutet“ (Adorno 2006: 25-26). Mit Bourdieu muss hervorgehoben werden, dass die auf einem Vortrag auf dem Deutschen Soziologentag basierende *Theorie der Halbbildung* neben der inhaltlichen Aussage auch eine an Adornos Position im Feld ausgerichtete Disposition darstellt und daher ein an Deutlichkeit schwer zu übertreffendes Beispiel für die Distinktionsbemühungen einer (ehemaligen) Bildungselite liefert.

siebziger Jahren endgültig stattfindende soziale Öffnung des universitären Feldes. Auch an dieser Front kämpft die Studentenbewegung, wie bereits bemerkt reicht die politische Motivation der Bildungsexpansion jedoch weiter zurück (vgl. Fn. 135).

Als die Studienabgänger in den fünfziger Jahren in das Berufsleben eintreten, entsprechen ihre Berufschancen, auch aufgrund des bereits begonnenen Wirtschaftsaufschwungs, noch ihren durch das tradierte akademische Selbstbild bestimmten Erwartungen.¹⁴⁹ Die als Kongruenz von Habitus und Struktur analysierbare Übereinstimmung der mit dem Studium verknüpften Ansprüche mit den realen Berufschancen der Absolventen kann sich bis zum Beginn der ersten Wirtschaftskrise und der sozialen Öffnung des Feldes gegen Ende der sechziger Jahre halten (Abb. 7). Eine wichtige Rolle für die Geisteswissenschaften spielt hier die wachsende Zahl der nach dem Studium im öffentlichen Dienst und vornehmlich als Lehrer Beschäftigten.¹⁵⁰ Gegen Ende der sechziger Jahre verändert sich die Situation auf dem Arbeitsmarkt jedoch drastisch, weil der noch durch den Krieg bedingte, hohe Bedarf an Arbeitskräften nun, besonders in den höheren Rängen und in den Führungspositionen, durch die erste Welle der Absolventen gedeckt ist. Der

¹⁴⁹ Hier gilt also noch, was Bourdieu für das alte Universitätssystem mit der geregelten Nachfolgeordnung feststellt: „Ohne jede ausdrückliche Reglementierung und Aufforderung richten sich die Erwartungen und Ansprüche tendenziell nach der modalen, also für eine bestimmte Gruppe zu einem bestimmten Zeitpunkt normalen Laufbahn aus.“ (Bourdieu 1992b: 232) Ein solcher Sinn für die legitimen Ambitionen ist bei Bourdieu habituell begründet, hat seine Gründe also in der Verinnerlichung der Strukturen möglicher Karrieren.

¹⁵⁰ Oehler fasst zusammen: „Noch bis in die siebziger Jahre hatten die Hochschulabsolventen in der Regel innerhalb eines halben Jahres nach Studienabschluß eine Stelle gefunden; Arbeitslosigkeit der Hochschulabsolventen war kein strukturelles Problem.“ (Oehler 1998: 424)

Übergang von der Hochschule in den Beruf wird immer problematischer.¹⁵¹ Das Ergebnis ist der sich seit langem ankündigende Zusammenbruch des Reproduktionszyklus, der einen „Zusammenbruch der Gleichgewichte“ (Bourdieu 1992b: 251) im universitären Feld nach sich zieht: Das heftige Wachstum der Studentenpopulation führt dazu, dass das zusätzlich benötigte Lehrpersonal aus einer zahlenmäßig schwächeren Generation rekrutiert werden muss. Dadurch verschiebt sich die Struktur der Zugangschancen zugunsten der Emporkömmlinge, und eine Inflation von Bildungstiteln und anderen Privilegien entwertet die Distinktionsmerkmale der gebildeten Elite (vgl. Bourdieu et al. 1981: 126-127). Diese Entwicklung verändert den Funktionsablauf des Bildungssystems grundlegend, weil es zu einem „strukturellen Auseinanderklaffen von statusbezogenen Ansprüchen [...] und den im fraglichen Zeitpunkt real garantierten Chancen“ (Bourdieu 1992b: 260, Hervorh. im Orig.) kommt (vgl. Punkt 5.4). Im Ergebnis führen diese

„Diskrepanzen zwischen Studiene Erwartungen und Studienanforderungen bei einem wachsenden Teil der Studierenden zu unrationeller Studienplanung und zu innerer Entfremdung von den wissenschaftsbezogenen Studienzielen.“ (Oehler 1998: 428)¹⁵²

¹⁵¹ Erneut schreibt Oehler treffend: „Lange Suchzeiten, Gelegenheitsbeschäftigungen, Weiterqualifikation als Ausweg aus der Arbeitslosigkeit oder das Abfinden mit einer Berufstätigkeit, die gar keine oder nur geringe Verwendung der erworbenen Qualifikation mit sich bringt, kennzeichnen für viele Hochschulabsolventen diese Phase.“ (Oehler 1998: 425)

¹⁵² Für Germanisten beschreibt Cramer 1977 die gestörte Reproduktion der Körperschaft so: „Daß die Aussichten des akademischen Nachwuchses auf eine Laufbahn innerhalb der Hochschule sich in den letzten Jahren rapide verschlechtert haben, ist inzwischen kein Geheimnis mehr [...]. Eben die Neugründungen und Stellenvermehrungen haben das vorhandene Reservoir an habilitierten Nachwuchswissenschaftlern relativ schnell ausgeschöpft mit der Konsequenz, daß das Durchschnittsalter der Hochschullehrer in den Philosophischen Fakultäten immer mehr sank. [...] Die natürliche Fluktuation auf dem

Die Verantwortung für die Berufsausbildung der breiten Massen muss nun auch von den Universitäten angenommen werden. Das Schlagwort *Bildung ist Bürgerrecht* (vgl. Dahrendorf 1965) steht der elitären Ausrichtung der idealistischen Bildungsidee konträr gegenüber und löst als neue Leitidee der Epoche die von Humboldt vertretene Formel „Bildung durch Wissenschaft“ ab (vgl. Münch 2007: 209-302). Die von vielen Gelehrten gegen Ende des 19. Jahrhunderts befürchtete Demokratisierung und Egalisierung von Bildung (vgl. Punkt 4.6.1) ist nun eingetroffen. Angesichts der sich der Lehre neu stellenden Aufgaben kann auch die von Humboldt vorgenommene Kopplung von Forschung und Lehre für die breite Masse der Studenten nicht mehr aufrechterhalten werden.¹⁵³ Falls die Ausbildung an den Technischen Hochschulen die Entwicklungen wie vermutet zunächst noch relativiert, kann die bereits seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts stattfindende „»Verberuflichung« der Humboldtschen Universität“ (Schelsky 1971: 246, Hervorh. im Orig.) im universitären Feld nun nicht mehr ignoriert werden. Um die drohende Arbeitslosigkeit der Absolventen zu vermeiden und den Ansprüchen der Studenten nachzukommen, werden in zunehmendem Maße neue, berufsbezogene Studiengänge geschaffen und bereits bestehende, praxisorientierte Studiengänge in die Universität aufgenommen (vgl. Punkt 5.3). Der Umbau des Hochschulsystems in Richtung eines wissenschaftlichen Ausbildungssystems erscheint demnach angesichts der an die Universitäten drängenden Studenten-

Stellenmarkt, d. h. das Ausscheiden aus Altersgründen und das Nachrücken Jüngerer, hat einer Stagnation Platz gemacht.“ (Cramer 1977: 1)

¹⁵³ Lundgreen hebt hervor, „daß es eine Schlüsselfrage gibt, deren angemessene Beantwortung entscheidend ist: Wie müssen die Ziele und Aufgaben der akademischen Ausbildung definiert werden, wenn jeder dritte einer Altersgruppe studiert? Jede Antwort auf diese Frage muß unvermeidlich das hehre Prinzip der »Einheit von Lehre und Forschung« zur Diskussion stellen.“ (Lundgreen 1999: 146, Hervorh. im Orig.)

massen, die wiederum, wie oben ausgeführt, eine Notwendigkeit der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen der Nachkriegszeit darstellen, unumgänglich. Vor dem Hintergrund dieser sozialen Realität des universitären Feldes verliert das kontemplative, elitäre Bildungsideal der Geisteswissenschaften rapide an gesellschaftlicher Legitimität. Dadurch schwindet auch seine Legitimität im universitären und im geisteswissenschaftlichen Feld.

Die feldinternen Folgen der sozialen Öffnung des universitären Feldes können nicht pauschal bestimmt werden, sondern müssen in Bezug zu den Positionen der einzelnen Fächer(-gruppen) gesetzt werden. Sie vollziehen sich demnach „nicht auf mechanische, also homogene Weise; sie werden sinnfällig erst in Abhängigkeit von den Dispositionen der davon Betroffenen“ (Bourdieu 1992b: 264; vgl. Bourdieu et al. 1981: 129), im vorliegenden Fall wird der Entwicklung also erst durch die Stellung einer Fächergruppe im universitären Feld beziehungsweise durch die jeweilige Stellung eines Faches im geisteswissenschaftlichen Feld ein spezifischer Sinn verliehen. Einen Hinweis darauf, dass die Bildungsexpansion im geisteswissenschaftlichen Feld ganz unterschiedliche Effekte haben kann, gibt bereits Abb. 9. Hier zeigt sich, dass die Germanistik in außergewöhnlicher Weise von dem allgemeinen Anstieg der Studentenzahlen profitiert.

Während die gesellschaftliche Forderung der universitären *Ausbildung* um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in den Geisteswissenschaften noch zu großen Teilen durch den gestiegenen Bedarf an Lehrern kompensiert werden kann, müssen die Studentenmassen nun auch für andere Berufe ausgebildet werden. Diese Entwicklung ist erneut beispielhaft für die Germanistik zu beobachten:

„Die Phase, in der die Deutsche Philologie ausschließlich für die Ausbildung von Philologen und Deutschlehrern zuständig war, ist spätestens am Beginn der 60er Jahre zu Ende gegangen. Seitdem gibt es keine germanistikspezifische Funktion der Germanistik mehr.“ (Voßkamp 1995: 41)

Die nicht mehr ausreichenden Beschäftigungsmöglichkeiten der Lehrerausbildung führen demnach dazu, dass in der Germanistik, so wie in allen anderen Geisteswissenschaften, ein vielfältigeres Ausbildungsangebot geschaffen werden muss. Spätestens in den achtziger Jahren kollidiert im Fach das durch die Studentenzahlen enorm gestiegene Angebot mit einer stagnierenden oder sogar schrumpfenden Nachfrage,

„zumal der Staat die stillschweigend stets vorausgesetzte Basis der Germanistik, nämlich die Aufgabe, zu ungefähr 80% Lehrer auszubilden, durch empfindliche Einstellungsstopps fast außer Funktion gesetzt hat.“
(Grimminger 2000: 75)

Der massive Ausbau der Hochschulen in den sechziger und siebziger Jahren, in dessen Rahmen die Lehrerausbildung große Teile der Absolventen auffängt, findet nun durch entschiedene Kürzungen der hochschulpolitischen Förderpolitik sein Ende. Das Ergebnis ist eine Lehrerschwemme, in deren Folge neue Beschäftigungsmöglichkeiten für Geisteswissenschaftler angeboten werden müssen. Mit Bourdieu ist davon auszugehen, dass jetzt für die Geisteswissenschaften im Allgemeinen und für die Germanistik im Besonderen die

„Einrichtungen der Produktion und Distribution kultureller Massengüter – in Funk- und Fernsehanstalten, Kino, Presse, in Werbung und Marketing, Umfrageinstituten, Jugendorganisationen, Bibliotheken usw.“ (Bourdieu 1992b: 277)

eine berufliche Perspektive bieten.

Es darf kein Zweifel darüber herrschen, dass die so erzwungene Erweiterung beruflicher Optionen einen großen Einfluss auf die Kräfteverhältnisse im geisteswissenschaftlichen Feld haben muss.¹⁵⁴ Die

¹⁵⁴ Bourdieu formuliert eindrucksvoll: „Das Schicksal der Philologie, dieser altehrwürdigen, typischen Schuldisziplin, die von der modernen »Linguistik« brutal in die Rumpelkammer der Geschichte abgeschoben worden ist, stellt den Extremfall dessen dar, was den meisten geisteswissenschaftlichen Fächern, darunter selbst den am weitesten protegierten

schwindende Bedeutung der klassisch geisteswissenschaftlichen Bildung, die zu großen Teilen der Reproduktion der eigenen Körperschaft dient, geht einher mit einem wachsenden Einfluss externer Konsekrationsinstanzen, die in dem Feld bisher unbekannte Definitionen und Maßstäbe verwenden. Die im Feld der Massenmedien erworbene symbolische Macht kann nun also auf dem universitären Markt eingesetzt werden, während umgekehrt wissenschaftliches Kapital auch in den Medien zum legitimen Einsatz wird. Beispielhaft für diese Situation in den Geisteswissenschaften soll erneut die Germanistik sein. Hier können die klassischen Beschäftigungsformen an höheren Schulen und Hochschulen nicht mehr aufrechterhalten werden. Müller-Solger und Gieseke fordern deshalb bereits 1977, dass der „Hochschullehrernachwuchs in zunehmendem Maße eine Absicherung durch Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb der Hochschule suchen und auch erhalten“ (Müller-Solger und Gieseke 1977: 5; vgl. Maly 1977) müsse. Angesichts der erzwungenen Erweiterung der Berufsfelder der Absolventen ist zu beobachten, dass nun die von Bourdieu erwähnten Einrichtungen der Produktion und Distribution kultureller Massengüter, also Redaktionen, Ratings, Verlage und Bestsellerlisten, zu Konsekrationsinstanzen werden, die als Träger von im Feld relevantem symbolischem Kapital die im universitären Feld legitimen Fähigkeiten und, darauf aufbauend, Personen definieren.¹⁵⁵

wie der Literaturgeschichte, der Altphilologie oder der Philosophie, widerfahren ist.“ (Bourdieu 1992b: 210, Hervorh. im Orig.)

¹⁵⁵ Maly beschreibt den durch eine Übereinstimmung von Habitus und Strukturen geschichteten Sinn für die eigene Position treffend: „Noch vor fünf Jahren hätte man sich die Frage kaum ernsthaft gestellt, welche Berufsmöglichkeiten sich für den Germanisten ergeben. Selbst wenn man keine genauen Zahlen wußte war man sich darüber im klaren, daß die Schule letztendlich alle aufnehmen würde, die nicht im Wissenschaftsbetrieb der Universitäten oder den Reservaten der Literatur ihren Platz suchen und finden sollten.“

Anhand dieser Entwicklung kann davon ausgegangen werden, dass die Geisteswissenschaften hinsichtlich der Arbeitsmarkt- und Berufschancen ihrer Absolventen zu Kulturwissenschaften geworden sind.¹⁵⁶ Obwohl der Begriff „Geisteswissenschaften“ aus Gründen der Stringenz beibehalten werden soll, legen sowohl die hier dargestellte Erschließung der Produktion und Distribution kultureller Massengüter als Beschäftigungsfeld für Geisteswissenschaftler im Sinne eines neuen Bildungs-

Angesichts der veränderten Bedingungen stellt sich nun jedoch, weiterhin mit Maly, die Frage: „Wohin mit den Germanisten?“ (Maly 1977: 9) Zu den alternativen Berufsmöglichkeiten zählt der Autor neben dem Deutschunterricht für Ausländer die „beruflichen Ansätze im Medienbereich“ (Maly 1977: 13). Wie schnell diese Beschäftigungsfelder im Bereich der kulturellen Massenproduktion im geisteswissenschaftlichen Feld an Legitimität und Akzeptanz gewonnen haben wird deutlich, wenn Stooß 1991 auf dem Germanistentag in Augsburg Verlage, Presse, Bibliotheken, Archive, Medien, Museen sowie Erwachsenen- und Kulturarbeit als klassische[!] Aufgabenfelder von Geisteswissenschaftlern bezeichnet (vgl. Stooß 1991: 172). Voßkamp stellt in Übereinstimmung damit auf dem deutschen Germanistentag 1994 in Aachen fest, dass die Germanistik als Disziplin nur bestehen könne, wenn sie „die Herausforderung durch die »neuen« Medien auf dem Niveau aufnimmt, auf dem sie stattfindet.“ (Voskamp 1995: 41, Hervorh. im Orig.)

Dass gerade die Germanistik offensichtlich in der Lage ist, der studentischen und gesellschaftlichen Nachfrage zu entsprechen (Abb. 9) dürfte auch daran liegen, dass das Medium der Sprache in allen Kommunikationsmedien von Bedeutung ist und an Bedeutung gewinnt und dass „im Unterschied zum humanistischen Bildungsideal »neuen«, »lebenden« Kulturen eine größere Bedeutung zugeschrieben wird als »alten«, »toten«“ (Weingart et al. 1991: 105, Hervorh. im Orig.).

¹⁵⁶ Dass diese Entwicklung auch aktuell noch anhält ist zumindest zu vermuten, wenn 2006 die Kulturmanager den niedrigsten Anteil an Langzeitarbeitslosen unter den Geisteswissenschaftlern aufweisen und der zweithöchste Anteil an offenen Stellen für Geisteswissenschaftler den Kulturmanagern und –wissenschaftlern bestimmt ist (vgl. BfA 2007a: 7).

ideals als auch der noch unter Punkt 5.3.1 auszuführende Wandel geisteswissenschaftlicher Lehr- und Forschungsgegenstände im Rahmen ihrer Versozialwissenschaftlichung, also unter dem starken Einfluss sozialwissenschaftlicher Theorien, Frage- und Problemstellungen sowie Methodiken, eine solche Entwicklung nahe.

Die in den sechziger Jahren eingeschlagene Tendenz hat sich aus Sicht der Geisteswissenschaften im Zeitverlauf noch verschärft. Die Legitimität der idealistischen Bildungsidee im geisteswissenschaftlichen Feld wird noch weiter untergraben. Die von Dahrendorf formulierte Leitidee der sechziger und siebziger Jahre, nach der Bildung Bürgerrecht ist, wird nun zunehmend durch ein neoliberales Bildungsideal verdrängt, das Bildung als Humankapital begreift und mit seiner Rhetorik den durch die Bildungsdemokraten verbannten Elitebegriff wieder salonfähig macht (vgl. Becker 1993; Münch 2007; Schmoll 2008). Das Verständnis legitimer Bildung im universitären Feld ist schon lange nicht mehr durch die Geschlossenheit gegenüber den utilitaristischen Forderungen der Gesellschaft geprägt. Nun hat aber auch die programmatische, egalitäre Ausrichtung von Bildung an den demographischen Entwicklungen ihre Berechtigung verloren. Stattdessen soll Bildung, so das sich seit den achtziger Jahren durchsetzende, neoliberale Verständnis, die „Offenheit für den Arbeitsmarkt“ (BDA und HRK 2003: 21; vgl. BfA 2007b) darstellen und gewährleisten.¹⁵⁷ Dem entsprechend soll

¹⁵⁷ Ein Beispiel für diese Entwicklung ist folgende Formulierung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände im Verbund mit der Hochschulrektorenkonferenz:

„Hochschulen öffnen sich in der Lehre für die Belange des Arbeitsmarktes, indem sie bei der Struktur der Studienangebote, der Art der Abschlüsse und der Förderung der Berufsfähigkeit der Absolventen die veränderten Bedingungen eines international verflochtenen Arbeitsmarktes berücksichtigen.“ (BDA und HRK 2003: 21)

Was speziell von einem Studium der Geisteswissenschaften zu erwarten ist, machen die *Informationen für Arbeitgeber/Innen* der Bundesagentur für Arbeit deutlich: „Viele junge

Bildung nun weder in einer elitären Weise die gesamte Persönlichkeit durch den Akt der Erkenntnis veredeln, noch stellt sie ein Bürgerrecht dar, das möglichst breiten Bevölkerungsteilen in Form einer Ausbildung zugute kommt. Vielmehr wird es nun als die Aufgabe des Bildungssystems verstanden, seine Absolventen möglichst schnell und effizient auf eine Erwerbstätigkeit vorzubereiten. Wissen ist jetzt ein Rohstoff, den Standort Deutschland im internationalen Wettbewerb an die Spitze bringen soll, indem er möglichst reibungslos in neue Produkte und Verfahren umgesetzt wird (vgl. BMBF 2001: 1).

Der Bologna-Prozess stellt den vorläufigen Höhepunkt dieser Entwicklung dar, deren Reformen

„auf eine Industrialisierung und Ökonomisierung des Wissens abzielen, womit die Vorstellungen klassischer Bildungstheorien geradezu in ihr Gegenteil verkehrt werden.“ (Liessmann 2006: 8)

Das erstrebte Ideal ist nicht mehr die Bildung durch die reine Wissenschaft, sondern eine an Employability und am Arbeitsmarkt ausgerichtete Berufsvorbereitung, deren Merkmale unter anderem in der Verkürzung der Studienzeiten und der Senkung der Abbrecherquoten lie-

Geisteswissenschaftler begeben sich heute mit einem Qualifikationsprofil auf den Arbeitsmarkt, das man bei oberflächlicher Auseinandersetzung mit dieser Berufsgruppe vielleicht nicht unbedingt erwarten würde. Eine Stichprobe aus dem Bewerberpool der Bundesagentur für Arbeit (BA) zeigt, dass ein Großteil der Bewerber neben aufgrund des Studienaufbaus eher typischen Fähigkeiten und Kenntnissen etwa in Kultur- und Literaturgeschichte, Recherche, Lektorat, in der Forschung, im Museumsbereich, in Public Relations, im Journalismus, in fachliterarischer Tätigkeit, im Bereich Dolmetschen/Übersetzen oder im Kulturmanagement auch eher fachuntypisches Wissen mitbringt. Dazu gehören Kenntnisse in den Bereichen Organisation, neue Medien (Internet-technik, Webdesign), Beratung und Eventmanagement.“ (BfA 2007b: 8)

gen.¹⁵⁸ Mit der gegenwärtigen, flächendeckenden Umstellung auf Bachelor- und Masterabschlüsse wird die Einheit von Forschung und Lehre unter internationalem Anpassungsdruck durch die Trennung zwischen einem hochgradig verschulden, forschungsfernen Bachelorstudiengang und einem forschungsnahen, künstlich verknüpften Masterstudiengang ersetzt. So kann argumentiert werden, dass nach einer massiven sozialen Öffnung des gesamten universitären Feldes nun wieder die teilweise Schließung eines kleinen Bereiches des Feldes angestrebt wird: Während der durchschnittlich begabte Student nach dreijährigem Studium einen berufsbefähigenden Abschluss erreichen soll, ist das daran anschließende Aufbau- und Vertiefungsstudium nur für einen Bruchteil der Studenten vorgesehen (vgl. Landfried 2004; Alesi et al. 2005; Witte 2006; Hartmer 2007).¹⁵⁹ Wird die Universität im Rahmen des Bachelor-Abschlusses also vermutlich noch weiter verschult und für eine noch breitere Masse geöffnet, um noch mehr Absolventen in noch kürzerer Zeit für einen internationalen Arbeitsmarkt zu qualifizieren, wird zumindest hinsichtlich des Master-Abschlusses die von Dahrendorf geforderte Demokratisierung wieder zurückgenommen, um mit Hilfe einer Exzellenz- und Eliterhetorik (vgl. Münch 2007) einen elitären Bildungsmythos aufzubauen, der freilich in erster Linie durch die verwendeten Schlüsselbegriffe und Semantiken und nur ansatzweise mit den sozial konstruierten wissenschaftlichen Bedingungen wieder an Humboldt anschließt.

¹⁵⁸ Dass das angestrebte Ideal in der Realität keineswegs erreicht wird, zeigt eine Studie des Hochschul-Informations-Systems, nach dem die Abbruchquote für Studienanfänger von 2000 bis 2004 in einem Bachelor-Studium bei 30% und damit „deutlich höher [...] als die Abbruchrate insgesamt“ (Heublein et al. 2008: 4) liegt.

¹⁵⁹ Ein Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 12. Juni 2003 sieht den Bachelor als Regelabschluss vor (KMK 2003: 2).

5.3 Instrumentalisierungsdruck – Die kognitive Öffnung des Feldes

So wie gesellschaftlich, politisch und auch hinsichtlich des Bildungsideals zunächst an die Vorstellungen der Vorkriegszeit angeschlossen wird, hält man sich auch bezüglich des Wissenschaftsverständnisses zunächst an bewährte Traditionen.¹⁶⁰

Die beschriebene soziale Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes und die damit einhergehende Orientierung an einer berufsorientierten Ausbildung der Absolventen macht eine kognitive Öffnung im Sinne einer qualitativen Anpassung jedoch unabwendbar. Wie zu zeigen sein wird, hat die Vermassung des Feldes unweigerlich auch Konsequenzen für die dort legitimen Inhalte. Zum einen macht sich die erwähnte materialistische Ausrichtung der öffentlichen Auseinandersetzungen in den sechziger und siebziger Jahren auch im geisteswissenschaftlichen Diskurs bemerkbar. So kann der Leitsatz, den Enzensberger in Anlehnung an Marx aufstellt, als neue allgemeine Tendenz für die Geisteswissenschaften gelten:

„Der materialistische Obersatz für alle theoretische Tätigkeit lautet, daß das gesellschaftliche Sein das Bewußtsein bestimmt. Dieser Satz ist ein logischer Trichter.“ (Enzensberger 1973: 102)¹⁶¹

¹⁶⁰ Für die Sprachwissenschaft bemerkt Stempel: „Im Zusammenhang mit der allgemeinen restaurativen Tendenz hatten alle Neuansätze, ob sie nun aus der Zeit vor 1933 erinnlich waren oder aber in ihrer gleichzeitigen Entfaltung im Ausland beobachtet werden konnten, kaum eine Chance. Alle theoretische Beunruhigung wurde vermieden, die Reproduktion bewährt traditioneller oder neu beherrschend gewordener Schulen verhinderte Orientierungskrisen.“ (Stempel 1990: 164)

¹⁶¹ Interessant ist auch, dass Enzensberger sich von dem überlieferten Habitus des gelehrten Wissenschaftlers zu distanzieren versucht, indem er an gleicher Stelle eine einfache

Auch die bis hierhin

„halbfeudale Ordinariengermanistik, die – selbstverliebt und ohne sich um die Berufsperspektive der überwiegenden Mehrzahl ihrer Studienabsolventen als Lehrer irgend zu kümmern – dahinluxurierte und – wie eine einprägsame Westberliner Formel lautete – »das Interesse an der Literatur als das Desinteresse an der Geschichte« lehrte,“

geriet, so Mattenklott und Schulte, deren Beitrag selbst ein gutes Beispiel für die Situation darstellt, „in das Kreuzfeuer der antiautoritären Kritik.“ (Mattenklott und Schulte 1973: 76, Hervorh. im Orig.) Eine qualitative Anpassung ergibt sich aber nicht nur in der theoretischen Debatte. Die Absolventen der Geisteswissenschaften fordern angesichts der veränderten Reproduktionsbedingungen im Feld nun auch vermehrt eine Anwendungsmöglichkeit der erlernten Kenntnisse außerhalb des universitären Feldes ein. Darüber hinaus verliert die Forschung durch die Auflösung der Einheit von Forschung und Lehre auch ihre „Huckepack-Legitimation“ (Schimank 1995: 53) und muss ihre gesellschaftliche Legitimation eigenständig unter Beweis stellen.

Die vermutlich populärste innerwissenschaftliche Reaktion auf den so entstehenden Legitimationsdruck stellt Marquards Kompensationsthese dar. Der Gießener Philosoph formuliert mit ihr, Ritters These über die Geschichtslosigkeit der modernen Welt folgend, die Annahme, dass die Geisteswissenschaften notwendig seien, um die als Modernisierungsschäden verstandenen, lebensweltlichen Verluste zu kompensieren, die im Zuge der fortschreitenden, durch natur- und ingenieurwissenschaftliche Innovationen angetriebenen Technisierung entstehen (vgl. Ritter 1974: 130; Marquard 1986).¹⁶² Diese Perspektive wird von

und praxisnahe Ausdrucksweise fordert, „ein Ende der geschraubten Sätze, des gehobenen wissenschaftlichen Flötentons.“ (Enzensberger 1973: 102)

¹⁶² Marquard schreibt: „Die experimentellen Naturwissenschaften sind »challenge«; die Geisteswissenschaften sind »response« [...]. Die Geisteswissenschaften helfen den Traditionen, damit die Menschen die Modernisierungen aushalten können: sie sind [...] nicht

politischer Seite regelmäßig übernommen. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung greift die Argumentation noch 2002 auf, wenn es feststellt:

„Die Geisteswissenschaften werden heute als ein unverzichtbares Gegengewicht zu drohendem Kulturverlust durch Überbetonung von Naturwissenschaft und Technik begriffen.“ (BMBF 2002a: 285; vgl. BMW 1987)

Es überrascht nicht, dass diese These, die im Kampf um die Legitimität im universitären Feld gegenüber den anwendungsorientierten Natur- und Ingenieurwissenschaften eine erstaunlich defensive Position einnimmt, entschiedenen Protest innerhalb des geisteswissenschaftlichen Feldes hervorruft. Vor allem konzentriert sich die *Kritik der Kompensation* (Schnädelbach 1988, vgl. Michel 1988; Mittelstraß 1991) darauf, die Existenzberechtigung der Geisteswissenschaften nicht lediglich konservativ als eine Reaktion (im Sinne einer Ausbalancierung) auf die Errungenschaften anderer Wissenschaften zu interpretieren. Wie alle Äußerungen müssen aber auch die Auseinandersetzungen um die Kompensationsthese neben ihrem analytischen Inhalt als Dispositionen der jeweiligen Akteure begriffen werden. Vor diesem Hintergrund scheint sich Marquard nicht nur der generellen Instrumentalisierungslogik des universitären Feldes anzudienen bzw. dem allgemeinen Legitimationsdruck nachzugeben, sondern zugleich auch die Führungsposition der Natur- und Ingenieurwissenschaften innerhalb des Feldes akzeptiert zu haben. Schnädelbach und Mittelstraß sind hingegen Beispiele für Akteure des geisteswissenschaftlichen Feldes, die gegen eine solche Häresie opponieren und auf die Einhaltung der alten Ordnung im geistes-

modernisierungsfeindlich, sondern [...] gerade modernisierungsermöglichend.“ (Marquard 1986: 101-105, Hervorh. im Orig.) Er schließt konsequent mit der These: „Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften.“ (Marquard 1986: 114)

wissenschaftlichen (und möglichst auch im universitären) Feld beharren.

Auch wenn es im geisteswissenschaftlichen Feld gemäß des Hysteresis-Effekts noch immer Akteure gibt, die einen Nutznachweis der Geisteswissenschaften verweigern bzw. die Verpflichtung auf einen solchen Nachweis anprangern, ist ein grundlegender Paradigmenwechsel hinsichtlich des herrschenden Wissenschaftsverständnisses nicht zu leugnen. Während sich die idealistisch geprägten Geisteswissenschaften noch am Idealbild der freien, unabhängigen und nur dem Erkenntnisgewinn verpflichteten Wissenschaft orientierten, kann diese Wahrheit angesichts der an die Universität strömenden Studenten nicht mehr aufrecht erhalten werden. Homolog zum veränderten Bildungsideal, mit dem eine auf die *Ausbildung* ausgerichtete Lehre fokussiert wird, entwickelt sich nun auch im geisteswissenschaftlichen Feld ein anwendungsorientiertes Wissenschaftsverständnis. Die explizite Definition von Wissenschaft als Wettbewerbsfaktor ist dabei Teil einer politischen Hochschulrhetorik, die Wissenschaft in einen engen Zusammenhang mit wirtschaftlicher Produktivität und technischen Innovationen stellt (vgl. BMBF 2001; BDA 2003). Vor diesem Hintergrund richten sich die Geisteswissenschaften zunächst an den sich in den sechziger Jahren im Aufschwung befindlichen Sozialwissenschaften aus (vgl. Punkt 5.3.1). In der jüngeren Vergangenheit entspricht die fachliche Ausrichtung bereits stellenweise einer naturwissenschaftlichen Logik.

5.3.1 Die Versozialwissenschaftlichung

Obwohl die kognitive Schließung des geisteswissenschaftlichen Feldes nach dem zweiten Weltkrieg durch die Orientierung an bewährten und traditionellen Inhalten vorerst aufrecht erhalten werden konnte, kommt es in den sechziger Jahren zu einer kognitiven Öffnung des Feldes. Hier lassen sich zwei Ursachen ausmachen: Zum einen entdeckt man das Allgemeine im Besonderen und theoretisiert in der Folge die jeweiligen

wissenschaftlichen Gegenstände. Der zweite Grund für die nach der ersten Phase der Kontinuität nun doch eintretende Erschütterung des geisteswissenschaftlichen Selbstverständnisses ist gewissermaßen ein Spezialfall des ersten: Man kommt, erneut wird hier der materialistisch-marxistische Einfluss der Studentenbewegung deutlich, zu der Erkenntnis, dass geistige Prozesse und Gegenstände stets im Kontext gesellschaftlicher Prozesse und Gegenstände zu sehen sind und auch als solche untersucht werden müssen. Die Konsequenz, die aus dieser erkenntnistheoretischen Wende gezogen wird, ist die Öffnung der geisteswissenschaftlichen Gegenstandsbereiche für die sozialwissenschaftliche Analyse.

„An die Stelle der erschließenden Kultivierung des Besonderen tritt die aufklärerische Feier des Allgemeinen, vor allem des Gesellschaftlich-Allgemeinen. Wo vorher Texte, Quellen und Werke dominierten, herrscht jetzt Theorie.“ (Prinz und Weingart 1990: 17)

Diesem gemeinsamen Grundmuster folgt beispielsweise das Fach Geschichte, in dem sich die gegen Ende der sechziger Jahre konzeptualisierte Historische Sozialwissenschaft wenige Jahre später zu einer eigenständigen Schule ausbildet (vgl. Wehler 1973b; Kocka 1990; Weingart et al. 1991: 100). Ein anderes Beispiel bietet der Bereich der Literatur- und Kunstwissenschaften, wo die zunächst dominante Produktionstheorie durch eine Hinwendung zur Rezeptionstheorie des Kunstwerks, und damit zur historischen und gesellschaftlichen Bedingtheit der Rezeption, marginalisiert wird (vgl. Schücking 1961; Sommer und Albert 1978; Voßkamp 1990).

Ein weiteres Fach, an dem sich die kognitive Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes abzeichnen lässt, ist die Germanistik: Das im 19. und 20. Jahrhundert im Fach vertretene nationale Paradigma ist spätestens gegen Ende der fünfziger Jahre so diskreditiert, dass es auch als analytische Folie nicht mehr die uneingeschränkte Legitimität genießt. Die so entstehende Leerstelle kann in den sechziger und siebziger Jahren vom historischen Materialismus gefüllt werden. Während die Ab-

wehr dieses feindlichen Paradigmas noch in den fünfziger Jahren durch die Berufung auf den Kalten Krieg erfolgreich war, ist das Fach „mit dem Fortschreiten des internationalen Entspannungsprozesses gezwungen, der Herausforderung durch die materialistische Methode flexibler zu begegnen.“ (Röther 1980: 384) Der Materialismus wird so zur neuen Konzeption, die zunächst von den neu in das Feld eintretenden, später auch von den vormals etablierten Akteuren vertreten wird.¹⁶³

Die sich nun vollziehende Versozialwissenschaftlichung der Germanistik wird daran deutlich, dass die „ranghöchste Universalie“ des Feldes der Germanistik „nicht mehr der Geist, sondern die Gesellschaft“ (Grimminger 2000: 70), in der er sich befindet, ist (vgl. Rompeltien 1994: 22-27). Konkret bedeutet dies, dass der Kanon literarischer Klassiker als wissenschaftlicher Gegenstand nun zum einen durch Trivial- und Sachliteratur ergänzt wird, und die Literatur zum anderen generell auf die Gesellschaft zu beziehen ist – sowohl auf die, die sie hervorgebracht hat, als auch auf die, in der sie gelesen wird. Die Elemente der ursprünglich verfeindeten historisch-materialistischen Betrachtungsweise werden jetzt auch in die Methodik der Germanistik aufgenommen, der nun nicht mehr das Recht abgesprochen wird, „sich der [...] Sozialwissenschaften als komplementärer »Hilfswissenschaften« bedienen zu dürfen.“ (Röther 1980: 384, Hervorh. im Orig.) In dieser Hinsicht verliert die traditionell hermeneutische Grundlegung der Germanistik besonders in der Literatursoziologie und in der Linguistik durch die Verwendung empirischer Forschungsprogramme an Bedeutung (vgl. Switalla 1990). Weiterhin unterstützen die Konzepte des Struktura-

¹⁶³ Beispielfhaft kann hier auf den Lehr- und Forschungsbereich der Universität Heidelberg und der Universität Marburg im Jahr 1976 und der Freien Universität Berlin im Jahr 1987 verwiesen werden (vgl. DAAD 1976: 117-121, 161-169, 1987: 27-44). Auf die unterschiedliche Dynamik von traditionell etablierten und neu in das Feld eintretenden Akteuren wird noch einzugehen sein.

lismus und der Semiotik in Sprach- und Literaturwissenschaft die „szientifische Wende“ (Schönert 1996: 194) des Faches, die durch Theorieimporte aus den Kommunikations- und Sozialwissenschaften vorangetrieben wird (vgl. Schönert 1996: 193-194; DAAD 1976, 1987). Deutlich wird die Entwicklung zum Beispiel an den Themensetzungen der Tagungen des Deutschen Germanisten-Verbandes in diesem Zeitraum (Tab. 8). Besonders ist die Zusammenkunft 1966 in München hervorzuheben: Hier wird auch für die Germanistik selbst ein Bezug zur Gesellschaft hergestellt, ihre Verstrickungen mit dem Nationalismus im Allgemeinen und dem Nationalsozialismus im Besonderen werden zum ersten Mal unter breiter Anteilnahme der Öffentlichkeit diskutiert (vgl. Lämmert 1971; Biere 1995: 108-109).

In der Lehre schlägt sich die als kognitive Anpassung zu verstehende Versozialwissenschaftlichung der Germanistik zunächst jedoch nur bedingt als eine allgemeine Tendenz nieder. In Analogie zu dem unter Punkt 5.1 hervorgehobenen Unterschied zwischen alten Universitäten und Neugründungen bezüglich der fachlichen Ausdifferenzierung der Germanistik (vgl. Weingart et al. 1991: 157-165) kann festgehalten werden, dass besonders die älteren Universitäten keine Anpassungsbestrebungen vorweisen, sondern sich an die traditionellen germanistischen Themen und Problemstellungen halten.¹⁶⁴ Mit Vietta ist daher festzustellen:

¹⁶⁴ Sauder zeigt 1975 anhand einer Untersuchung von 22 germanistischen Seminaren, dass medienkritische Forschungen und die Gegenwartsliteratur einen breiteren Raum in der Germanistik eingenommen haben, ansonsten jedoch durchaus die altbewährten Themen dominant sind: 16% der Lehrveranstaltungen der erfassten Seminare befassen sich mit Romantik und Klassik, 14% fallen auf das 18. Jahrhundert, weitere 14% auf Junges Deutschland und Vormärz, während sich der gleiche Anteil mit der Nachkriegszeit beschäftigt, 13% haben die Gründerzeit und den Expressionismus zum Thema und schließlich sind Realismus und Naturalismus in 11% der Lehrveranstaltungen Gegen-

„Die großen universitären Tanker verändern ihre Richtung nicht sehr stark. An dieser und jener großen Universität gibt es gelegentlich eine Übung zur marxistischen Literaturtheorie, doch das verändert den Grundcharakter der dortigen Lehre nicht.“ (Vietta 2000: 51)¹⁶⁵

Ein anderes Bild ergibt sich jedoch, wenn, wie bei Vietta, dezidiert die in den siebziger Jahren neu gegründeten Universitäten untersucht werden.¹⁶⁶ Nun sind inhaltliche Entwicklungen zu beobachten, die „sich so weit vom »Altbewährten« ablösen, daß geradezu von einer *Aufkündigung* eines Konsensus im Fach gesprochen werden kann.“ (Vietta 2000: 37, Hervorh. im Orig.; DAAD 1976)

Zwei in den siebziger Jahren besonders deutliche Tendenzen sollen hier hervorgehoben werden: Zum einen die Ideologisierung des Faches, die eine deutliche Übernahme des historisch-materialistischen Paradigmas darstellt. Hier wird der zuvor abgewehrte Materialismus im Rahmen einer selbst zur Ideologie werdenden Ideologiekritik zur herrschenden Lehre des geisteswissenschaftlichen Feldes erhoben.¹⁶⁷ Die

stand. Anhand dieser Daten folgert Sauder, dass die befürchtete Soziologisierung nicht stattgefunden habe, „der größte Teil aller Vorlesungen und Seminartypen ist noch immer auf einen Autor oder bestimmten Wertaspekt eines Autors konzentriert.“ (Sauder 1975: 11)

¹⁶⁵ Damit übereinstimmend die generelle Einschätzung von Mittelstraß: „Große Universitäten sind Tanker, die im gesellschaftlichen Wasser liegen und gewaltige Radian für Richtungsänderungen haben. Ihre Reformpotentiale sind gering, ihre Reibungsverluste groß und ihre Bedingungen, einen gemeinsamen Willen auszubilden, schlecht.“ (Mittelstraß 1998: 45)

¹⁶⁶ Einbezogen sind hier Augsburg, Bamberg (Erhebung zur Universität 1979), Bayreuth, Bremen, Duisburg, Essen, Kassel, Oldenburg, Osnabrück, Paderborn, Passau, Siegen, Trier und Wuppertal (vgl. Vietta 2000: 37).

¹⁶⁷ Beispielhaft ist die im Studienführer für das Wintersemester 1972/73 genannte Aufgabe des Studienganges „Kommunikation und Ästhetik“ der Universität Bremen, mit dem Studenten anhand der Schwerpunktbildung für Linguistik im Fachsektor I und Literatur-

zweite Tendenz ist die Didaktisierung der Germanistik, mit der eine praxisorientierte Lehrerausbildung in den Vordergrund tritt. Geleitet von der Ideologie der Entideologisierung ist man bemüht, die Beschäftigung mit Literatur im Deutschunterricht radikal einzuschränken. Wie dominant die Didaktik im germanistischen Fachdiskurs ist, zeigt beispielhaft die starke Präsenz des Themas auf den Germanistentagen in den achtziger Jahren (Tab. 8).¹⁶⁸ In der Folge sehen die Pläne zur Reform der Lehrerausbildung nur noch zwei bis maximal vier Semester für ein Literaturstudium vor, während die übrigen vier Semester für das „Erlernen pädagogischer Sozialtechniken und unterrichtstechnologischer Verfahrensweisen“ (Mattenklotz und Schulte 1973: 77) geplant

wissenschaft im Fachsektor II die Lehrbefähigung für verschiedene Sprachen, Kunst und Musik erhalten können: Ziel ist es, „die Ideologienbildung in Sprache, Literatur und Kunst sowie die Informations- und Kommunikationsprozesse in ihrem jeweiligen Verhältnis zu den Produktions- und Reproduktionsverhältnissen der Gesellschaft zu untersuchen.“ (Vietta 2000: 38-39; vgl. Bremer Kollektiv 1974; DAAD 1976: 55-57) Vietta beschreibt, wie der Ansatz des hier entstandenen Bremer Kollektivs zu einer – zumindest in Bremen gültigen – Doga geworden ist: „In Bremen hat sich, so kann man ohne Übertreibung resümierend sagen, in den siebziger Jahren eine ganze Universität einer Ideologie verschrieben [...]. Anders gewendet: Niemand kam ins Kollektiv der Bremer Universität, der sich nicht vorweg und immer wieder – siehe Forschungskontrolle – der Ideologie verschrieben hatte und verschrieb.“ (Vietta 2000: 41)

¹⁶⁸ Ein weiteres Beispiel ist der von Mattenklotz und Schulte zitierte *Rahmenplan für Deutsch* des Westberliner Senators für Schulwesen aus dem Jahr 1972, auch der *Bildungsplan für das Fach Deutsch an den Gymnasien des Landes Hessen* von 1969 belegt diese Tendenz (vgl. Mattenklotz und Schulte 1973: 77; Procher 1970). Nies spricht vor diesem Hintergrund davon, dass der sprachliche Unterricht „radikal entliterarisiert“ (Nies 1999: 59) worden sei. Nicht zufällig erinnert diese Tendenz an die bereits angesprochene Entkanonisierung der Geisteswissenschaften durch den Historismus (vgl. Punkt 3.6.1; Jauß 1991: 52).

sind (vgl. Fingerhut 1995).¹⁶⁹ Gemeinsam ist beiden Tendenzen eine Anpassung des eigenen Gegenstands- und Forschungsbereiches und, daran anschließend, auch des Selbstverständnisses, an die dominanten Strömungen des universitären und des geisteswissenschaftlichen Feldes. Der Wandel in der Lehre kann darüber hinaus auch anhand der fachlichen Ausgründungen aufgezeigt werden, von denen hier beispielhaft die Konstituierung von „Deutsch als Fremdsprache“ hervorgehoben werden soll. Weil es immer notwendiger wird, die wachsende Zahl ausländischer Arbeitnehmer und deren Familienangehörige mit Deutschunterricht zu versorgen, erlebt das Fach einen beträchtlichen Aufschwung. Es erfordert eine Perspektivierung der Germanistik, weil es zur Reflexion der Perspektiven und der Gegenstände der germanistischen Analyse ebenso wie ihrer berufsmäßigen Umsetzungen und Folgerungen auffordert (vgl. Ickler 1980: 36-38; Ehlich 2004: XXVI-XXVII). Die Hinwendung zur Lehrerausbildung und zu gesellschaftlich relevanten Themen in der Germanistik kann, wie auch die angesprochenen Entwicklungen in Geschichte und in Literatur- und Kunstwissenschaft, stellvertretend für eine allgemeine Anwendungsorientierung der Geisteswissenschaften gesehen werden.

¹⁶⁹ Vietta zeigt die Didaktisierung beispielhaft am Lehrprogramm für Germanistik der Gesamthochschule Kassel im Sommersemester 1974 auf (vgl. Vietta 2000: 41-44; DAAD 1976: 127-128). Weitere Beispiele liefern auch die Lehr- und Forschungsbereiche der Gesamthochschule Essen, der Universität Gießen sowie der Universität Osnabrück im Jahr 1976 (vgl. DAAD 1976: 68-71, 91-94, 199). Mattenklott und Schulte kommentieren die allgemeinen Reformpläne: „Wo Literatur künftig noch Gegenstand des Schulunterrichts sein soll, hätten [...] Spracherwerb und die Ausbildung von Fertigkeiten wie der zur linguistischen Textanalyse, also die Entwicklung formaler, an im Grunde beliebigen Gegenständen erworbener Kompetenz an die Stelle einer auf historisch spezifische Inhalte bezogene Ausbidung zu treten.“ (Mattenklott und Schulte 1973: 77)

Der Tatsache, dass solche Tendenzen der Versozialwissenschaftlichung zunächst nur für Neugründungen zu beobachten sind, während es den älteren, großen Universitäten – den „Tankern“, um mit Mittelstraß und Vietta zu sprechen – vorerst gelingt, ihr traditionelles germanistisches Lehrprogramm weitgehend zu erhalten (bzw. nicht gelingt, sich den Veränderungen anzupassen), liegen die gleichen Faktoren wie der unterschiedlich ausgeprägten fachlichen Ausdifferenzierung der Germanistik an verschiedenen Standorten (vgl. Punkt 5.1) zugrunde: Nach dem hier verfolgten feldtheoretischen Ansatz sind besonders die etablierten Akteure des Feldes, also die traditionellen Universitäten, der Trägheit des eigenen Habitus unterworfen. Die einmal begründeten und durchgesetzten Einstellungsstrukturen, Ergebnis einer langen Investition in das, was im Feld ebenso lange als legitim galt, können danach nur unter größeren Anstrengungen revidiert werden. Die Logik, nach der es für die höchstprivilegierten, älteren Universitäten sinnvoller erscheint, in bereits etablierte und den eigenen Wert- und Kapitalstrukturen entsprechende Strukturen zu investieren, gleicht der Logik des Hysteresis-Effekts (vgl. Bourdieu 1987a: 50, Fn.12). Während sich die Vertreter der alten Ordnung gegen die Veränderungen wehren, wird der Eintritt neuer Akteure (sowohl Personen als auch Institutionen) in das universitäre Feld durch die politisch vorangetriebene Hochschulexpansion erheblich erleichtert. Dies ist der Grund dafür, dass die Professoren der Neugründungen fast alle Angehörige der jüngeren Generation sind. Für die neu gegründeten Universitäten und die dort ansässigen Fächer lohnt es sich nicht nur finanziell, der neuen Ordnung des universitären Feldes zu folgen (für einen späteren Zeitraum vgl. Tab. 11). Als neu in das Feld eintretender Akteur, der für andere Universitäten immer auch ein Gegner im symbolischen Kampf um die Macht im Feld ist, erscheint es darüber hinaus auch in machttheoretischer Per-

spektive sinnvoll, sich zu den zum Zeitpunkt des Eintritts in das Feld dominanten Definitionen und Strukturen zu bekennen.¹⁷⁰

Seit den achtziger Jahren ist vor diesem Hintergrund ein erneuter Wandel des wissenschaftlichen Paradigmas zu beobachten, der homolog zum Wandel des Bildungsideals zu sein scheint. Während die geisteswissenschaftliche Bildung, die sich traditionell auf das (nach Möglichkeit geniale) Individuum bezieht, in den sechziger Jahren egalisiert und demokratisiert wurde, um spätestens mit Exzellenzinitiative und Bologna-Prozess die Elite-Rhetorik wieder zu entdecken, wendet sich der wissenschaftliche Fokus, nachdem das traditionelle Interesse am Besonde-

¹⁷⁰ Ergänzt werden kann eine solche feldtheoretische Argumentation, wie bereits unter Punkt 5.1 angekündigt, durch eine Perspektive der institutionellen Pfadabhängigkeit, nach der Effekte der institutionellen Trägheit weder an den als Challengers zu verstehenden, neu gegründeten Universitäten, noch an den dort vertretenen Fächern besonders ausgeprägt sein dürften, die Transaktionskosten für einen Paradigmenwechsel jedoch besonders bei traditionellen Standorten und Fächern, also den Incumbents, hoch sind. Durch die Investition in den bereits beschrittenen Pfad werden nicht nur existierende Machtpositionen gefestigt und ausgebaut, es steigen auch mit jeder Investition in den Pfad die Erträge der Investition und die Kosten einer möglichen Umkehr (vgl. North 1992; Münch 2007: 21-27). Weiterhin entstehen durch eine solche Entwicklung Denkschablonen, durch die der beschrittene Pfad und die getätigten Investitionen rational, eine Umkehr oder eine Änderung der Vorgehensweise jedoch irrational erscheinen (vgl. Hall und Taylor 1996; Pierson 2004). Auch die Perspektive der funktionalen Anpassung an externe Anforderungen, nach der die finanzielle Förderung durch Forschungs- und Hochschulpolitik stark von der inhaltlichen Ausrichtung einer Universität oder eines Faches abhängig ist, kann einen feldtheoretischen Zugang zu dieser Entwicklung ergänzen (vgl. Schimank und Lange 2006; Grupp und Breitschopf 2006: 177-180; Teichler 2006: 362-364; Münch 2007: 15-21). Im Hinblick auf diese verschiedenen Deutungsmuster ist eine Annäherung an die seit Ende der sechziger Jahre eine beispiellose öffentliche Konjunktur erfahrenden Sozialwissenschaften für die Geisteswissenschaften äußerst lohnend.

ren in den sechziger Jahren dem Interesse am Gesellschaftlich-Allgemeinen gewichen war, in gleicher Weise wieder dem Besonderen zu. Prinz und Weingart zufolge „wird nun verstärkt nach Wegen gesucht, das Allgemeine nicht nur an und für sich, sondern am Besonderen, Konkreten aufzuweisen.“ (Prinz und Weingart 1990: 19)¹⁷¹ An die Stelle der zuvor dominanten Konzepte des Strukturalismus und der Semiotik treten nun Systemtheorie und Konstruktivismus. Vermehrt wird jetzt die Erkenntnis vermittelt, dass die Wirklichkeit, sofern sie überhaupt existiert, nicht unmittelbar, sondern nur in – kulturell vermittelten und verursachten – Brechungen zugänglich ist.¹⁷² Während Absolventen der Geisteswissenschaften seit den achtziger Jahren vermehrt im Bereich kultureller Massenproduktion sowie Marketing und Public Relations beschäftigt sind, werden analog dazu die kulturelle Bedingtheit der Wirklichkeit und deren Rückwirkung auf die Kultur mehr und mehr zum Thema geisteswissenschaftlicher Auseinandersetzungen (vgl. Röcke 1995; Frühwald 1996; Schönert 1996; Martus 2004). Die Themen

¹⁷¹ Fingerhut argumentiert in die gleiche Richtung, ihm zufolge ist den neuen Ansätzen in den Geisteswissenschaften seit der Mitte der achtziger Jahre gemeinsam, „daß sie Selbst- und Weltbilder von Individuen und Gruppen, also durchweg partikulare Wirklichkeiten, erforschen, während die gesellschaftskritischen Globalzugriffe überall an Interesse verlieren.“ (Fingerhut 1995: 97)

¹⁷² Die erheblichen Folgen der Bindung der Germanistik an den wissenschaftlichen Wahrheits- und Kulturbegriff werden von Fingerhut beschrieben: „Sie kann nicht einfach mehr theoretisch deduzieren, was Literatur ist, wie sie gesellschaftlich wirkt, wie – über ihr spezifisches Sein oder gesellschaftliches Wirken – »wahre Dichtung« von »Unterhaltungsliteratur« abzugrenzen ist, ob Literatur per definitionem zum Geschriebenen gehört, oder ob auch medial vermittelte Sprache und Bilder dazugehören können. Dem Verlust der Orientierungssicherheit [...] kann sie nicht länger entfliehen, indem sie sich in Detailstudien zu anerkannten Autoren oder aber in eine rezeptionstheoretisch relativierende Literaturgeschichtsschreibung flüchtet.“ (Fingerhut 1995: 97-98, Hervorh. im Orig.)

der Germanistentage ab 1991 machen den allgemeinen Wandel der Geisteswissenschaften zu Kulturwissenschaften beispielhaft deutlich, sie haben fast ausnahmslos einen Bezug zum Austauschverhältnis und der gegenseitigen Konstituierung von Kultur und Germanistik (Tab. 8).

Mit Münch kann der Übergang zur Kulturwissenschaft als Paradigmenwechsel identifiziert werden, durch den das in den traditionellen Geisteswissenschaften vermittelte Ideal weiter geschwächt wird (vgl. Münch 2008). Besonders im Rahmen der aus dem angelsächsischen Sprachraum übernommenen „Cultural Studies“ ist die Entkanonisierung, die bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts vom Historismus eingeleitet und durch die Didaktisierung der Geisteswissenschaften in den sechziger Jahren fortgeführt wurde (vgl. Punkt 3.6.1), wenn nicht bereits abgeschlossen, so doch noch weiter vorangeschritten (vgl. Bachmann-Medick 2006). Weil die Konsekrationsinstanzen des geisteswissenschaftlichen Feldes nun vermehrt im Bereich der kulturellen Massenproduktion angesiedelt sind (vgl. Punkt 5.3), haben sich auch die im Feld wertvollen Güter verändert. Die ursprünglichen sakralen Forschungsgegenstände der Geisteswissenschaften, in erster Linie die klassischen literarischen Werke, stehen nun nicht mehr unter dem doxischen Schutz des Feldes und fallen in den Kulturwissenschaften einer „Banalisierung“ zum Opfer, nach der es Geisteswissenschaftlern nun ebenso möglich ist, „sich mit der Punk- oder Hip Hop-Szene oder mit Management- und Verhandlungsstilen zu beschäftigen wie mit der »hohen« Literatur.“ (Münch 2008: 5, Hervorh. im Orig.; vgl. Bayer 2004)

In jüngster Zeit lässt sich vor diesem Hintergrund eine weitere Instrumentalisierung der Geisteswissenschaften im Sinne praktischer gesellschaftlicher Zwecke beobachten, die auf eine Übernahme naturwissenschaftlicher Methoden und Forschungsbereiche schließen lässt. Hier nimmt die in den sechziger Jahren entstandene germanistische

Linguistik eine Vorreiterrolle ein.¹⁷³ Schon früh untersucht beispielsweise ihr lernpsychologisch informierter Bereich in Kooperation mit den Naturwissenschaften Prozesse des aktiven Begriffslernens am Beispiel des Gebrauchs naturwissenschaftlicher Fachtermini (vgl. Oomen-Welke und Rhöneck 1988). Zum gleichen Zeitpunkt wird mit der Zeitschrift *Neurolinguistik* ein Publikationsorgan gegründet, das sich dem Thema neurogener Sprachstörungen widmet und den Austausch von Sprachwissenschaftlern mit Logopäden, Phonetikern und Neuropsychologen fördert. Wie bereits für die Versozialwissenschaftlichung, lassen sich auch hier verschiedene fachliche Ausgründungen der Germanistik als Indikator für die Hinwendung zu einer naturwissenschaftlichen Logik identifizieren.¹⁷⁴ Beispielhaft sei auf die von Ehlich erwähnten Fächer „Computerlinguistik“, in der Erkenntnisse der allgemeinen Linguistik in der Informatik eingesetzt werden, und „Kognitive Linguistik“, in der neue Erkenntnisse der Hirnforschung mit Sprachwissenschaft kombiniert werden, verwiesen (vgl. Ehlich 2004: XXVI; Lenders 1989; Felix 1990; Keller und Leuninger 2004; Cramer 2006). Das Tagungsthema des 2007 in Marburg stattfindenden Germanistentages lässt ebenso wie die Themensetzung der Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache im gleichen Jahr¹⁷⁵ darauf schließen, dass die Annäherung der Germanistik

¹⁷³Es kann nur vermutet werden, dass der Grund dafür darin liegt, dass Philologen, wie Lepenies in Bezug auf Yorck bemerkt, „im Innersten ihres Herzens Naturwissenschaftler“ (Lepenies 1985: 260) sind.

¹⁷⁴ Wertheimer fordert 2003 beispielsweise programmatisch: „Dies kann also nicht die Stunde altbacken verkrusteter Frontenbildung [...] sein. Es ist vielmehr darum zu tun, die Kompetenzen auf beiden Feldern zu fördern und miteinander in Berührung zu bringen. Ein intensiver Dialog zwischen »Lebenswissenschaften« [...] und »Sprachwissenschaften« [...] könnte die Debatte neu dimensionieren.“ (Wertheimer 2003: 133)

¹⁷⁵ Auf der Tagung mit dem Titel „Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung“ bemerkt der Literaturwissenschaftler Hörig in der

zu naturwissenschaftlichen Themen und Methoden längst keine Randerscheinung mehr ist (Tab. 8). So wie Sprachfähigkeit nun nicht mehr nur in ihrer sozialen Bedingtheit untersucht, sondern in Anlehnung an Chomsky zunehmend auch in der Germanistik als „biologische Gegebenheit“ (Bierwisch 1992: 7; vgl. Chomsky 1988; Györi 1992) behandelt wird, übernimmt man diese Perspektive auch für andere Bereiche der Erklärung der Funktionsweise des menschlichen Geistes. Ein Beispiel liefert der Rechtsphilosoph Mahlmann, dessen ebenfalls an Chomsky anschließende Universalgrammatik der Moral davon ausgeht, dass dem angeborenen Sprachsinn ein biologisch zu entschlüsselnder Moralsinn zur Seite zu stellen ist (vgl. Mahlmann 1999).

Speziell die Übernahme neurowissenschaftlicher Argumentationsmuster, wie sie beispielhaft für die Neurolinguistik aufgezeigt wurde, kann als Anpassung an ein im ganzen universitären Feld dominantes Paradigma verstanden werden, in dessen Rahmen der Philosophie die Definitionshoheit über die ihr eigenen Schlüsselbegriffe des freien Willens und des Geistes streitig gemacht wird. Die neuen Konsekrationsinstanzen des universitären Feldes entsakralisieren im Rahmen einer von den Naturwissenschaften geprägten, erkenntnistheoretischen Debatte die traditionellen Hoheitsgebiete der ehemaligen Leitwissenschaft als Illusion des menschlichen Hirns (vgl. Müller et al. 1991; Singer 2002). Die beschriebene Vernaturwissenschaftlichung der Geisteswissenschaften stellt eine Reaktion auf diese direkte Delegitimierung dar, die, wie bereits die Übernahme sozialwissenschaftlicher Wissenschaftsparadigmen, zugleich als Identitätswandel und als Anpassung an die neuen Erfordernisse des universitären Feldes zu verstehen ist. Die so für

abschließenden Podiumsdiskussion, „der »nicht negierbare« »Wattebausch-Begriff« *Kultur* habe in den vergangenen Jahren beinahe zwangsläufig eine biologistische, naturalistische (und in der Öffentlichkeit dominant wahrgenommene) Gegenbewegung auf den Plan gerufen.“ (Wengeler 2007: 8, Hervorh. im Orig.)

neue kognitive Paradigmen geöffneten Geistes- bzw. Kulturwissenschaften sind nun gegen den Vorwurf der mangelnden Nützlichkeit und des fehlenden Praxisbezugs abgesichert. Sie entsprechen dem von den Sozial-, Ingenieur-, Natur- und Lebenswissenschaften definierten Verständnis legitimer Wissenschaft und Forschung. Wie die dominante Stellung des Forschungsparadigmas dieser Wissenschaften hochschul- und bildungspolitisch forciert wird, soll im Folgenden für die Forschungsförderung untersucht werden.

5.3.2 Die Forschungsförderung

Die kognitive Öffnung der Geisteswissenschaften im Sinne einer Übernahme ihr fremder Forschungsfelder und Methoden wird von der Hochschul- und Forschungspolitik flankiert und vorangetrieben. Es kann zwar allgemein davon ausgegangen werden, dass sich die Entwicklungsbedingungen der Wissenschaft in der staatlichen Forschungspolitik sehen lassen (vgl. Weingart et al. 1991: 18). Bis in die achtziger Jahre hinein existiert in Deutschland aber keine eigene Forschungspolitik der Geisteswissenschaften.¹⁷⁶ Erst 1983 wird die erste vorläufige Bestands-

¹⁷⁶ Weingart et al. schreiben: „Die Erklärung dafür, daß die Geisteswissenschaften kaum je Gegenstand systematischer wissenschaftspolitischer Überlegungen, geschweige denn Maßnahmen geworden sind, liegt in der Disparität zwischen ihrer Wissenschaftskonzeption und den vorrangigen Zielen der staatlichen Wissenschaftspolitik in der Bundesrepublik.“ (Weingart et al. 1991: 38; vgl. Weingart et al. 1990: 61; Stüwe et al. 1999) Damit ist gemeint, dass die Förderung der Geisteswissenschaften mit dem Bundesforschungsbereich 1988 den Bundesländern zugewiesen wird, weil geisteswissenschaftliche Forschung ihren Platz nahezu ausschließlich an den Universitäten hat (vgl. BMFT 1988: 192). Zu der grundsätzlichen relativen Schwäche der Länder, eine eigene Wissenschaftspolitik für die Universitäten zu formulieren, kommt darüber hinaus die inhaltliche Priorität dieser Politik auf Bundes- und auf Landesebene, die ihren Fokus auf den Natur- und Ingenieurwis-

aufnahme zur Forschungsförderung der Geisteswissenschaften vorgenommen (vgl. BMFT 1983).

Seit Mitte der neunziger Jahre gelingt es den Geisteswissenschaften im Verbund mit den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, ihren Anteil an den finanziellen Zuwendungen der Hochschulen erstaunlich stabil zu halten, während die Investitionen des Bundes sogar leicht steigen. Die absolute Summe der finanziellen Ressourcen in diesem Zeitraum steigt sogar deutlich (Tab. 9).¹⁷⁷ Die gleiche Tendenz weist die gestiegene absolute Summe der Bewilligungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in den Geisteswissenschaften von 1990-2003 auf, die einem zwar geringen, aber leicht steigenden Anteil an der Gesamtsumme der DFG-Bewilligungen entspricht (Tab. 10). Es kann angesichts dieser Zahlen also zunächst davon ausgegangen werden, dass die Geisteswissenschaften sowohl hinsichtlich der auf Forschung und Lehre als auch der speziell auf die Forschung gerichteten Zuteilung der finanziellen Ressourcen ihren Platz im universitären Feld behaupten können. Auch wenn hier zunächst noch keine Aussage über mögliche inhaltliche Konsequenzen getroffen werden kann, muss daher zumindest die Klage über eine quantitative Verdrängung der Geisteswissenschaften aus dem universitären Feld, die den defensiven Gegenpart der offensiven, selbstbewussten Reaktionen im öffentlichen Diskurs über die „Krise der Geisteswissenschaften“ bildet, zurückgewiesen werden (vgl. Keisinger und Seischab 2003; Spiewak 2004; Matthes 2006: 155; Heidbrink und Welzer 2007).

senschaften und auf der internationalen Wettbewerbsfähigkeit des Standortes Deutschland hat (vgl. Münch 2007).

¹⁷⁷ Weil in der Systematik des BMBF Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften gemeinsam aufgeführt werden, ist es nicht möglich, die finanziellen Ressourcen der Geisteswissenschaften gesondert zu erheben.

Bereits eine nähere Betrachtung der Förderinstrumente, innerhalb derer die DFG-Bewilligungen zum Einsatz kommen, macht jedoch deutlich, dass sich ihre Zusammensetzung verändert hat: Seit den neunziger Jahren ist der Anteil so genannter Einzelförderungen signifikant gesunken. Nahezu verdoppelt hat sich dafür der Anteil so genannter Koordinierter Programme an den DFG-Bewilligungen für die Geisteswissenschaften, sie machen 2003 deutlich über die Hälfte der Bewilligungen für Geisteswissenschaften aus (vgl. Frerichs und Hamann 2007).¹⁷⁸ Dieses Förderinstrument soll durch die „Bündelung des wissenschaftlichen Potentials an einem Hochschulort“ (DFG 2006a: 142) die wissenschaftliche Schwerpunktsetzung forcieren. In der Folge wird die Forschungsförderung nun auch für die Geisteswissenschaften auf Großforschungsprojekte angelegt, in denen „ganze Heerscharen von Mitarbeitern in abhängiger Stellung gehalten werden, die allein aufgrund ihrer Stellung in ihrer Kreativität und Durchsetzungsfähigkeit behindert werden [...]. Die Dominanz der koordinierten Programme [...] in der Forschungsförderung der DFG unterwirft die Wissenschaft den Gesetzmäßigkeiten der Produktion von Kollektivgütern.“ (Münch 2007: 76-77) Es liegt nahe, dass eine solche Schwerpunktsetzung das spontane, kreative und individuelle Forschen des Einzelnen erheblich erschwert. Besonders für Nachwuchswissenschaftler gibt es aus einem so gemanagten Routinebetrieb oft kein Entrinnen mehr.¹⁷⁹ Das auf die Schaffung

¹⁷⁸ Auch eine Differenzierung innerhalb der Koordinierten Programme lohnt sich: Hier nehmen so genannte Sonderforschungsbereiche noch vor Geisteswissenschaftlichen Zentren, Schwerpunktprogrammen, Graduiertenkollegs und Forschergruppen den deutlich größten Anteil geisteswissenschaftlicher Forschungsförderung ein, obwohl die hier geforderte Interdisziplinarität und Spezifität den Besonderheiten geisteswissenschaftlicher Forschung nicht entspricht (vgl. DFG 2006a: 134, 142-149; Münch 2007: 80-81).

¹⁷⁹ Dobner beschreibt die hoffnungslose Lage des Mittelbaus in den universitären Produktionsverhältnissen und geht dabei auch darauf ein, dass die eigene Hoffnungslosigkeit

großer Forschungsverbände ausgelegte Instrumentarium der Koordinierten Programme ist deutlich einer naturwissenschaftlich-technischen Arbeitsweise angepasst, die dem traditionellen geisteswissenschaftlichen Ethos entgegensteht (vgl. Münch 2007: 73-82; Fisch und Daniel 1986).¹⁸⁰ Eine langfristig angelegte, individuelle Forschungsleistung, die ihre Wahrheit bereits im freien und ungeleiteten Forschungsprozess findet, ist in solchen koordinierten, auf interdisziplinäre Konkurrenz ausgelegten, den Auswahlkriterien und Programmanforderungen der DFG unterworfenen Zusammenhängen nicht mehr möglich.

notwendig verkannt werden muss, um nicht an ihr zu verzweifeln (vgl. Dobner 2001). Der Grund für die gezielte Blindheit gegenüber der eigenen Misere liegt darin, dass auch die Akteure des Mittelbaus die Strukturen des Feldes und damit die Nachfolgeordnung inkorporiert haben, weil „die Tatsache des Mitlaufens selbst schon die Anerkennung dessen voraussetzt und hervorruft, worum es beim Rennen geht“ (Bourdieu 1992b: 154). Seitens der bereits etablierten Akteure, also der Professoren, erfordert ein solcher Mitarbeiterstab die Fähigkeit, Hoffnungen aufrecht zu erhalten und immer wieder zu erwecken sowie die Fertigkeit, den Rhythmus der Karriere der Mitarbeiter zu manipulieren (vgl. Bourdieu 1992b: 154-156).

¹⁸⁰ Fisch und Daniel zeigen nicht nur empirisch, dass hinsichtlich der Form der Forschungsbeteiligung und der Größe der Forschungsgruppe „ausgeprägte fachspezifische Unterschiede“ existieren: „Teamforschung herrscht vor in den Natur-, Medizin-, Ingenieur- und Agrarwissenschaften“ (Fisch und Daniel 1986: 237). Sie belegen auch, dass die Zufriedenheit der Forschungsleiter und ihrer Mitarbeiter negativ mit der Größe des Forschungsverbundes korreliert. Weiterhin stellen sie in Übereinstimmung mit Pelz fest, dass die Forschungsleistung, gemessen am Publikationsmuster im Anschluss an das Forschungsprojekt, höher ist, je autonomer die Mitarbeiter sind und je intensiver der Kontakt zwischen Gruppenleitern und Mitarbeitern ist (vgl. Pelz 1956: 321). Gerade die von der DFG forcierte großformatige Forschung verdrängt diese Bedingungen jedoch systematisch.

Den Geisteswissenschaften wird jedoch nicht nur ein auf Ingenieur- und Naturwissenschaften zugeschnittenes Förderinstrumentarium aufgezwungen, auch die Logik, nach der sich die Verteilung der Fördersummen innerhalb dieses Instrumentariums richtet, folgt diesem Muster. Die geisteswissenschaftliche Forschungskultur, deren Erträge sich in erster Linie in Monographien, Handbüchern und Editionen finden, muss sich einem Beurteilungssystem anpassen, das ebenfalls an dem naturwissenschaftlich-technischen Publikationsmuster ausgerichtet ist (vgl. Schubert 2007: 85). Als Standard gilt hier

„der kurze, hochspezialisierte Artikel in einer englischsprachigen Fachzeitschrift, für den eine beachtliche Anzahl von Autoren in minutiös durchdachter Reihenfolge verantwortlich zeichnet.“ (Blockmans 2007: 214)

Vor diesem Hintergrund kann es nicht überraschen, dass der Anteil der Bewilligungen in geisteswissenschaftlicher Forschung am Gesamtanteil der DFG-Bewilligungen gering ausfällt (Tab. 10).¹⁸¹ Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass die Stabilisierung bzw. leichte Steigerung des prozentualen Anteils und die deutliche Steigerung der absoluten Bewilligungssummen der besonderen Anpassungsfähigkeit der Geisteswissenschaften in Form einer Versozialwissenschaftlichung bzw. Vernaturwissenschaftlichung entspringen. Der sich an Studentenzahlen und Forschungsgeldern abzeichnende quantitative Erfolg der Geisteswissenschaften wird, so scheint es, erst mit einem Wandel der feldinternen Logik ermöglicht. Es ist daher nur konsequent, wenn sich die vorangehend beschriebene Entwicklung auch in der Themensetzung der

¹⁸¹ Inzwischen hat die DFG diesen Missstand selbst erkannt und bietet den Sozial- und Geisteswissenschaften seit 2003 eigene Förderprogramme an (vgl. DFG 2006b). Auch der Wissenschaftsrat hat jüngst betont, dass Leistungen der Geisteswissenschaften nicht nach dem Modell naturwissenschaftlicher Forschung bewertet werden sollten (vgl. Wissenschaftsrat 2006: 84-92).

Koordinierten Programme für den Bereich Geistes- und Sozialwissenschaften deutlich widerspiegelt (Tab. 11¹⁸²).

Eine besondere Erscheinung nicht nur der naturwissenschaftlich-technisch geprägten Evaluations- und Bewertungslogik, sondern der generellen Entwicklung des Betriebscharakters der Universität, ist der im Folgenden zu behandelnde Forschungsmanager. Er bildet einen denkbar deutlichen Kontrast zu den unter den Punkten 3.4 und 4.4 beschriebenen Typen und kann als Personifizierung des bis hier beschriebenen strukturellen Wandels verstanden werden.

Wie gezeigt wurde, ist es den Geisteswissenschaften nicht mehr möglich, den vor externen Nutzenanforderungen geschützten Fachspezialisten auszubilden. In der Folge der sozialen Öffnung des Feldes muss den Absolventen „eine ganze Palette an neuen Stellen“ (Bourdieu 1992b: 277) angeboten werden. Der „Trennungsstrich zwischen Schule und Ausbildung einerseits und der völligen Hingabe an die Wissenschaft als Forschung andererseits“ muss nun, darauf weist Schelsky hin, „mitten in der traditionellen oder überkommenen Universität“ (Schelsky 1971: 256) gezogen werden. Anhand der Metapher der Trennungslinie macht Schelsky (vermutlich unabsichtlich) deutlich, dass in Zeiten der Krise „alle Stellungnahmen auf die in einem bestimmten Feld eingenommene Position und nur auf sie hin“ (Bourdieu 1992b: 284) organisiert werden. Von der Krise im universitären und im geisteswissenschaftlichen Feld geht nun der Zwang aus, alle Fragen im Hinblick auf das zur Debatte stehende Prinzip zu behandeln. Alle Akteure des Feldes, also beispielsweise Fächer, Studenten, Universitäten, Professoren, Ein-

¹⁸² Die in Tab. 11 aufgeführten Koordinierten Programme stellen eine exemplarische, nach Problembezug erstellte Auswahl der insgesamt 163 Koordinierten Programme in den Geisteswissenschaften dar und basieren auf einer von Sabine Frerichs im Rahmen eines gemeinsamen Artikels durchgeführten Erhebung (vgl. Frerichs und Hamann 2007; DFG 2006a: 145).

richtungen der Forschungsförderung, Fakultäten und Dekane, müssen sich nun in einem der beiden klar getrennten Lager positionieren: dem der neuen Ordnung entsprechenden Berufs- und Anwendungsorientierung auf der einen Seite der Trennlinie, oder dem der reinen, freien Wissenschaft im Sinne der alten Ordnung auf der anderen Seite (vgl. Bourdieu 1992b: 284-285). Die Frage, welche Position in der Krise bezogen wird, ist keine der freien Entscheidung. Vielmehr richtet sich der Standpunkt des Einzelnen an seinem Habitus und seiner Position im Feld aus. Auch die Entschiedenheit, mit der die Akteure ihre jeweilige Stellung beziehen, richtet sich nach diesen Merkmalen.¹⁸³

Folgt man der Logik einer in das geisteswissenschaftliche Feld hinein verlagerten Trennungslinie¹⁸⁴, kann die alle Positionen des Feldes einer neuen, bipolaren Ordnung unterwerfende Krise für die Geisteswissenschaften anhand von zwei Idealtypen des Wissenschaftlers illus-

¹⁸³ So dürfen laut Schelsky nur noch diejenigen über das Privileg der freien Wissenschaft verfügen, die in der Krise ihre Treue zur alten Ordnung unter Beweis stellen und „sich in der gegenwärtigen Lage der Universität legitimerweise der »reinen Forschung«, d.h. eben nicht der akademischen Berufsausbildung widmen.“ (Schelsky 1971: 256, Hervorh. im Orig.)

Bourdieu bemerkt: „Die Gewaltsamkeit, mit der die am traditionalistischsten eingestellten Professoren der traditionellsten Fächer“ – hier kann durchaus die Philosophie als das beste Beispiel dienen – „auf die Infragestellung der Bildungsinstitutionen und des Marktes“ reagieren, entspricht „völlig dem Grad der Abhängigkeit ihrer Produktion von eben diesem Markt.“ (Bourdieu 1992b: 210)

¹⁸⁴ Bourdieu vermutet, dass „die Kluft zwischen Universitätsangehörigen und Schriftstellern oder freien Intellektuellen heute sicherlich weniger ausgeprägt ist als in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen oder Ende des 19. Jahrhunderts. Dies dürfte daran liegen, daß sich der Einschnitt im Zuge der Öffnung der Universität für Professoren, die in der Publizistik oder im Journalismus wirken, zum Teil in das universitäre Feld selbst hinein verlagert hat.“ (Bourdieu 1992b: 83, Fn. 2)

triert werden: dem des Managers und dem des Mönchs (vgl. Erhart 2004). Sie sind, gerade in ihrer extremen Pointierung, Ergebnisse der durch die Krise ausgelösten Zentrifugalkräfte, durch die das Feld unweigerlich die übliche polare Ordnung verliert und anhand der in der Krise relevanten Frage geordnet wird.

Der Mönch vertritt die traditionelle, geisteswissenschaftliche Ordnung (vgl. Punkt 3.4). Er ist in Nietzsches Beschreibung des Genius als Erlöser vom Augenblick zu erkennen, der das Wissen im Sinne des humanistischen Bildungsideals von den Interessen des Tages reinigt und die bildungsaristokratische Exklusivität wiederherstellt (vgl. Nietzsche 1964: 9). Die von seiner Position aus vorgebrachten Argumente gegen den „Journalisten“, der den (Un-)Geist der „Pseudo-Bildung“ verkörpert und als „Diener des Augenblicks [...] das ekelhafte Wappen der jetzigen Bildungsbarbarei an sich trägt“ (Nietzsche 1964: 9), könnten in ähnlicher Weise noch heute als Argument im symbolischen Kampf um die legitimen Definitionen im Feld verwendet werden.¹⁸⁵ Weil sich der Habitus der Akteure mittlerweile an die sozialen Strukturen angepasst hat, kann die Extremposition des Mönches als Vertreter des klassischen Gelehrten jedoch vermutlich nicht mehr als repräsentativ betrachtet werden. Im Rahmen der Bildungsexpansion und der Verschulung der Geisteswissenschaften, die hier beispielsweise mit der Didaktisierung der Germanistik aufgezeigt wurde, ist aus dem Mönch jetzt vielmehr ein Hochschuldidaktiker geworden. Während die Lehre den Anforderungen des Massenbetriebs angepasst wird, versucht man in der Forschung trotz der massiven Belastung durch die Studenten-

¹⁸⁵ Bereits in Nietzsches Distinktionsbemühungen in Form von abschätzigen Bemerkungen gegen „Journalisten“ scheint sich die Abwehr der Produktion und Verbreitung kultureller Massenerzeugnisse durch das geisteswissenschaftliche Berufsfeld bemerkbar zu machen.

massen weiterhin, dem überlieferten Forschungsideal zu entsprechen (vgl. Münch 2007: 81-83).

Nietzsche schreibt:

„Möglichst viel Erkenntnis und Bildung – daher möglichst viel Produktion und Bedürfnis – daher möglichst viel Glück – so lautet etwa die Formel. Hier haben wir den Nutzen als Ziel und Zweck der Bildung, noch genauer den Erwerb, den möglichst großen Geldgewinn.“ (Nietzsche 1964: 6)

Diese Vorwürfe, mit denen gegen die Entwertung des eigenen symbolischen Kapitals gekämpft wird, sind gegen einen Typus des Wissenschaftlers gerichtet, der mit der Durchsetzung des neoliberalen Bildungsideals an Macht gewinnt. Während der Hochschuldidaktiker sich noch nach dem traditionellen Forschungsideal richtet, ist der Habitus des Forschungsmanagers an die neue Ordnung angepasst. Seine Arbeitsweise und sein Selbstverständnis sind zu der neuen Struktur, nach der die Universitäten zu betrieblich organisierten Ausbildungsstätten geworden sind, homolog. Für diesen Typus ist es daher buchstäblich „natürlich“, den Bedürfnissen der meisten Studenten nach einer *Ausbildung* nachzukommen. In dem Umfang, in dem die Universität eine Betriebsstruktur angenommen hat, die sich beispielsweise durch Arbeitsteilung, Spezialisierung und einen erheblichen bürokratischen Aufwand auszeichnet, wird der Hochschuldidaktiker vom „Organisator und Menschenführer der Arbeit“ verdrängt, dessen

„Verhältnis zu seinen wissenschaftlichen und technischen »Mitarbeitern« [...], bedingt durch die technische Arbeitsteilung, das einer planenden Anordnung und Arbeitsvereinigung sein“ (Schelsky 1971: 149, Hervorh. im Orig.)

muss.

Die hier deutlich werdende Vergesellschaftlichung der Wissenschaft macht sich als Kehrseite der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft in einer äußeren Privatisierung und inneren Ökonomisierung des universitären Feldes bemerkbar (vgl. Punkt 3.6.2). Der Hochschuldidaktiker, dessen Ideal noch das des unabhängigen, freien, geisteswissen-

schaftlichen Einzelforschers ist, wird, findet er keine Nische, in der er existieren kann, durch einen Wissenschaftsunternehmer ersetzt. Dessen Bestimmung ist in erster Linie die Bewältigung der Organisations- und Verwaltungsaufgaben des Universitätsbetriebes, er wird fast völlig von den bürokratischen Zwängen des Forschungsapparats vereinnahmt.¹⁸⁶ In der Folge wird wissenschaftliche Forschung an den immer breiter werdenden Mitarbeiterstab delegiert, und auch die von Humboldt postulierte Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden wird unmöglich. Den Mitarbeitern ist es wiederum nicht möglich, selbständig zu forschen, also die eigene Karriere zu verfolgen, weil die Anweisungen des Vorgesetzten befolgt werden müssen.

„Kreative Forschung versinkt hier in einem Morast von Management, Koordination, Begutachtung und Routine. Das sind nicht die Strukturen, die Kreativität, Originalität, Wettbewerb und die Offenheit der Wissensrevolution fördern.“ (Münch 2007: 78)

Angesichts dessen kann es nicht überraschen, dass technisch-naturwissenschaftliche Forschung, deren Vorgehensweise eine Delegation bzw. „Entpersönlichung“¹⁸⁷ bestimmter Aufgaben eher ermöglicht,

¹⁸⁶ Vor diesem Hintergrund produzieren Publikations- und Evaluationsdruck „eine neue, eigene Literaturgattung: die Antrags-, Projektbeschreibungs-, Selbstdarstellungs- und Bewertungsprosa.“ (Liessmann 2006: 98; vgl. Bröckling 2004) Diese Tendenz wird vom Instrumentarium der DFG-Forschungsförderung besonders in den so genannten Sonderforschungsbereichen, der in den Geisteswissenschaften häufigsten Form der Koordinierten Programme, verstärkt. Die hier geforderten, enorm zeitaufwändigen Verfahren, in denen Begutachtungsverfahren und Tagungen organisiert, kollektive Konzepte erarbeitet und Berichte erstattet werden müssen, absorbieren die Forscherpersönlichkeit fast völlig (vgl. Münch 2007: 80). Die Sonderforschungsbereiche im geisteswissenschaftlichen Feld stellen somit Strukturen dar, die eine Ausbildung des Habitus des Forschungsmanagers erfordern und fördern.

¹⁸⁷ Plessner umschreibt diesen Begriff wie folgt: „Der moderne Forscher arbeitet zwar unter Einsatz aller Kräfte, aber unter Ausschaltung seiner Persönlichkeit und ist im Sinne

von diesen Umständen weniger betroffen ist. Während experimentelle Forschung oder die Analyse großer Datenmengen ohnehin dem Ideal der Objektivität folgen, ist das hier beschriebene Arbeitsprofil des Forschungsmanagers nur schwer mit einer geisteswissenschaftlichen Forschung zu vereinbaren, die von der persönlichen Leistung Einzelner getragen wird und sich, in der Tradition Humboldts, am Ideal der individuellen Genialität orientiert. Mit solcherart entsubjektivierten und bürokratisierten Forschungsbedingungen ist es zu erklären, dass die Forschungsmanager Bourdieu zufolge „Werke in einem Ton und Stil schreiben, in dem sich die Neutralität des positivistischen Berichts mit der Farb- und Geistlosigkeit der bürokratischen Aktennotiz paart“ (Bourdieu 1992b: 206). Das Ergebnis einer derart erzwungenen arbeitsteiligen Forschungsarbeit hat demnach nur noch wenig mit der wissenschaftlichen Erkenntnis zu tun, um deren Willen sich die wissenschaftliche Einheit von Gelehrten und Studenten an der Universität Humboldts zusammengefunden hat.¹⁸⁸ Vielmehr trägt es die Merkmale der Bedingungen, unter denen es entstanden ist: Der Forschungsoutput ist nicht mehr der individuellen Genialität eines Gelehrten zuzuschreiben, sondern wird zum entpersönlichten Output eines betriebsförmigen Instituts. Im Gegensatz zur auf der Persönlichkeit des Gelehrten basierenden Forschungsleistung ist die methodisch streng gebundene Forschung nur dann legitim, wenn der Wissenschaftler seine Individualität nicht wesentlich ins Spiel bringt, sondern dem Ethos reiner Sachlichkeit

dieser Ausschaltung in der Zucht einer unpersönlichen Fragestellung, im einzelnen Falle vielleicht als genialer Kopf unschätzbar, als Individualität jedoch prinzipiell ersetzbar.“

(Plessner 1974b: 132)

¹⁸⁸ „Eine intellektuelle Arbeit, die kollektiv in differenzierten und oft technisch und sozial hierarchisierten Produktionseinheiten geschieht [...], kann sich nicht länger mit der charismatischen Aura umgeben, die dem traditionellen Professor oder Schriftsteller anhaftete.“ (Bourdieu et al. 1981: 152)

folgt (vgl. Schnädelbach 1983: 93-94; Bourdieu 1992b: 206-208; Brunkhorst 2004: 93).

Im Verlaufe der Durchsetzung des neuen Forschungs- und Wissenschaftsbildes verfügt der Forschungsmanager, dessen Habitus der neuen Ordnung des Feldes entspricht, über das im Feld legitime Wissen (Abb. 11: 11.1). Je weiter sich die neue Form der wissenschaftlichen Forschung nun im geisteswissenschaftlichen Feld durchsetzt, desto mehr nähert sich der Manager an den absoluten Machtpol an, und desto weiter werden die einem traditionellen Forschungsverständnis nahe stehenden Hochschuldidaktiker an den Austrittspunkt des Feldes gedrängt (Abb. 11: 11.2 und 11.3). Für sie verrät der Forschungsmanager die legitime Ordnung des Feldes, die zugleich ihre eigene Macht sichert und weiterhin sichern soll. Dass das symbolische Kapital im Kampf zwischen den beiden Typen von Wissenschaftlern mittlerweile ungleich verteilt ist, sich also bereits eine recht deutliche Legitimierung auf der einen und Delegitimierung auf der anderen Seite vollzogen und die Positionierung sich Punkt 11.3 von Abb. 11 angenähert hat, wird beispielhaft am immer öfter bemühten Bild des faulen Professors deutlich, der die Autonomie von Forschung und Lehre missbraucht, um sich im Schutzraum der Universität ein geruhames Leben zu machen (vgl. Enders und Schimank 2001).

Weiterhin gibt die Veränderung des Publikationsmusters in den Geisteswissenschaften über die Machtverteilung zwischen den beiden Idealtypen Aufschluss: Den konkurrierenden Ordnungen im geisteswissenschaftlichen Feld lässt sich mit Bourdieu ein jeweiliges Publikationsverhalten zuordnen:

„Auf der einen Seite steht das absolute Meisterwerk, einzigartig und umfassend, den akademischen Bräuchen völlig konform und doch individuelles Resümee akademischen Lebens – das Ergebnis einer einsamen, über lange Jahre durchgehaltenen Anstrengung“ (Bourdieu et al. 1981: 152-153).

Hier ist deutlich die von der idealistischen Tradition geprägte Arbeitsweise des Gelehrten zu erkennen, die ihre Voraussetzungen der Ein-

samkeit und Freiheit an der von Humboldt gegründeten Berliner Universität gefunden hat und deren Ideal von den Hochschuldidaktikern der Bildungsexpansion noch immer angestrebt wird. Diesem traditionellen Publikationsmuster der Geisteswissenschaften diametral gegenüberstehend befinden sich

„die Artikel, die rasch und häufig auf den Markt geworfen werden, sooft dies der Fortschritt der Forschung, die Konkurrenz der anderen Forscher und die Karriereerfordernisse verlangen, Artikel, die die Produktivität ihres Autors und die Originalität seines Beitrags in einem besonderen Punkt beweisen sollen.“ (Bourdieu et al. 1981: 153)

Diese Form der Veröffentlichung entspricht den an einer technisch-naturwissenschaftlichen Logik ausgerichteten Bewertungs- und Evaluationsstandards der Forschungsförderung (vgl. Punkt 5.3.2). Die Akkumulation symbolischen, also in diesem Falle wissenschaftlichen Kapitals ist demnach an technisch-naturwissenschaftliche Standards gebunden, die dem traditionellen geisteswissenschaftlichen Wissenschafts- und Forschungsverständnis widersprechen. Weil der Forschungsmanager an der Einwerbung von Drittmitteln orientiert und in Bourdieus Sinne „interessiert“ ist, passt er seine Forschungs- und Publikationsweise dieser Norm an und ist so in der Lage, seine Position im Feld zu verbessern und zu festigen (vgl. Bourdieu 1998: 27; Weingart 2001: 319-321). Erneut wird hier das Machtverhältnis zwischen den Forschern der alten und den Managern der neuen Ordnung im geisteswissenschaftlichen Feld deutlich: Ab etwa Mitte der sechziger Jahre wird dort der Sammelband – von Weingart et al. als eine Sammlung von Artikeln und somit als Vorstufe zur Zeitschrift betrachtet – in den Geisteswissenschaften eine beliebte Publikationsform zur Dokumentation von Tagungen, für an der Lehre orientierte Textsammlungen und auch für die Begründung neuer Forschungsrichtungen durch die Zusammenstellung entsprechender Reader (vgl. Weingart et al. 1991: 283-284). Noch deutlicher wird die Veränderung des Publikationsmusters, wenn der Siegeszug des wissenschaftlichen Artikels als vorherrschende Veröffentlichungsform betrachtet wird. Weingart et al. kommen zu dem Ergebnis, dass für die

von ihnen untersuchten Facheinheiten Germanistik, Anglistik und Geschichte die Monographie nicht mehr als die in den Geisteswissenschaften typische Form der Publikation betrachtet werden kann (Weingart et al. 1991: 284-285; vgl. Grimm 2007: 68; Blockmans 2007: 220).

Der Einzug einer sozialwissenschaftlichen bzw. naturwissenschaftlich-technischen Verwertungslogik wird demnach nicht nur im veränderten Bildungsideal und einem Wandel der wissenschaftlichen Forschungsfelder, Problemverständnisse und Methoden deutlich, sondern auch an einem Machtwechsel der Professoren als Akteure, die diese Ideale verkörpern und tragen.

5.4 Feldtheoretischer Zugang – Die Synchronisierung der Einzelkrisen

Bourdieu zufolge kann eine bereichsspezifische, regionale Krise erst zu einer allgemeinen Krise, mithin zu einem historischen Ereignis werden, wenn

„es ihr durch den von ihr erzeugten *Beschleunigungseffekt* gelingt, Ereignisse *koinzidieren zu lassen*, die – wegen des unterschiedlichen *Tempos*, das jedes Feld kraft der ihm eigenen relativen Autonomie besitzt – normalerweise isoliert, ohne Bezug zueinander einsetzen und aufhören oder, wenn man will, deren Abfolge sich zu keiner einheitlichen Kausalreihe zusammenfügt, so wie sie die Chronologie des Historikers nachträglich mit Hilfe einer rückwärtsschauenden Illusion suggeriert.“ (Bourdieu 1992b: 274-275, Hervorh. im Orig.)

Um von einer umfassenden, manifesten Krise im Unterschied zu einzelnen Ankündigungen, im vorliegenden Fall also Krisenerscheinungen, zu sprechen, muss demnach eine Synchronisierung der verschiedenen sozialen Zeiten der Felder stattfinden, es muss eine Abgleichung „zwischen den Rhythmen, mit denen in jedem von ihnen die spezifischen Widersprüche erzeugenden Prozesse ablaufen“ (Bourdieu 1992b:

275), erfolgen.¹⁸⁹ Unter den entsprechenden Gliederungspunkten wurde bereits darauf hingewiesen, dass die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts abzeichnenden Krisenerscheinungen zwar nicht in einem strengen Kausalzusammenhang zueinander stehen, weil auch externe Faktoren einen großen Einfluss auf beide Variablen haben, aber dennoch von einem Interdependenzverhältnis ausgegangen werden kann (vgl. Punkt 3.6 und 4.6).

Die gesellschaftliche Legitimität der Universität als Trägerinstitution von Wissenschaft hängt davon ab, dass die von ihr vermittelten Inhalte an die sozialen Gegebenheiten des Feldes angepasst sind. Der Druck, den Widerspruch zwischen der sozialen Entgrenzung des Feldes und seiner kognitiven Schließung aufzulösen, steigt demnach mit den Kosten, die dieser Widerspruch in Form von hohen Abbrecherquoten und einer hohen Einstiegsarbeitslosigkeit verursacht. Wie gezeigt wurde, hat das geisteswissenschaftliche Feld diesem Druck entsprochen, um den Studenten, trotz steigender Studentenzahlen, eine berufsorientierte Ausbildung zu ermöglichen. Weil die Inhalte der universitären Ausbildung durch die Einheit von Forschung und Lehre auch einen Einfluss auf die herrschende wissenschaftliche Lehre im geisteswissenschaftlichen Feld haben, wird durch die soziale Öffnung des Feldes seine kognitive Öffnung erzwungen. Das von Bourdieu erwähnte

„Verhältnis der *objektiven wechselseitigen Abstimmung*“, durch das der Effekt der „Synchronisierung als Koinzidenz der latenten Krisen, die den verschiedenen Sektoren des [...] Feldes je eigentümlich sind“ (Bourdieu 1992b: 276, Hervorh. im Orig.)

¹⁸⁹ Dass nicht nur die soziale, sondern auch die kognitive Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes von einer dezidiert sozialen Zeit beschrieben wird, ist damit zu erklären, dass Bourdieu das wissenschaftliche Feld als ein „social field like all others“ (Bourdieu 1991: 5) konzipiert, in dem neben allen spezifischen Merkmalen auch mehr oder weniger spezifische soziale Merkmale und Gesetze gültig sind.

erst voll zum Tragen kommt, tendiert dazu, im vorliegenden Fall mit dem Fortschreiten der Krise zu einem einseitigen Verhältnis zu werden. Mit anderen Worten: Die Synchronisierung der hier als *Krisenerscheinungen* bezeichneten, latenten Krisen verliert ihren wechselseitigen, interdependenten Charakter in dem Maße, in dem die sozialen Umbrüche des geisteswissenschaftlichen Feldes den kognitiven Veränderungen vorausseilen und die kognitive Struktur, vermittelt über die gesellschaftliche Anforderung der arbeitsmarktorientierten Ausbildung der Absolventen, zu einer Anpassung zwingen. Hier liegt die von Bourdieu angesprochene Angleichung der Rhythmen der Einzelkrisen: Die sich mit voller Wucht vollziehende soziale Öffnung des Feldes führt zunächst zu einer Vermassung des geisteswissenschaftlichen Feldes, durch die dessen Reproduktionsordnung gestört wird. Die große Zahl der Absolventen kann in der Folge nur auf dem Arbeitsmarkt untergebracht werden, wenn neue Berufsfelder erschlossen werden – der so entstehende Instrumentalisierungsdruck führt zu einer Synchronisierung der kognitiven Öffnung mit den sozialen Entwicklungen des Feldes. Die Konsequenz ist die beschriebene Versozialwissenschaftlichung der Geisteswissenschaften, die ersten Tendenzen zufolge von einer Vernaturwissenschaftlichung ergänzt wird.

Es kann demnach davon ausgegangen werden, dass die kognitive Öffnung des Feldes, durch die der Eintritt sozial- und naturwissenschaftlicher Lehren letztlich ermöglicht wird, von dem Anpassungsdruck, den die soziale Öffnung seit der Bildungsexpansion in den sechziger Jahren ausübt, ermöglicht und forciert wird. Nachdem erste Tendenzen einer sozialwissenschaftlichen Ausrichtung der Geisteswissenschaften noch von den etablierten Akteuren des Feldes ignoriert bzw. bekämpft werden (Abb. 12: 12.1) – hier sei beispielhaft an die „großen universitären Tanker“ erinnert, die Mittelstraß und Vietta erwähnen – verfügen die Häretiker als Vertreter des neuen Wissens schon bald über genügend wissenschaftliche Macht, um sich am Pluspol der entsprechenden Achse zu positionieren (Abb. 12.2). Weil das geisteswissen-

schaftliche Feld nun nicht mehr einer ihm eigenen, durch eine geisteswissenschaftlich geprägte Doxa aufrecht erhaltenen, stabilen Ordnung untersteht und der mit 12.1 und 12.2 beschriebene Wandel durch gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und die innere Tendenz des Feldes weiter vorangetrieben wird, hat sich die kognitive Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes jetzt endgültig vollzogen (Abb. 12: 12.3).

Die Geisteswissenschaften können im Laufe der hier dargestellten Entwicklung zwar einen beachtlichen Zuwachs der Studentenzahlen vermerken und hinsichtlich der finanziellen Ressourcen eine deutlich steigende absolute Summe und einen gleich bleibenden prozentualen Anteil für sich beanspruchen (Abb. 8, Tab. 9), dieser Erfolg scheint jedoch teuer erkaufte worden zu sein: Die Doxa, die jetzt nach den kognitiven Anpassungsbestrebungen vom absoluten Machtpol aus vertreten wird, trägt nicht mehr die idealistisch-neuhumanistisch geprägten Merkmale einer geisteswissenschaftlichen Identität. Vielmehr folgt sie einem sozial- und naturwissenschaftlichen Paradigma, das eine rigorose Ablehnung feldexterner, utilitaristischer Bestrebungen nicht mehr als Teil des eigenen Selbstverständnisses begreift, sondern eine Verwertung der wissenschaftlichen Ergebnisse wenn nicht anstrebt, so doch zumindest nicht mehr völlig ausschließt. In der Konsequenz besteht für die neuen Gatekeeper, die theoretisch in der Lage wären, das Feld zu schließen, kein Bedarf und kein Interesse mehr an einer Schließung, sieht die von ihnen vertretene dominante Lehre doch gerade eine Ausrichtung an gesellschaftlichen Problemstellungen und die daran anschließende Möglichkeit zur Nutzung der Ergebnisse vor. Die so begründete, vollkommene kognitive Öffnung nicht nur gegenüber anderen wissenschaftlichen Strömungen und Methoden aus dem universitären Feld, sondern auch für gesellschaftliche Einflüsse in Form von Nutzenanforderungen und Verwertungsansprüchen, hat das geisteswissenschaftliche Feld auf eine schiefe Ebene geraten lassen, die eine Umkehr

in Form einer Schließung des Feldes und einer Wiederherstellung der feldinternen Autonomie äußerst unwahrscheinlich erscheinen lässt.¹⁹⁰

Das Ende der traditionellen Identität der Geisteswissenschaften, das nicht nur durch einen Umsturz der sozialen Grundlagen und durch die darauf folgende kognitive Öffnung des Feldes herbeigeführt wird, kann als Verlust der Autonomie des Feldes verstanden werden. Wie gezeigt wurde, gelingt es nicht nur den Strömungen des universitären Feldes, sich in Form einer Versozialwissenschaftlichung und einer jüngst zu beobachtenden Vernaturwissenschaftlichung im geisteswissenschaftlichen Feld durchzusetzen. Mit der technisch-naturwissenschaftlichen Logik der Forschungsförderung wurde darüber hinaus auch ein Einflussfaktor untersucht, der außerhalb des universitären Feldes lokalisiert ist und den Geisteswissenschaften eine ihnen ursprünglich fremde Forschungs- und Publikationsweise, also eine neue Definition der Ausübung legitimer Wissenschaft, aufzwingt. Das legitime Forschungsinteresse sind nun nicht mehr die der Wissenschaft dienenden *Erkenntnisse* des Gelehrten, denen jahrelange, oft einsame Forschungsarbeit vorausgegangen ist, sondern in einem transdisziplinären Rahmen erzielte *Ergebnisse*, die in vielen kleineren Artikeln möglichst in englischsprachigen Zeitschriften publiziert werden können und der Doxa des Feldes entsprechen, indem sie die praktische Verwertbarkeit der eigenen Forschung belegen. Während die Autonomie des geisteswissenschaftlichen Feldes zur Zeit Humboldts entwickelt wird und auch noch während der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzenden Krisenerscheinungen aufrecht erhalten werden kann (vgl. Punkt 3.5 und

¹⁹⁰ Das hier gezeichnete Bild einer völligen kognitiven Öffnung muss eingeschränkt werden: Ironischerweise dürfte zunehmend gerade den Lehren und Akteuren ein Eintritt in das geisteswissenschaftliche Feld verwehrt werden, die das traditionelle Selbstverständnis der Geisteswissenschaften vertreten und somit selbst an einer Schließung des Feldes interessiert sind.

3.6.1), ist die feldinterne Logik nun nicht mehr in der Lage, die äußeren Zwänge zu brechen und in eine genuin geisteswissenschaftliche Logik zu übersetzen. Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass die Logik des Feldes nun von den äußeren Zwängen marginalisiert und durch eine den neuen Bedingungen angepasste Logik ersetzt worden ist – die Position des sozial- und naturwissenschaftlichen Paradigmas am absoluten Machtpol des Feldes macht dies deutlich (Abb. 12: 12.3).

Entsprechend Bourdieus Aussage, dass unterschiedliche Disziplinen einen verschieden hohen Grad an Unabhängigkeit aufweisen können (vgl. Bourdieu 1998: 18), lässt sich für die Germanistik feststellen, dass das Fach offenbar besonders geringe Anpassungsschwierigkeiten an die soziale und kognitive Öffnung des Feldes hat und daher in der Lage ist, eine dominante Position im Feld einzunehmen. Bereits für das Ende des 19. Jahrhunderts wurde im Rahmen der sektionalen Ausdifferenzierung der Geisteswissenschaften festgestellt, dass die Dynamik eindeutig auf Seiten dieses Faches und der historischen Wissenschaften liegt, während die Leitwissenschaft Philosophie ihre dominante Position im geisteswissenschaftlichen Feld nicht mehr behaupten kann. Schon im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts profitiert die Germanistik von der Integration des Faches in die Lehrerausbildung und also von der Fähigkeit, auf externe Anforderungen zu reagieren. Diese Befähigung ist auch hinsichtlich der aktuellen Entwicklungen zu beobachten. Hier fällt, darauf wurde bereits hingewiesen, besonders das massive Wachstum der Studentenzahlen (Tab. 6, Abb. 9) sowie der sehr deutliche Anstieg der Facheinheiten in der Germanistik auf.¹⁹¹ Der Grund dafür dürfte

¹⁹¹ Die Facheinheit der germanistischen Fächer verzeichnet in dem von Weingart et al. angelegten Untersuchungszeitraum ein Wachstum um mehr als das Zehnfache: „gibt es 1954 59 Fachvertreter, so sind es 1984 610. Dieser im Vergleich zu der Gesamtheit aller geisteswissenschaftlichen Fächer stark überdurchschnittliche Anstieg zeigt sich auch in der Entwicklung des germanistischen Anteils an dieser Fächergruppe: er steigt von 14%

zum einen in der Anschlussfähigkeit des Faches an die kulturwissenschaftlichen Tendenzen seit den achtziger Jahren liegen, durch die Absolventen der Germanistik aufgrund des sprachwissenschaftlichen Ursprungs ihres Faches eine besondere Eignung für das neu erschlossene Beschäftigungsfeld der kulturellen Massenproduktion aufzuweisen scheinen. Darüber hinaus lässt die Neurolinguistik vermuten, dass auch die jüngsten naturwissenschaftlichen Strömungen von der Germanistik außerordentlich schnell aufgenommen werden. Des Weiteren gibt eine Aufschlüsselung der DFG-Bewilligungen in den Geisteswissenschaften nach einzelnen Fächern darüber Auskunft, dass die Germanistik auch hinsichtlich der Forschungsförderung zu den dominanten Fächern des Feldes gehört: Von 1990 bis 2003 kann die absolute Fördersumme hier deutlich gesteigert werden. Interessant ist, dass auch die Geschichte ihre bereits für das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts festgestellte dominante Position erhalten hat: Das Fach konnte die Summe der DFG-Bewilligungen noch weitaus deutlicher als die Germanistik steigern.¹⁹² Auch bezüglich der Studentenzahlen kann die Geschichte einen für die Geisteswissenschaften hohen Wert erreichen, wenn sie auch nicht in der Lage ist, in die Dimensionen der Germanistik vorzustoßen (Abb. 9; Tab. 6; Tab. 10; vgl. Wissenschaftsrat 2006: 37). Während die Dominanz der Germanistik im sozial und kognitiv offenen geisteswissenschaftlichen Feld also in erster Linie auf den Studentenzahlen und der Anpassungsfähigkeit an neue Inhalte zu beruhen scheint, vermittelt für Geschichte besonders die hohe Bewilligungssumme an Fördergeldern eine

im Jahre 1954 um fast acht Prozentpunkte auf schließlich 21,5% an.“ (Weingart et al. 1990: 139)

¹⁹² Der Wissenschaftsrat bemerkt: „Mit Abstand die meisten Drittmittel – sowohl absolut als auch pro Universitätsprofessur – werden im Bereich der Geschichte eingeworben, die im Jahr 2003 mit etwa 37.000 € pro Universitätsprofessur zehnmal mehr Fördermittel gewinnen konnte, als das schwächste Fach dieser Gruppe.“ (Wissenschaftsrat 2006: 37)

hohe Anpassungsfähigkeit an neue Inhalte, eingeschränkt lässt sich die Dominanz dieses Faches auch an den hohen Studentenzahlen erkennen. Die Philosophie als ehemalige Leitwissenschaft des Feldes spielt keine hervorgehobene Rolle mehr.¹⁹³

Vor diesem Hintergrund kann es nicht überraschen, dass die im Folgenden zu beschreibenden, drei verschiedenen Reaktionsmuster der geisteswissenschaftlichen Akteure auf das Ende der Logik, an der ihre Kapitalstruktur und ihr Habitus ausgerichtet sind, homolog zur Dominanzstruktur der Fächer sind. Das liegt daran, dass die Dispositionen der Akteure durch die Position im Feld, von der aus sie geäußert werden, bestimmt sind.¹⁹⁴ So ergibt sich erstens eine möglichst reibungslose Übernahme des neuen Paradigmas, bei der es darum geht, die neue Ordnung so weit wie möglich zu verinnerlichen, um die eigene Position im Feld zu verbessern und zu festigen. Im Rahmen der Germanistik kann hier beispielhaft auf die Neurolinguistik verwiesen werden: Sie lässt die traditionellen Definitionen der Geisteswissenschaften weit hinter sich und bemüht sich, das naturwissenschaftliche Paradigma möglichst originalgetreu zu vertreten. Diese Reaktion ist sowohl offensiv, weil Veränderungen im Feld und außerhalb des Feldes antizipiert und aufgenommen werden, als auch defensiv, weil die alte Ordnung und die epistemologischen Wurzeln des eigenen Faches weitgehend

¹⁹³ Mit Habermas ist darauf hinzuweisen, dass die zunehmende Ausdifferenzierung der Wissenschaften ein gemeinsames Leitbild, wie es von der Philosophie vertreten wurde, unmöglich macht. Die nun im Feld dominanten Fächer sind demnach keineswegs als Leitwissenschaften zu verstehen, die über Definitionsmacht verfügen, ihre Dominanz beruht vielmehr auf einer Anpassungsfähigkeit gegenüber externen Zwängen, die sie nicht beeinflussen können (vgl. Habermas 1988: 159-163).

¹⁹⁴ Genauer gesagt sind sie bestimmt vom „Grad, in dem die gegenwärtige wie die zukünftige Befriedigung ihrer spezifischen Interessen von der Wahrung bzw. vom Umsturz der für das [...] Feld konstitutiven Kräfteverhältnisse abhängt.“ (Bourdieu 1992b: 297)

kampflos aufgegeben werden. Neben der Übernahme des neuen Paradigmas bildet das Festhalten an der alten Ordnung eine zweite Reaktionsmöglichkeit, die im geisteswissenschaftlichen Feld zu beobachten ist. In der Regel dürfte diese Reaktion mit der Trägheit des Habitus begründet sein, der bei diesen Akteuren offensichtlich noch an der alten, nun in eine heterodoxe Stellung gezwungenen Ordnung ausgerichtet ist. Hier lässt sich häufig ein offensiver, kampfbereiter Gestus erkennen, der der reinen, geisteswissenschaftlichen Lehre auch weiterhin die gesellschaftliche Orientierungsfunktion zuspricht und die neue Dominanz der Naturwissenschaften nicht anerkennt. Die zahlreichen Publikationen des Philosophen Mittelstraß zum Thema lassen sich dieser Reaktionsweise, die nicht zufällig Ähnlichkeiten zum Hysteresis-Effekt aufweist, zuordnen (vgl. Mittelstraß 1991: 9-28, 1989a, 1989b, 1994, 2000). Beispielhaft für eine andere Variation dieser Perspektive, die den Verlust der gesellschaftlichen Orientierungsfunktion zwar eingesteht, aber nicht akzeptiert, ist der Wiener Philosoph Liessmann. Er formuliert eine sich auf Adorno beziehende *Theorie der Unbildung*, nach der die klassische Bildungsidee jede Legitimität verloren habe (vgl. Liessmann 2006).¹⁹⁵ Die sachliche Richtigkeit der Analyse ist schwer zu bestreiten, gleichwohl muss Klarheit darüber herrschen, dass Liessmann auch in feldtheoretischer Hinsicht an Adorno anschließt, stellt die *Theorie der Unbildung* doch über die analytisch-inhaltliche Ebene hinaus eine gruppenspezifische Disposition dar, also einen Versuch, die der eigenen Position entsprechende Ordnung (wieder) zu legitimieren und die herrschende Auffassung von Bildung zu schwächen.¹⁹⁶ Drittens

¹⁹⁵ „Nicht Halbbildung ist das Problem unserer Epoche, sondern die Abwesenheit jeder normativen Idee von Bildung, an der sich so etwas wie Halbbildung noch ablesen ließe.“ (Liessmann 2006: 9)

¹⁹⁶ Den argumentativen roten Faden des ersten Kapitels in Liessmanns Buch stellen Quizshows dar, die, so Liessmann, demonstrieren, „wie es um das Wissen in der Wissensge-

lassen sich Positionen registrieren, die die Vorherrschaft des technisch-naturwissenschaftlichen Paradigmas anerkennen, gleichzeitig jedoch möglichst verlustfrei darum bemüht sind, die Eigenständigkeit einer geisteswissenschaftlichen Logik beizubehalten. Es darf kein Zweifel darüber herrschen, dass diese Perspektive die Geisteswissenschaften den Naturwissenschaften unterordnen muss. Gerade weil hier ein nach Möglichkeit verlustfreier Kompromiss gesucht wird, der sowohl die Doxa der Naturwissenschaften anerkennt als auch weiterhin von der *Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften* (Marquard 1986) ausgeht, erfreut sich diese Variante auch in der Hochschulpolitik großer Popularität (vgl. BMBW 1987; BMBF 2002a).

Der Erfolg der Fächer Germanistik und Geschichte und die unterschiedlichen Reaktionsmöglichkeiten der Akteure auf den Identitätswandel des geisteswissenschaftlichen Feldes lassen darauf schließen, dass von der Öffnung des Feldes gerade die Akteure profitieren, die über eine besonders hohe Anpassungsfähigkeit verfügen. Weil das Feld nun über keine stabile Ordnung mehr verfügt, scheint es jetzt darauf anzu kommen, die jeweils eigene Logik an die externen Einflüsse anpassen zu können. Es ist kein Zufall, dass gerade diejenigen Bereiche des geisteswissenschaftlichen Feldes sich besonders ausbreiten, die der allgemeinen sozialen Entgrenzung des Feldes mit einer möglichst ausgeprägten kognitiven Entgrenzung – in Form der Übernahme einer sozi-

sellschaft bestellt ist.“ (Liessmann 2006: 13) Hier kann besonders deutlich gezeigt werden, dass alle Äußerungen der Akteure des Feldes immer auch einen an ihrer Position im Feld ausgerichteten, strategischen Charakter haben: „Es ist bekannt, mit welcher Verachtung die herrschenden Kreise [im vorliegenden Fall dürfte es sich eher um eine ehemals herrschende Position und somit um einen Hysterisis-Effekt handeln, JH] und zumal die kulturell wohlhabendsten den Quizsendungen in Funk und Fernsehen begegnen – in ihren Augen, ähnlich den soziologischen Umfragen, karikaturhafte Negationen der legitimen Beziehung zur legitimen Kultur.“ (Bourdieu 1987a: 156-157, Fn. 101)

alwissenschaflichen, kulturwissenschaftlichen oder naturwissenschaftlichen Logik – entsprechen können. Der sich in Studentenzahlen und Forschungsgeldern, also in einer quantitativen Ausbreitung ausdrückende Erfolg ist demnach davon abhängig, die ursprüngliche geisteswissenschaftliche Doxa den neuen Anforderungen anzupassen. Fächer und andere Akteure des Feldes, die vormalig an der Brechung externer Einflüsse im Sinne einer feldtheoretischen Autonomie interessiert waren und dies aufgrund der Trägheit des Habitus noch heute sind, können der neuen Doxa der Praxis- und Verwertungsorientierung nicht entsprechen. Um ihre Nischenposition zu verlassen und ihre in eine heterodoxe Position gedrängte, traditionellen Doxa wieder zu einer dominanten Position zu verhelfen, fehlen die Grundlagen in Form einer erneuten kognitiven und vor allem sozialen Schließung des Feldes.

6 Schlussbetrachtung

Die bis hier beschriebenen Entwicklungen schlagen einen Bogen von der Ausbildung des geisteswissenschaftlichen Selbstverständnisses in einem Umfeld, das theoretisch als das Feld der philosophischen Fakultät bezeichnet und innerhalb des universitären Feldes angesiedelt wird, bis hin zum schrittweisen Wandel bzw. Verlust der Identität des geisteswissenschaftlichen Feldes aufgrund seiner Vernaturwissenschaftlichung. Abgesteckt wird damit ein Zeitraum, in dem die Geisteswissenschaften auf der einen Seite den viel zitierten Weltrang der deutschen Wissenschaft mitbegründen, und auf der anderen Seite zum Opfer einer ebenso viel zitierten Krise geworden zu sein scheinen.

Dabei verfügt die zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelte Doxa über eine immense ideologische Strahlkraft, gilt sie doch stellenweise noch heute als Vergleichsfolie und (negativer oder positiver) Fixpunkt im von Feuilleton und Populärwissenschaften geführten Diskurs über die „Krise der Geisteswissenschaften“. Dies ist umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, dass die unbestrittene Autorität der Geisteswissen-

schaften im universitären Feld sich auf einen vergleichsweise kurzen historischen Abschnitt zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschränkt. Die maßgeblich von Humboldt im Rahmen der Gründung der Berliner Universität konzipierte philosophische Fakultät wird so zum Träger einer Vorstellung von der legitimen Einheit reiner Wissenschaft mit zweckfreier Bildung (Punkt 3). Es wurde unter Punkt 3.6 gezeigt, dass bereits ab der Mitte des 19. Jahrhunderts erste kognitive Krisenerscheinungen sowohl innerhalb als auch außerhalb des geisteswissenschaftlichen Feldes auftreten. Zum Erstarken des Empirismus und dem Aufstieg der Naturwissenschaften im universitären Feld homolog ist dabei der Machtgewinn des Historismus im geisteswissenschaftlichen Feld. Parallel zu dieser Entwicklung untergraben die unter Punkt 4.6 untersuchten sozialen Krisenerscheinungen die soziale Grundlage des Feldes und machen erste Anpassungsbewegungen unumgänglich: Die im Nachhinein noch als moderat zu bezeichnenden, frühen Anzeichen einer Vermassung der Universitäten werden daher begleitet von Machtkämpfen um das Bildungsprivileg und einer an die sozialen Entwicklungen angepassten, ersten Ausbildungsorientierung der humanistischen Bildung. Erst in dieser Zeit der Instabilität im geisteswissenschaftlichen Feld findet die von Dilthey vorgenommene Grundlegung und Systematisierung der Geisteswissenschaften statt (vgl. Punkt 4). Es konnte gezeigt werden, dass das hierbei zugrunde liegende Wissenschaftsverständnis, mithin die im universitären Feld dominante Heterodoxie, eine deutliche technisch-naturwissenschaftliche Prägung aufweist. Genau genommen hat die geisteswissenschaftliche Doxa im universitären Feld also bereits mit der epistemologischen Begründung der Geisteswissenschaften ihre Autorität verloren und ist zu einer Heterodoxie geworden, die der Orthodoxie der Naturwissenschaften untergeordnet ist. Wenn die vormalige Leitfunktion der Geisteswissenschaften im universitären Feld demnach schon früh beendet ist, behält die humanistisch-idealistische Doxa im geisteswissenschaftlichen Feld jedoch mindestens bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein

ihre Geltung. Von dort aus macht sie sich auch weiterhin als marginalisierte Heterodoxie im universitären Feld bemerkbar. Grund für diese Beharrungskräfte sind auch die Oligarchie der Lehrstühle und die korporative Selbstverwaltung der Universitäten.¹⁹⁷ Erst die Bildungsexpansion erzwingt eine soziale Öffnung des Feldes, gegen die alle Abwehrbestrebungen im geisteswissenschaftlichen Feld wirkungslos sind: Wie unter Punkt 5.1 ausgeführt, stellt sie den Verlust der sozialen Grundlage der Doxa dar. Das Missverhältnis zwischen sozialer Öffnung und kognitiver Schließung des Feldes wird in Deutschland zwar besonders lange aufrechterhalten, weil die Geisteswissenschaften sich auf ihre ehemals dominante Position berufen können und die Autonomie der Universität hier auch institutionell gefestigt ist. Letztendlich kann ein Legitimitätsverlust des elitären Bildungsideals und des von allen Verwertungsbestrebungen abgewandten Wissenschaftsideals jedoch nicht mehr verhindert werden. Der Widerspruch, in dem die Studentenmassen zu dem idealistisch geprägten Verständnis von reiner Wissenschaft stehen, übt schnell einen solchen Druck auf das geisteswissenschaftliche Feld aus, dass sich seine kognitive Öffnung nicht mehr abwenden lässt (vgl. Punkt 5.3). Mit der nun folgenden Öffnung für äußere Einflüsse kann

¹⁹⁷ Die feste Institutionalisierung einer besonders breiten Fächervielfalt in den USA zeigt, wie sich die Entwicklung in Zusammenhängen abspielen kann, in denen ein solches institutionelles und strukturelles Bollwerk nicht existiert. In den USA längst etablierte Fächer wie Migration Studies, Cultural Studies, Gender Studies und Studies on Ethnicity existieren in Deutschland wenn überhaupt in prekärer Weise an den Rändern der jeweiligen disziplinären Felder. Erst die Reformbestrebungen der jüngeren Zeit zielen darauf ab, den Schutzwall des universitären Feldes in Deutschland abzubauen. So weicht die zunehmende Bedeutung interdisziplinärer Forschung die Dominanz der Lehrstühle in der Lehre auf, während die korporative Selbstverwaltung gezielt durch ein Hochschulmanagement mit dem Hochschulrat als Aufsichtsorgan ersetzt wird (vgl. BDA und HRK 2003: 6, 8-9; Kimmich und Thumfart 2004: 21-30; Schubert 2007: 85-87).

eine sozial- und naturwissenschaftliche Doxa die absolute Machtposition im geisteswissenschaftlichen Feld einnehmen (vgl. Punkt 5.3.1). Damit ist der Kern der Identität der Geisteswissenschaften preisgegeben.

Aus Sicht der Vertreter der nun überholten, alten Ordnung ist es den Eindringlingen gelungen, ihrer häretischen Lehre Autorität zu verleihen und damit die traditionellen Ideale zu verraten. Im Gegensatz dazu ist die neue Doxa für die Aufsteiger des geisteswissenschaftlichen Feldes der einzige Weg, die Geisteswissenschaften an die neuen sozialen Gegebenheiten anzupassen. Auch wenn beide Positionen über die ihnen eigene Wahrheit verfügen, muss Klarheit darüber herrschen, dass die „Krise der Geisteswissenschaften“ gerade durch ihren quantitativen Erfolg ausgelöst wird.¹⁹⁸ Der im Krisendiskurs nicht selten behauptete Verdrängungsprozess im universitären Feld, der die Geisteswissenschaften als Opfer der Naturwissenschaften beschreibt, kann daher zurückgewiesen werden. Die Studentenzahlen der Geisteswissenschaften haben einen Anstieg erfahren, der im gesamten universitären Feld seinesgleichen sucht, im Anschluss daran hat durch die Erweiterung der Berufsmöglichkeiten eine bemerkenswerte Expansion stattgefunden, und zuletzt ist auch hinsichtlich der finanziellen Mittel seit den neunziger Jahren ein positiver Trend erkennbar. Vor diesem Hintergrund fällt es schwer, von einem Opfer oder einer Krise zu sprechen. Eher drängt sich das Bild auf, das im Titel der vorliegenden Arbeit bemüht wird: Der Abstieg der geisteswissenschaftlichen Doxa von einer uneingeschränkten Autorität im gesamten universitären Feld über eine Orthodoxie, die

¹⁹⁸ Je nach Untersuchungsbereich ist dieser Erfolg zu relativieren: Während die Sprach- und Kulturwissenschaften hinsichtlich der Studentenzahlen tatsächlich die Spitzengruppe bilden (vgl. BMBF 2002b: 166-167, 2004: 162-163, 2005: 162-163), nehmen sie bei den DFG-Bewilligungen nur eine untergeordnete Rolle nach den Lebens-, Natur- und Ingenieurwissenschaften ein (vgl. DFG 2003: 31, 2006c: 41). Dennoch gelingt es ihnen auch hier, ihren Anteil nicht nur stabil zu halten, sondern sogar langsam zu steigern.

sich im Kampf mit den aufstrebenden Naturwissenschaften befindet, bis hin zu einer marginalisierten Heterodoxie, die im geisteswissenschaftlichen Feld selbst nur noch eine Nischenposition einnimmt und dem neuen Paradigma Platz macht (vgl. Abb. 12: 12.3), ist der Preis des Erfolges der Geisteswissenschaften. Nur durch die Öffnung des Feldes und die Aufgabe des eigenen Paradigmas sind sie in der Lage, sich den veränderten externen Bedingungen im universitären Feld und in der gesamten Gesellschaft anzupassen. So ist es erst der qualitative Wandel, die Verabschiedung der eigenen, reinen Lehre, mit der im Rahmen eines Trade-offs das Missverhältnis von sozialer Öffnung und kognitiver Schließung allmählich beendet und das Gleichgewicht im geisteswissenschaftlichen Feld schrittweise wiederhergestellt wird.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass eine Rückkehr zur traditionellen Doxa, also eine kognitive Schließung des Feldes, äußerst unwahrscheinlich ist, weil sie in der Konsequenz auch eine soziale Schließung des Feldes nach sich ziehen müsste. Das 2007 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung und der Initiative Wissenschaft im Dialog ausgerufenen „Jahr der Geisteswissenschaften“, in dem „Vielfalt und Faszination geisteswissenschaftlicher Forschung in Deutschland“ (Redaktionsbüro Jahr der Geisteswissenschaften 2007: 1) deutlich geworden sein sollen, stellt sich aus dieser Perspektive also eher als eine längst überfällige Abschiedsfeier von den traditionellen Geisteswissenschaften oder als ein verspäteter Willkommensgruß an die mit einem neuen Identitätskern versehenen Geisteswissenschaften dar. Gesteigert wird die Tragikomik dieses medialen Events noch dadurch, dass die traditionelle Doxa nicht einmal mehr zum Gegenstand gemacht wird, weil die Geisteswissenschaften weitgehend auf ihre Kompensationsfunktion im Sinne Marquards reduziert werden.

Der quantitative Erfolg, der den Geisteswissenschaften ein Überleben im universitären Feld ermöglicht, wird daher mit einer Verabschiedung der traditionellen Identität erkaufte. Durch die völlige Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes ist die ursprüngliche Doxa aktuell in

der Regel nur noch als negative Folie zu erkennen, von der die neue, erfolgreichere Logik abgehoben wird. Die „Krise der Geisteswissenschaften“ stellt sich somit weniger als eine Verdrängung der Fächergruppe aus dem universitären Feld dar. Vielmehr ist eine erfolgreiche Anpassung an die veränderten felddexternen Bedingungen zu beobachten, in deren Folge sich auch die wissenschaftlichen Wahrheiten des Feldes anpassen müssen.

7 Abbildungen und Tabellen

7.1 Abbildungen

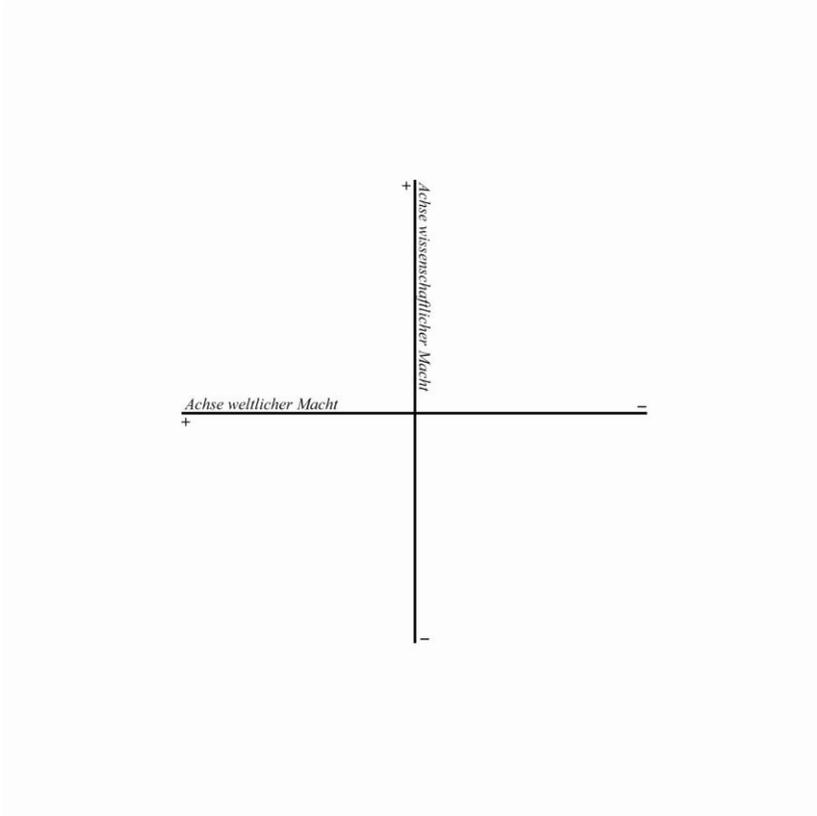


Abbildung 1: Die Achsen des geisteswissenschaftlichen Feldes

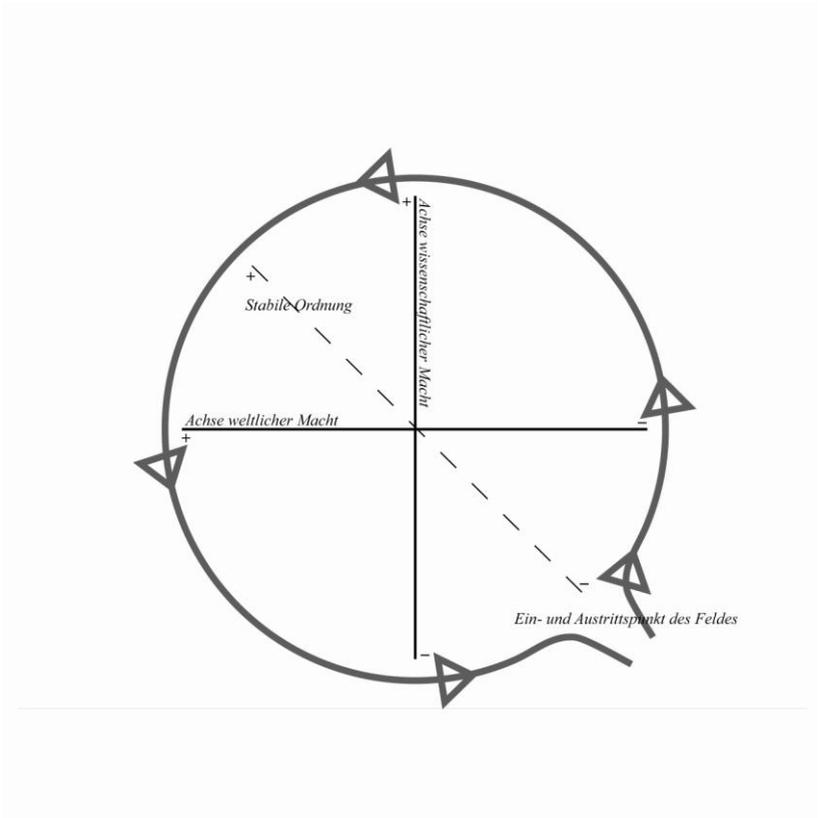


Abbildung 2: Das geisteswissenschaftliche Feld

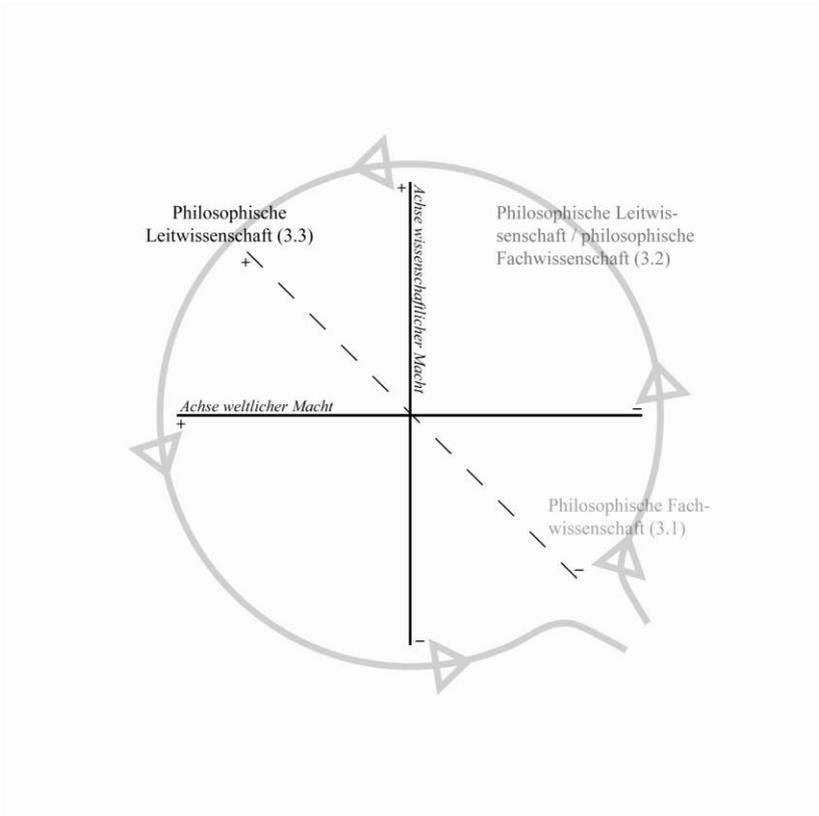


Abbildung 3: Das Feld der philosophischen Faktultät

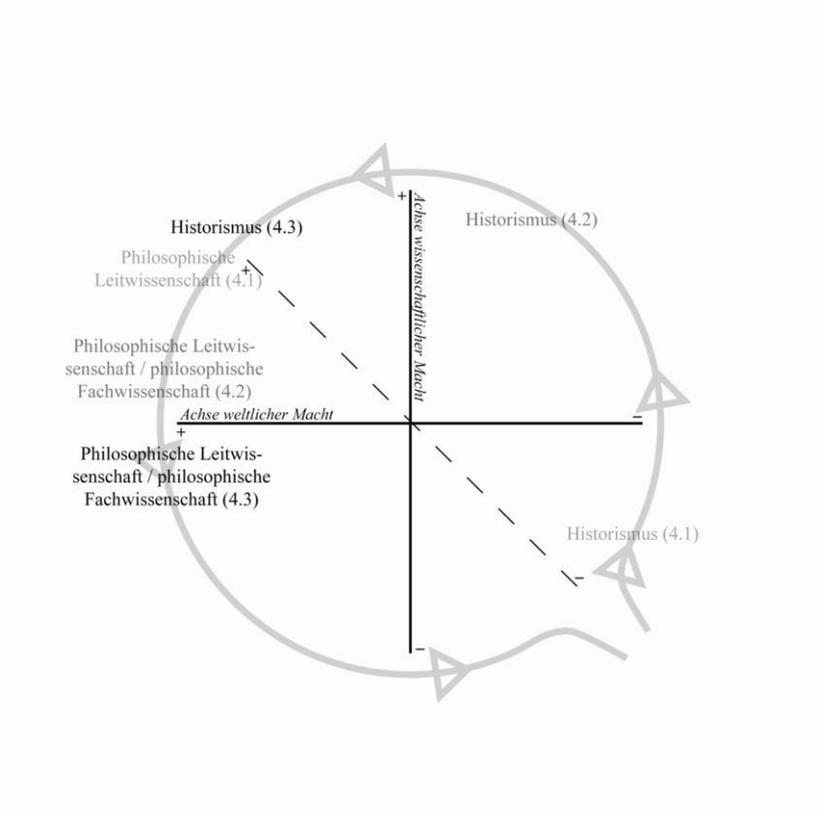


Abbildung 4: Kognitive Krisenerscheinungen im geisteswissenschaftlichen Feld

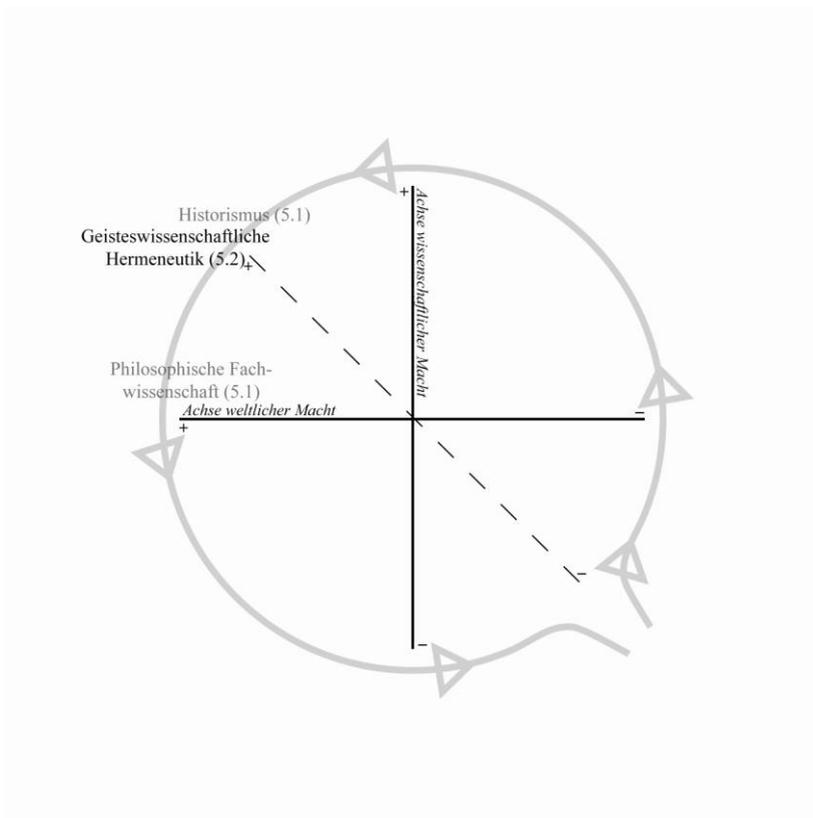
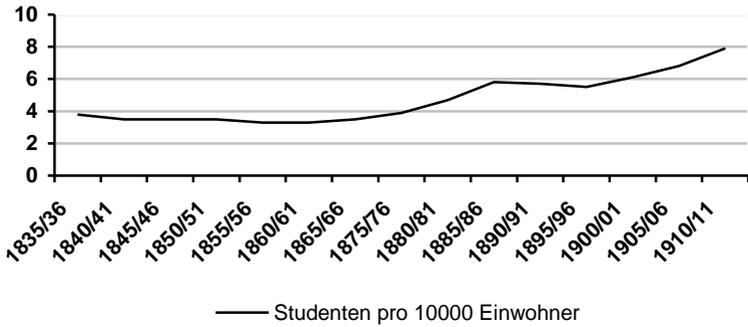
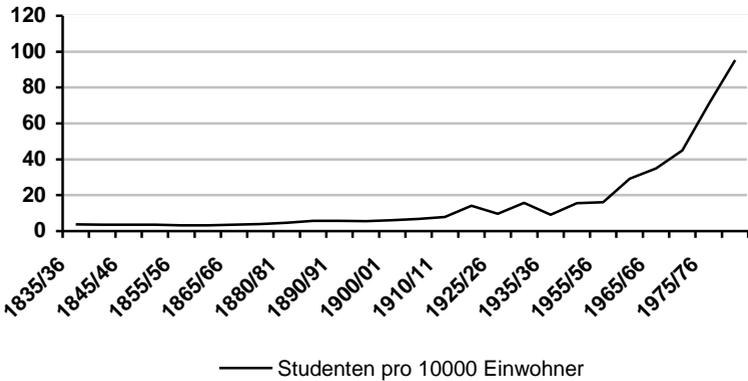


Abbildung 5: Dilthey's Begründung der Geisteswissenschaften



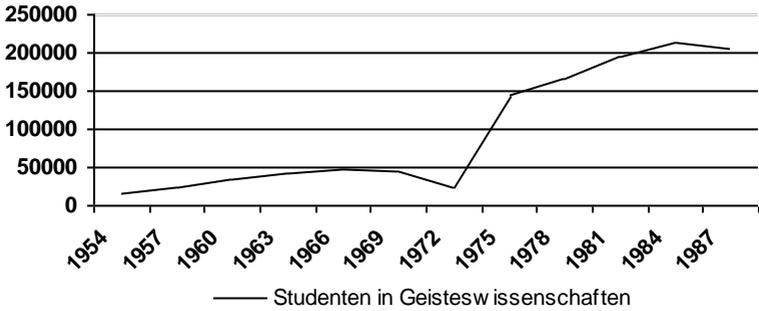
Quelle: Ellwein 1992: 335-336

Abbildung 6: Studenten an Universitäten pro 10000 Einwohner, 1835-1911



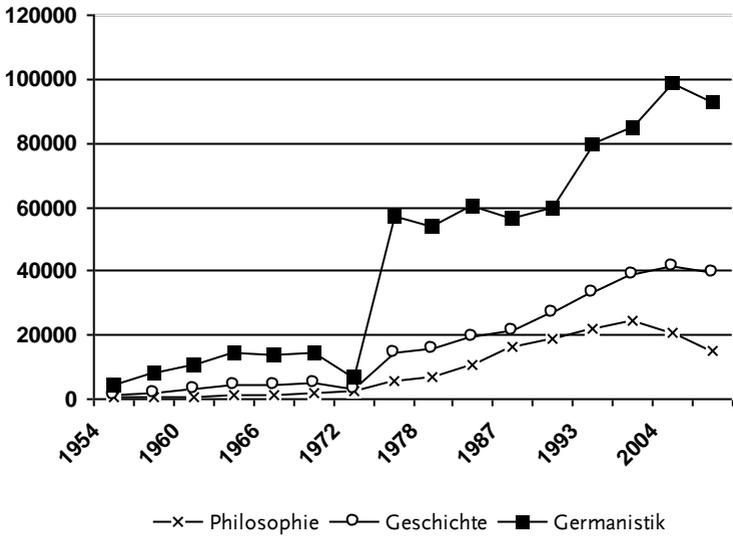
Quelle: Ellwein 1992: 335-336

Abbildung 7: Studenten an Universitäten pro 10000 Einwohner, 1835-1976



Quelle: Weingart et al. 1991: 109

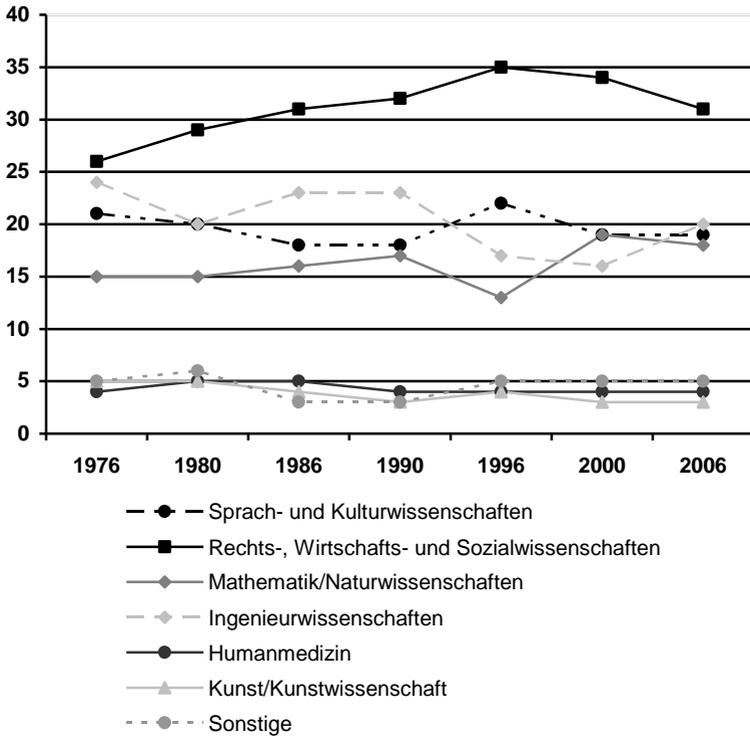
Abbildung 8: Studenten in den Geisteswissenschaften, 1954-1987



Quellen: Weingart et al. 1991: 344-358;

Statistisches Bundesamt 1955, 1990, 1995, 2000, 2005, 2007b

Abbildung 9: Absolute Zahl der Studenten in Philosophie, Geschichte und Germanistik, 1954-2006



Quellen: BMBF 2002; Statistisches Bundesamt 2006: 67;
 Statistisches Bundesamt 2007b: 142-144; eigene Berechnungen

Abbildung 10: Studienanfänger im 1. Hochschulsemester nach Fächergruppen in Prozent, 1976, 1980, 1986, 1990, 1996, 2000 und 2006

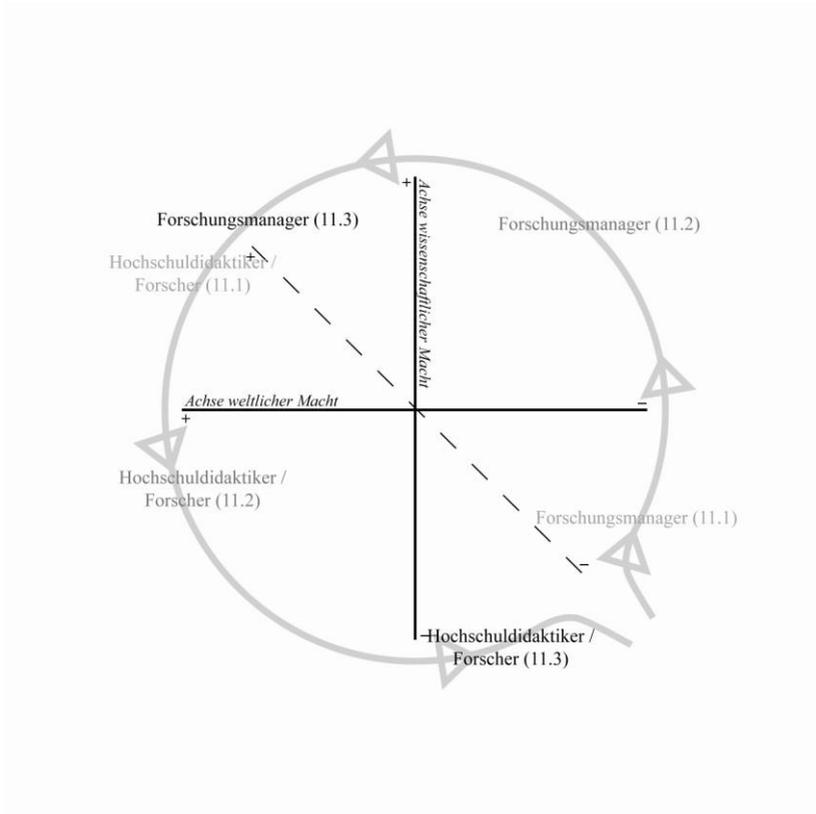


Abbildung 11: Die Durchsetzung des Forschungsmanagers gegen den Hochschuldidaktiker im geisteswissenschaftlichen Feld

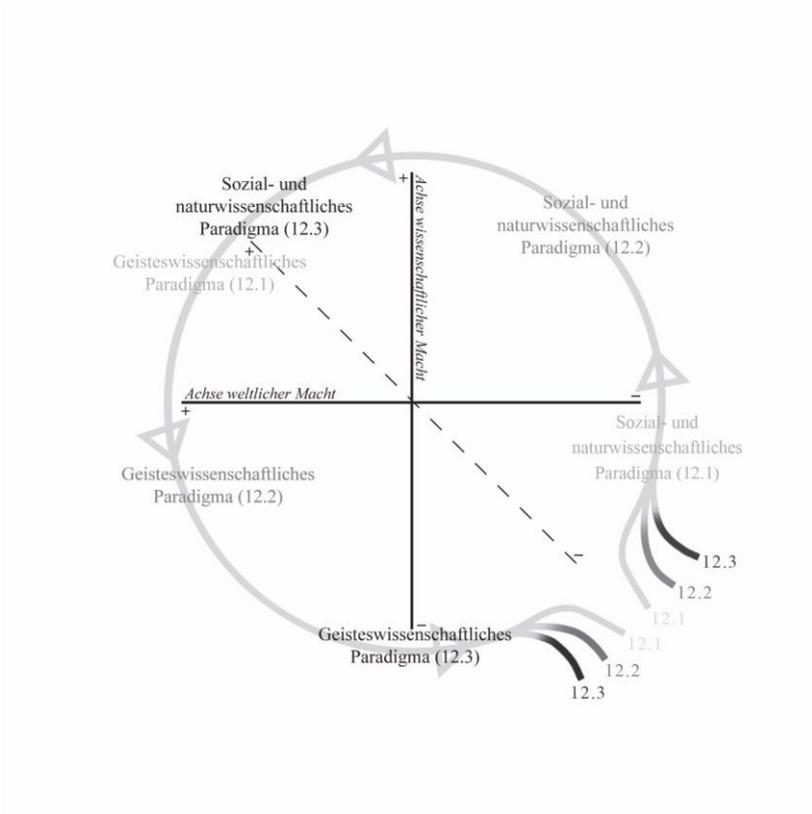


Abbildung 12: Die kognitive Öffnung des geisteswissenschaftlichen Feldes

7.2 Tabellen

Tabelle 1: Disziplinäre Ausdifferenzierung der Fachgebiete Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften an der Berliner Universität, 1892-1930

	Disziplinäre Einheiten		
	1892	1910	1930
Geisteswissenschaften	26	35	49
Naturwissenschaften	28	27	30
Gesamt	78	90	109

Quelle: Lundgreen 1983: 157-160

Tabelle 2: Personelle Ausdifferenzierung der geisteswissenschaftlichen Disziplinen an der philosophischen Fakultät der Berliner Universität, 1892-1930

	Personelle Besetzung			Wachstumsfaktor 1892-1930
	1892	1910	1930	
Europäische Sprachen	6,75	9	11	1,63
Außereuropäische Sprachen	4,25	4	12	2,82
Vergleichende Sprachwissenschaften	2	0,75	1,75	0,86
Geschichtswissenschaft	5,5	6	8,5	1,55
Kunstwissenschaften	2,75	5,75	5,25	1,9
Völkerkunde, historische Geographie	0,75	2,25	3,25	4,3
Philosophie, Pädagogik, Psychologie	2	1,5	2,75	1,38
Gesamte Fakultät	24	29,25	44,5	1,85

Quelle: von Ferber 1956: 63-64; Lundgreen 1983: 159; eigene Berechnungen

Tabelle 3: Soziale Herkunft der Geisteswissenschaftler (GW) und der Naturwissenschaftler (NW) an den Universitäten Gießen, Kiel, Heidelberg, Göttingen, München, Berlin, 1848-1914

	1803-1847		1848-1879		1880-1914	
	GW	NW	GW	NW	GW	NW
Adlige Oberschicht	1,8%	-	-	2,8	3%	2%
Beamtetes Bildungsbürgertum	53,6%	52,5%	49,5%	38,9%	42,6%	36,5%
Freiberufliches Bildungsbürger-	8,2%	13,6%	8,9%	6,9%	11,2%	15,7%
Besitzbürgertum	8,2%	8,5%	14,9%	25%	20,1%	26,1%
Untere Mittelschicht	28,2%	22%	23,8%	26,4%	22,5%	20,8%
Unterschicht	-	3,4%	3%	-	0,6%	0,9%

Quelle: Baumgarten 1997: 287-290

Tabelle 4: Lehrkräfte und Studenten an Universitäten und Technischen Hochschulen in Preußen, 1875-1930

	Lehrkräfte		Studenten	
	Universitäten	Technische Hochschulen	Universitäten	Technische Hochschulen
1875	866	-	7924	-
1885	1066	154	13395	962
1895	1267	223	13598	2824
1905	1621	325	20813	4737
1913	1790	431	27564	4906
1920	1916	430	34470	8781
1925	2303	412	28282	8472
1930	2433	437	44889	8668

Quelle: Lundgreen 1983: 152

Tabelle 5: Zahl der Universitäten und Hochschulen in Preußen, 1875-1930

	1875	1885	1895	1905	1913	1920	1925	1930
Universität	10	10	10	10	10	12	12	12
Technische Hochschule	3	3	3	4	5	4	4	4

Quelle: Lundgreen 1983: 151

Tabelle 6: Studenten in Philosophie, Geschichte, Germanistik und in allen geisteswissenschaftlichen Fächern und ihr prozentualer Anteil an allen Studenten, 1957-1987

	Philosophie	Geschichte	Germanistik	Summe (aller Fächer)	Anteil Geisteswissenschaften in %
1957	621	1862	8240	24044	18,45
1960	842	3048	10757	33038	21,28
1963	1179	4630	14137	42895	18,46
1966	1408	4711	13549	47813	19,62
1969	1682	4716	14350	45073	14,79
1972	2582	2841	6661	23904	5,23
1975	5817	14499	57269	145388	23,44
1978	7108	15706	54037	165878	24,02
1981	10496	19232	60487	193649	24,38
1984	15131	23341	60108	213677	22,96
1987	16391	21278	56558	204631	19,54

Quelle: Weingart et al. 1991: 344-358

Tabelle 7: Anzahl und Wachstumsfaktor der Denominationen germanistischer Professuren, 1954-1984

	1954	1969	1975	1984
Ältere Germanistik	20	53 (+2,65)	88 (+1,66)	109 (+1,24)
Neuere dt. Sprache und Literatur	25	51 (+2,04)	144 (+2,82)	233 (+1,62)
Sprachwissen- schaft	-	3	47 (+15,67)	95 (+2,02)
Volkskunde	5	14 (+2,8)	17 (+1,21)	27 (+1,59)
Nordistik/ Skandinavistik	4	10 (+2,5)	11 (+1,1)	17 (+1,55)
Niederdeutsch/ Niederländisch	5	4 (-0,8)	4 (0)	9 (+2,25)
Fachdidaktik	-	3	50 (+16,67)	102 (+2,04)
Deutsch als Fremdsprache	-	-	5	18 (+3,6)
Summe	59	138 (+2,34)	366 (+2,65)	610 (+1,67)

Quelle: Weingart et al. 1991: 172

Tabelle 8: Tagungsthemen bei den Tagungen der deutschen Hochschulgermanisten (1953-1972) und den Tagungen des deutschen Germanisten-Verbandes (1953-2007)

Jahr	Art der Veranstaltung	Titel / Themen
1953	Tagung der deutschen Hochschulgermanisten (Münster)	Allgemeine gegenwärtige germanistische Forschung
1954	Tagung des Deutschen Germanisten-Verbandes	1) Moderne Dichtung, 2) Literaturgeschichte des 19. Jh., 3) Dichtung des Mit-

	(Nürnberg)	telalters, 4) Grammatik in der Schule
1956	Tagung des Deutschen Germanisten-Verbandes (Frankfurt)	1) Shakespeare, 2) Goethe, 3) Literatur des 13. Jh., 4) Grundsatzfragen des Deutschunterrichts
1957	Tagung der deutschen Hochschulgermanisten (Marburg)	1) Wortforschung, 2) moderne Lyrik, 3) Erzählformen
1958	Tagung des Deutschen Germanistenverbandes (Hamburg)	1) Literatur des 20. Jahrhunderts, 2) Literatur des Mittelalters, 3) Sprachlehre
1959	Tagung der deutschen Hochschulgermanisten (Mainz)	Neue Forschungen zum epischen. Grundformungen, Wandlungen, Gestaltfragen.
1962	Tagung des deutschen Germanistenverbandes (Mannheim)	1) Literaturkritik und Probleme der literarischen Wertung, 2) Die Gegenwartssprache, 3) Verhältnis zwischen Literaturgeschichte und Werkinterpretation in der Sicht der Forschung und des Unterrichts
1963	Tagung der deutschen Hochschulgermanisten (Bonn)	1) Säkularisation, 2) Editionsprobleme, 3) Historische und Gegenwartsforschung im Bereich der Sprache
1964	Tagung des deutschen Germanistenverbandes (Essen)	1) Deutsche Klassik um 1800, 2) Deutsche „Klassik“ um 1200, 3) Wege der Interpretation, 4) Sprache und Stil
1966	Tagung des Deutschen Germanistenverbandes (München)	Nationalismus in germanistischer Forschung und deutscher Dichtung
1967	Tagung der deutschen Hochschulgermanisten (Bochum)	-
1968	Tagung des Deutschen Germanistenverbandes (Berlin)	Germanistik und... 1) ...Naturwissenschaft, 2) ...Mathematik, 3) ...Romanistik, 4) ...Musikwissenschaft, 5) ...Philosophie, 6) ...Soziologie, 7) ...Politologie

1972	Tagung der deutschen Hochschulgermanisten (Stuttgart)	1) Lautstruktur und Geschichte, 2) Rezeption und Geschichte, 3) Literaturgeschichte als Problem, 4) Literaturgeschichte und Sozialwissenschaft, 5) Lyrik, Gesellschaft und Geschichte, 6) Soziolinguistik und Systemlinguistik, 7) Rezeption und Geschichte, 8) Literarische Epochen: Weimarer Republik, 9) Tradition und Rezeption der Antike, 10) Zur Autonomie der Literatur
1976	Germanistentag (Düsseldorf)	1) Philologie und Geschichtswissenschaft am Beispiel literarischer Texte des Mittelalters, 2) Literaturwissenschaft und Medienwissenschaft, 3) Sprachliches Handeln – unter synchronem und diachrotem Aspekt, 4) Methoden der Textanalyse, 5) Textsortenlehre – Gattungsgeschichte, 6) Formen und Wirkung literarischer Kritik
1977	Germanistentag (Regensburg)	1) Sprache und Sprachtheorie, 2) Literaturgeschichte und Literaturtheorie, 3) Fortbildungsprobleme der Schulgermanisten
1979	Germanistentag (Hamburg)	1) Linguistische Differenzierungen von Textsorten, 2) Theorie literarischer Gattungen, 3) Probleme der Gattungsgeschichtsschreibung, 4) Geschichtliche Ausprägungen literarischer Gattungen, 5) Textsorten und Gattungen unter didaktischem Aspekt
1980	Germanistentag (Saarbrücken)	Medien und Deutschunterricht
1982	Germanistentag (Aachen)	Sprache und Literatur im historischen Prozeß
1985	Germanistentag (Stuttgart)	Deutschunterricht im Umfeld seiner Herausforderer: Jugendkultur und Medien

1987	Germanistentag (Berlin)	Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie, Selbstbestim- mung und Anpassung
1989	Deutscher Germanisten- tag (Kiel)	Deutschunterricht und Lebenswelt
1991	Germanistentag 1991 (Augsburg)	Germanistik und kultureller Wandel in der Bundesrepublik Deutschland
1992	Germanistentag (Berlin)	Die deutsche Literatur im 20. Jahrhundert
1994	Germanistentag (Aachen)	Germanistik – disziplinäre Identität und kulturelle Leistung
1996	Germanistentag (Bochum)	Wege zur Kultur – Perspektiven für einen integrativen Deutschunterricht
1997	Germanistentag (Bonn)	Autorität der/in Sprache, Literatur, Neuen Medien
1999	Germanistentag (Lüneburg)	Deutschunterricht zwischen Kompetenzerwerb und Persönlichkeitsbildung
2001	Deutscher Germanisten- tag (Erlangen)	www.germanistik2001.de
2004	Germanistentag (München)	Germanistik und/in/für Europa. Faszina- tion – Wissen
2007	Deutscher Germanisten- tag (Marburg)	Natur – Kultur. Universalität und Vielfalt in Sprache, Literatur und Bildung

Quelle: eigene Erhebung

Tabelle 9: FuE-Ausgaben des Bundes und finanzielle Ressourcen der Hochschulen für Geistes-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Millionen Euro, absolut und Anteil an den Gesamtausgaben für FuE, 1995-2003

	Bund		Hochschulen	
	Ausgaben absolut in Mio. €	Ausgaben anteilig in %	Ausgaben absolut in Mio. €	Ausgaben anteilig in %
1995	234,5	2,7	2549,6	23
1997	234,9	2,9	2574,5	22,9
1998	243,6	3	-	-
1999	248,8	3	2718,2	23,3
2000	256	3	2780,2	23,5
2001	267,2	3	2799,4	23
2002	267,7	3	2912,4	22,3
2003	278,1	3,1	-	-

Quelle: BMBF 2002b; 2005; eigene Berechnungen

Tabelle 10: Entwicklung der absoluten DFG-Bewilligungen: für Germanistik, für Geschichte, für Geisteswissenschaften insgesamt und der Anteil aller geisteswissenschaftlicher Bewilligungen an den Gesamtbewilligungen der DFG in Millionen Euro, 1990-2003

	Germanistik	Geschichte	Geisteswissenschaften	Anteil an Gesamt
1990	11,372	5,377	50,7	7,7%
1991	8,964	6,225	47,9	6,6%
1992	12,081	8,759	59,3	7,5%
1993	11,261	8,366	62,1	7,4%
1994	14,475	13,084	74,7	8%
1995	14,821	13,126	79,3	7,8%
1996	15,041	16,412	83,5	8,3%
1997	15,771	17,593	95,4	9,2%
1998	17,487	15,804	97,3	8,7%
1999	19,960	20,002	117,4	9,6%
2000	18,767	20,791	119,2	9,4%
2001	17,003	21,654	120,7	10,0%
2002	11,593	21,048	111,6	8,7%
2003	18,173	24,990	117,7	9,2%
Ø	14,769	15,230	88,3	8,4%

Quelle: Wissenschaftsrat 2006: 151-152; eigene Berechnungen

Tabelle 11: Ausgewählte Beispiele für Koordinierte Programme der DFG im Bereich Geisteswissenschaften

Art des Programms	Ort	Titel des Programms
Sonderforschungsbereich	Tübingen	Linguistische Datenstrukturen: Theoretische und empirische Grundlagen der Grammatikforschung
Sonderforschungsbereich	Dortmund	Komplexitätsreduktion in multivariaten Datenstrukturen
Sonderforschungsbereich	Potsdam	Informationsstruktur: Die sprachlichen Mittel der Gliederung von Äußerung, Satz und Text
Forschergruppe	Bielefeld	Texttechnologische Informationsmodellierung
Forschergruppe	Düsseldorf	Funktionalbegriffe und Frames
Forschergruppe	Konstanz	Grenzen der Absichtlichkeit
Schwerpunktprogramm	Tübingen	Sprachlautliche Kompetenz: Zwischen Grammatik, Signalverarbeitung und neuronaler Aktivität
Schwerpunktprogramm	Köln	Lesesozialisation in der Mediengesellschaft: Geschlechtsspezifische/-übergreifende Strukturen, Prozesse, Bedingungsbeziehungen
Graduiertenkolleg	Saarbrücken	Sprachtechnologie und kognitive Systeme
Graduiertenkolleg	Marburg	Gehirn und Verhalten: Neuronale Repräsentation und Handlungssteuerung - Neuroact
Graduiertenkolleg	Leipzig	Funktion von Aufmerksamkeit bei kognitiven Prozessen

Quelle: http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/koordinierte_programme/forschergruppen/liste/for_gs.html (04.12.08)

Literatur

- Adorno, Theodor W.*, 2006: Theorie der Halbbildung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Alesi, Bettina, Sandra Bürger, Barbara M. Kehm und Ulrich Teichler*, 2005: Stand der Einführung von Bachelor- und Master-Studiengängen im Bologna-Prozess sowie in ausgewählten Ländern Europas im Vergleich zu Deutschland. Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Alexander, Jeffrey C.*, 1995: *Fin de Siècle Social Theory. Relativism, Reduction and the Problem of Reason*. New York/London: Verso.
- Bachmann-Medick, Doris*, 2006: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Barlösius, Eva*, 2008: Urteilsgewissheit und wissenschaftliches Kapital. S.248-264 in: *Matthies, Hildegard und Dagmar Simon* (Hrsg.), *Wissenschaft unter Beobachtung. Effekte und Defekte von Evaluationen*, in: *Leviathan Sonderheft 24*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baumgarten, Marita*, 1997: *Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bayer, Klaus*, 2004: Rap-Texte, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 51(4): 450-459.
- Becker, Gary S.*, 1993: *Human Capital*. Chicago: University of Chicago Press.
- Ben-David, Joseph*, 1984: *The scientist's role in society*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Benz, Wolfgang*, 1998: Der Wissenschaftsrat, in: *Wissenschaftsrat* (Hrsg.). *Der Wissenschaftsrat 1957-1997*. Köln: 49-60.
- Biere, Bernd Ulrich*, 1995: Germanistik und Öffentlichkeit. S.105-120 in: *Jäger, Ludwig* (Hrsg.), *Germanistik. Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentags 1994*. Weinheim: Beltz Athenäum.

- Bierwisch, Manfred*, 1992: Probleme der biologischen Erklärung natürlicher Sprache. S.7-46 in: *Suchsland, Peter* (Hrsg.), *Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Interdisziplinäres Symposium des Wissenschaftsbereiches Germanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 17.-19. Oktober 1989*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Bisky, Jens*, 2007: Mitten im Umsturz. Was sind Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften? in: *Süddeutsche Zeitung* 271, 24./25. November 2007.
- Blockmans, Wim*, 2007: Zählen die Geistes- und Sozialwissenschaften mit? S.213-221 in: *Matthies, Hildegard und Dagmar Simon* (Hrsg.), *Wissenschaft unter Beobachtung. Effekte und Defekte von Evaluationen*, in: *Leviathan Sonderheft 24*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bourdieu, Pierre*, 1976: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre*, 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. S.183-198 in: *Kreckel, Reinhard* (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2 der Sozialen Welt*. Göttingen: Otto Schwartz.
- Bourdieu, Pierre*, 1985: Sozialer Raum und Klassen. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre*, 1987a: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre*, 1987b : Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre*, 1988: Vive la crise! For heterodoxy in social science, in: *Theory and Society* 17(5). Special Issue on Breaking Boundaries: Social Theory and the Sixties: 773-787.
- Bourdieu, Pierre*, 1991: The Peculiar History of Scientific Reason, in: *Sociological Forum* 6(1): 3-26.
- Bourdieu, Pierre*, 1992a: Rede und Antwort. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre*, 1992b : Homo academicus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre*, 1997a: Die verborgenen Mechanismen der Macht. *Schriften zu Politik & Kultur I*. Hamburg: VSA-Verlag.

- Bourdieu, Pierre*, 1997b: Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik & Kultur II. Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, Pierre*, 1998: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Bourdieu, Pierre*, 2001: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre*, 2004: Der Staatsadel. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Bourdieu, Pierre, Luc Boltanski und Pascale Maldidier*, 1981: Die Verteidigung der Zunft. S.117-168 in: *Bourdieu, Pierre, Luc Boltanski, Monique de Saint Martin und Pascale Maldidier*. Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Bourdieu, Pierre und Loïc D. Wacquant*, 1996: Die Ziele der reflexiven Soziologie. Chicago-Seminar, Winter 1987. S.95-249 in: *Bourdieu, Pierre und Loïc D Wacquant*, Reflexive Anthropologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bremer Kollektiv* (Hrsg.), 1974: Didaktik und Methodik des Deutschunterrichts in der Sekundarstufe I und II. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Brocke, Bernhard vom*, 1980: Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im deutschen Kaiserreich 1882-1907: das »System Althoff«. S.9-118 in: *Baumgart, Peter* (Hrsg.), Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bröckling, Ulrich*, 2004: Evaluation. S.76-81 in: *Bröckling, Ulrich, Susanne Krasmann und Thomas Lemke* (Hrsg.), Glossar der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bruch, Rüdiger vom*, 1988: Historiker und Nationalökonomien im Wilhelminischen Deutschland. S.105-150 in: *Schwabe, Kurt* (Hrsg.), Deutsche Hochschullehrer als Elite: 1815-1945, Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte. Boppard am Rhein: Harald Boldt Verlag.
- Bruch, Rüdiger vom*, 1998: Wissenschaftspolitik, Wissenschaftssystem und Nationalstaat im Deutschen Kaiserreich. S.73-89 in: *Kaufhold, Karl Heinrich und Bernd Söseman* (Hrsg.), Wirtschaft, Wissenschaft und Bildung in Preußen. Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte

- Preußens vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Bruch, Rüdiger vom*, 1999: Langsamer Abschied von Humboldt? Etappen deutscher Universitätsgeschichte 1810-1945. S.29-57 in: *Ash, Mitchell G.* (Hrsg.), *Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten*. Wien: Böhlau Verlag.
- Brunkhorst, Hauke*, 2004: Die Universität der Demokratie. S.80-96 in: *Kimmich, Dorothee und Alexander Thumfart* (Hrsg.), *Universität ohne Zukunft?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bude, Heinz und Martin Kohli* (Hrsg.), 1989: *Radikalisierte Aufklärung. Studentenbewegung und Soziologie in Berlin 1965-1970*. Weinheim: Juventa.
- Bundesagentur für Arbeit*, 2007a: *Arbeitsmarkt Kompakt 2007: Geisteswissenschaftler. Informationen für Arbeitnehmer/Innen*. Bonn, online abrufbar unter: <http://www.arbeitsagentur.de/zentraler-Content/Veroeffentlichungen/AM-Kompakt-Info/AM-Kompakt-Geisteswiss-ANehmer.pdf> (04.12.2008)
- Bundesagentur für Arbeit*, 2007b: *Arbeitsmarkt Kompakt 2007: Geisteswissenschaftler. Informationen für Arbeitgeber/Innen*. Bonn, online abrufbar unter: <http://www.arbeitsagentur.de/zentraler-Content/Veroeffentlichungen/AM-Kompakt-Info/AM-Kompakt-Geisteswiss-AGeber.pdf> (04.12.2008)
- Bundesministerium für Bildung und Forschung*, 2001: *Wissen schafft Märkte. Aktionsprogramm der Bundesregierung*. Bonn.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung*, 2002a: *Faktenbericht 2002*. Bonn.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung*, 2002b: *Grund- und Strukturdaten 2001/2002*. Bonn.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung*, 2004: *Grund- und Strukturdaten 2003/2004*. Bonn.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung*, 2005: *Grund- und Strukturdaten 2005*. Bonn.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung*, 2006: *Bundesbericht Forschung 2006*. Bonn.

- Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft*, 1987: Neue Technologien und die Herausforderung an die Geisteswissenschaften, Schriftenreihe Studien zu Bildung und Wissenschaft. Bonn.
- Bundesministerium für Forschung und Technik*, 1983: Förderung der Geisteswissenschaften. Gegenwärtiger Stand und Vorschläge zum weiteren Ausbau. Bonn.
- Bundesministerium für Forschung und Technik*, 1988: Entwicklung und gegenwärtige Situation der Forschungsförderung in den geisteswissenschaftlichen Fächern. Bonn.
- Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände und Hochschulrektorenkonferenz*, 2003: Wegweiser in die Wissensgesellschaft. Zur Zukunfts- und Wettbewerbsfähigkeit unserer Hochschulen. Berlin.
- Busch, Alexander*, 1959: Die Geschichte des Privatdozenten. Eine soziologische Studie zur großbetrieblichen Entwicklung der deutschen Universitäten. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Chomsky, Noam*, 1988: Language and Problems of Knowledge. The Managua Lectures. Cambridge/London: MIT Press.
- Classen, Claus D.*, 1994: Wissenschaftsfreiheit außerhalb der Hochschule. Tübingen: Mohr.
- Cramer, Thomas*, 1977: Die Zukunftsaussichten des germanistischen Hochschullehrernachwuchses, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 24(3): 1-3.
- Dahrendorf, Ralf*, 1965: Bildung ist Bürgerrecht. Hamburg: Nannen.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft*, 2003: Förder-Ranking 2003. Institutionen – Regionen – Netzwerke. Bonn.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft*, 2006a: Jahresbericht 2006. Aufgaben und Ergebnisse. Bonn.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft*, 2006b: Förderinitiative Geisteswissenschaften. Bonn, online abrufbar unter:
http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/foerderinitiativen_projektgruppen/foerderinitiativen/geisteswissenschaften/download/abschlussbericht_foerderinitiative.pdf (04.12.2008)
- Deutsche Forschungsgemeinschaft*, 2006c: Förder-Ranking 2006. Institutionen – Regionen – Netzwerke. Bonn.

- Deutscher Akademischer Austauschdienst*, 1976: 1976. Germanistik an Deutschen Hochschulen. Verzeichnis der Hochschullehrer an den Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Deutscher Akademischer Austauschdienst*, 1987: 1987. Germanistik an Deutschen Hochschulen. Verzeichnis der Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer an den Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1954: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 1(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1956: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 3(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1957: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 4(1).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1958: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 5(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1959: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 6(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1962: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 9(1).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1963: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 10(3).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1964: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 11(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1965: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 12(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1966: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 13(1).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1968: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 15(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1971: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 18(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1976: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 23(1).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1977: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 24(2).

- Deutscher Germanisten-Verband*, 1978: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 25(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1980: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 27(1).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1982: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 29(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1985: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 32(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1987: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 34(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1988: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 35(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1989: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 36(1).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1991: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 38(1).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1992: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 39(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1994: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 41(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1996: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 43(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 1997: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 44(4).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 2000: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 47(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 2001: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 48(2).
- Deutscher Germanisten-Verband*, 2004: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 51(2).
- Dibelius, Wilhelm*, 1930: Die Überflutung der Universität, in: Deutsches Philologen-Blatt 38(18): 265-272.
- Dilthey, Wilhelm*, 1923: Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. in: *Groethuysen, Bernhard* (Hrsg.), *Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften*, Bd. 1. 2. Aufl.. Leipzig/Berlin: B. G. Teubner.

- Dilthey, Wilhelm*, 1924: Die Entstehung der Hermeneutik. S. 317-338 in: *Misch, Georg* (Hrsg.), *Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften*, Bd. 5. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dilthey, Wilhelm*, 1963: Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft. Weinheim: Beltz.
- Dilthey, Wilhelm*, 1981: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dobner, Petra*, 2001: »Fasse wacker meinen Zipfel! Hier ist so ein Mittelgipfel...«. S.179-193 in: *Stölting, Erhard und Uwe Schimank* (Hrsg.), *Die Krise der Universitäten*. Leviathan Sonderheft 20. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Düwell, Kurt*, 1971: Staat und Wissenschaft in der Weimarer Epoche. Zur Kulturpolitik des Ministers C. H. Becker, in: *Historische Zeitschrift*, Beiheft 1: 31-74.
- Ehlich, Konrad*, 2004: Germanistische Entgrenzungen. S.XXV-XLI in: *Erhart, Walter* (Hrsg.), *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Ellwein, Thomas*, 1992: Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Frankfurt a. M.: Anton Hain.
- Ellwein, Thomas*, 1998: Die deutsche Gesellschaft und ihr Bildungswesen. Interessenartikulation und Bildungsdiskussion. S.87-109 in: *Führ, Christoph und Carl-Ludwig Furck* (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 5/1. München: C.H. Beck.
- Enders, Jürgen und Uwe Schimank*, 2001: Faule Professoren und vergreiste Nachwuchswissenschaftler? Einschätzung und Wirklichkeit. S.159-178 in: *Stölting, Erhard und Uwe Schimank* (Hrsg.), *Die Krise der Universitäten*. Leviathan Sonderheft 20. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Engelhardt, Dietrich von*, 1990: Der Bildungsbegriff in der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts. S.106-116 in: *Koselleck, Reinhart* (Hrsg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Enzensberger, Christian*, 1973: Materialistische Reproduktion von Literatur. Mit *Pamela* als Beispiel im Anhang. S.102-120 in: *Kolbe, Jürgen* (Hrsg.), *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik*. Probleme ei-

- ner Sozial- und Rezeptionsgeschichte der Literatur. München: Carl Hanser Verlag.
- Erhart, Walter*, 2004: Die Managerin und der Mönch – Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. S.124-141 in: *Kimmich, Dorothee und Alexander Thumfart* (Hrsg.), Universität ohne Zukunft? Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Faber, Karl-Georg*, 1979: Ausprägungen des Historismus, in: *Historische Zeitschrift* 232: 1-21.
- Felix, Sascha W.* (Hrsg.), 1990: Sprache und Wissen. Studien zur kognitiven Linguistik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Fend, Helmut*, 2006: Geschichte des Bildungswesens. Der Sonderweg im europäischen Kulturraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ferber, Christian von*, 1956: Die Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Universitäten und Hochschulen 1864-1954. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Fichte, Johann Gottlieb*, 1956: Deduzierter Plan einer zu Berlin errichtenden höhern Anstalt, die in gehöriger Verbindung mit einer Akademie der Wissenschaften stehe. S.125-217 in: Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fingerhut, Karlheinz*, 1995: Das Verhältnis von Fachwissenschaft und Fachdidaktik in der Zeit von 1964 bis 1994. S.87-105 in: *Jäger, Ludwig* (Hrsg.), Germanistik. Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentags 1994. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Fisch, Rudolf und Hans-Dieter Daniel*, 1986: Erfolg und Misserfolg universitärer Forschungsprojekte. Empirische Untersuchungen mit besonderer Berücksichtigung der Arbeit in Forschungsgruppen. S.233-247 in: *Fisch, Rudolf und Hans-Dieter Daniel* (Hrsg.), Messung und Förderung von Forschungsleistung. Person – Team – Institution. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Frerichs, Sabine und Julian Hamann*, 2007: Von A wie Aufklärung bis Z wie Zaster. Wer buchstabiert wirklich das ABC der Menschheit? in: *uni.vers* 7(13): 3-5.

- Fröhlich, Gerhard*, 2003: Kontrolle durch Konkurrenz und Kritik? Das »wissenschaftliche Feld« bei Pierre Bourdieu. S.117-130 in: *Rehbein, Boike, Gernot Saalman und Hermann Schwengel* (Hrsg.), Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Frühwald, Wolfgang*, 1991: Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung: Die Erfahrung des 19. Jahrhunderts. S.73-111 in: *Frühwald, Wolfgang, Hans R. Jauß, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß und Burkhard Steinwachs* (Hrsg.), Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Frühwald, Wolfgang*, 1996: Palimpsest der Bildung. Kulturwissenschaft statt Geisteswissenschaft, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 113, 15. Mai 1996.
- Fuchs-Heinritz, Werner und Alexandra König*, 2005: Pierre Bourdieu. Eine Einführung. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Gadamer, Hans-Georg*, 1986: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr.
- Gadamer, Hans-Georg*, 1988: Die Idee der Universität – gestern, heute, morgen. S.1-22 in: *Eigen, Manfred, Hans-Georg Gadamer, Jürgen Habermas, Wolf Lepenies, Hermann Lübke und Klaus Michael Meyer-Abich* (Hrsg.), Die Idee der Universität. Versuch einer Standortbestimmung. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Geiger, Theodor*, 1950: Fachbezogenes Bildungswissen. Kritik am Gutachten des Studienausschusses für Hochschulreform, in: *Deutsche Universitätszeitung* 5(4): 6-9.
- Geldsetzer, Lutz*, 1974: Die Geisteswissenschaften – Begriff und Entwicklung. S.141-150 in: *Rombach, Heinrich* (Hrsg.), Wissenschaftstheorie. Probleme und Positionen der Wissenschaftstheorie, Bd. 1. Freiburg i. Br.: Herder.
- Geyer, Christian*, 2008: Der Preis ist heiß: Deutschland sucht den Stichtag, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 38, 14. Februar 2008.
- Giroux, Henri*, 1983: Theory and Resistance in Education: A Pedagogy for the Opposition. New York: Bergin and Garvey.
- Glötz, Peter*, 2003: Die drei Dimensionen der geisteswissenschaftlichen Krise. S.43-47 in: *Keisinger, Florian und Steffen Seischab* (Hrsg.), Wozu

- Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Grimminger, Rolf*, 2000: Krisen, Innovationen und andere Erbschaften. Drei Jahrzehnte Germanistik. S.59-81 in: *Vietta, Silvio und Dirk Kemper* (Hrsg.), Germanistik der siebziger Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Grondin, Jean*, 2000: Einführung zu Gadamer. Tübingen: Mohr.
- Grupp, Hariolf und Barbara Breitschopf*, 2006: Innovationskultur in Deutschland. Qualitäten und Quantitäten im letzten Jahrhundert. S.169-199 in: *Weingart, Peter und Nils C. Taubert* (Hrsg.), Das Wissensministerium. Ein halbes Jahrhundert Forschungs- und Bildungspolitik in Deutschland. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Györi, Gábor*, 1992: Über Spezifik und Entstehung der Sprachfähigkeit. S.47-53 in: *Suchsland, Peter* (Hrsg.), Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Interdisziplinäres Symposium des Wissenschaftsbereiches Germanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 17.-19. Oktober 1989. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Habermas, Jürgen*, 1969: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen*, 1974: Erkenntnis und Interesse. S.146-168 in: *Habermas, Jürgen* (Hrsg.), Technik und Wissenschaft als »Ideologie«. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen*, 1981a: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen*, 1981b: Philosophisch-politische Profile. 3. erweiterte Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen*, 1988: Die Idee der Universität – Lernprozesse. S.139-173 in: *Eigen, Manfred, Hans-Georg Gadamer, Jürgen Habermas, Wolf Lepenies, Hermann Lübbe und Klaus Michael Meyer-Abich*, (Hrsg.), Die Idee der Universität. Versuch einer Standortbestimmung. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Hadjar, Andreas*, 2006: Die Bildungsexpansion. Erwartete und unerwartete Folgen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hall, Peter und Rosemary C. Taylor*, 1996: Political Science and the Three New Institutionalisms, in: *Political Studies* 44 (5): 936-957.

- Hartmer, Michael*, 2007: Wohin führt der Bologna-Prozess die deutsche Universität? S.161-174 in: *Blanke, Hermann-Josef* (Hrsg.), *Bildung und Wissenschaft als Standortfaktoren*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Heidbrink, Ludger und Harald Welzer*, 2007: *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*. München: C.H. Beck.
- Helle, Horst J.*, 1988: *Soziologie und Erkenntnistheorie bei Georg Simmel*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Helmholtz, Hermann*, 1862: Ueber das Verhältniss der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaften, online abrufbar unter: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/fachinfo/www/math/edd/helmholtz.pdf> (04.12.2008)
- Henrich, Dieter*, 1958: Über den Begriff der Einheit von Forschung und Lehre, in: *Deutsche Universitätszeitung* 13(6): 337-340, Fortsetzung in *Deutsche Universitätszeitung* 13(7): 413-419.
- Hermann, Armin*, 1982: *Wie die Wissenschaft ihre Unschuld verlor. Macht und Mißbrauch der Forscher*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Heublein, Ulrich, Robert Schmelzer und Dieter Sommer*, 2008: Die Entwicklung der Studienabbruchquote an den deutschen Hochschulen. HIS Projektbericht. Online abrufbar unter: http://www.his.de/pdf/21/20080505_his-projektbericht-studienabbruch.pdf (04.12.2008)
- Hobbes, Thomas*, 1966: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Horkheimer, Max*, 1953: *Akademisches Studium. Gegenwärtige Probleme der Universität*. Frankfurter Universitätsreden, Heft 8. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.
- Hughes, Stuart H.*, 1979: *Consciousness and Society*. Brighton: The Harvester Press Limited.
- Humboldt, Wilhelm von*, 1956: Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, S.375-386 in: *Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Humboldt, Wilhelm von*, 1964: Theorie der Bildung des Menschen. S. 234-240 in: *Flitner, Andreas und Klaus Giel* (Hrsg.), Werke in fünf Bänden, Bd. 1, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Humboldt, Wilhelm von*, 1968: Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers. S. 35-56 in: *Leitzmann, Albert* (Hrsg.), Wilhelm von Humboldts Werke, Bd. 4, Berlin: Walter de Gruyter & Co.
- Huschke-Rhein, Rolf B.*, 1979: Das Wissenschaftsverständnis in der geisteswissenschaftlichen Pädagogik. Dilthey – Litt – Nohl – Spranger. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ickler, Theodor*, 1980: Deutsch als Fremdsprache – ein Überblick, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 27(4): 36-43.
- Jaeger, Werner*, 1923: Stellung und Aufgaben der Universität in der Gegenwart. S.68-86 in: *Jaeger, Werner*, Humanistische Reden und Vorträge. Berlin: de Gruyter.
- Jäger, Friedrich und Rösen, Jörn*. 1992: Geschichte des Historismus. München: C.H. Beck.
- Janson, Simone*, 2007: Der optimale Berufseinstieg. Perspektiven für Geisteswissenschaftler. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Jarausch, Konrad*, 1991: Universität und Hochschule. S.313-344 in: *Berg, Christa* (Hrsg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 4. München: C.H. Beck.
- Jaspers, Karl*, 1946: Die Idee der Universität. Berlin: Springer Verlag.
- Jauß, Hans Robert*, 1991: Die Paradigmatik der Geisteswissenschaften im Dialog der Disziplinen. S.45-72 in: *Frühwald, Wolfgang, Hans Robert Jauß, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß und Burkhard Steinwachs* (Hrsg.), Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jenkins, Richard*, 1989: Language, Symbolic Power and Communication: Bourdieu's »Homo academicus«, in: *Sociology* 23(4): 639-645.
- Jung, Matthias*, 1996: Dilthey zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Kamlah, Wilhelm*, 1973: Die Formierung der »Geisteswissenschaften« in der Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften. S.9-22 in: *Harth, Dietrich* (Hrsg.), Propädeutik der Literaturwissenschaft. München: Wilhelm Fink Verlag.

- Kant, Immanuel*, 1959: Der Streit der Fakultäten. Hamburg: Felix Meiner.
- Kant, Immanuel*, 1998: Kritik der reinen Vernunft. Hamburg: Felix Meiner.
- Keisinger, Florian und Steffen Seischab* (Hrsg.), 2003: Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Keller, Jörg und Helen Leuninger*, 2004. Grammatische Strukturen – kognitive Prozesse. Tübingen: Narr.
- Kimmich, Dorothee und Alexander Thumfart*, 2004: Universität und Wissensgesellschaft: Was heißt Autonomie für die moderne Hochschule? S.7-35 in: *Kimmich, Dorothee und Alexander Thumfart* (Hrsg.), Universität ohne Zukunft? Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Klaus, Ekkehard*, 1986: Die Prestigeordnung deutscher Rechtsfakultäten. Eine Art Leistungsvergleich nach Peer-Rating-Methode. S.141-149 in: *Fisch, Rudolf und Hans-Dieter Daniel* (Hrsg.), Messung und Förderung von Forschungsleistung. Person – Team – Institution. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Kluge, Jürgen*, 2003: Geisteswissenschaftler in der Wirtschaft – das ist kein Widerspruch. S.66-73 in: *Keisinger, Florian und Steffen Seischab* (Hrsg.), Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Kocka, Jürgen*, 1990: Veränderungen in der Geschichtswissenschaft. Eine »Geisteswissenschaft«? S.134-137 in: *Prinz, Wolfgang und Peter Weingart* (Hrsg.), Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Koselleck, Reinhart*, 1991: Wie sozial ist der Geist der Geisteswissenschaften? S.112-141 in: *Frühwald, Wolfgang, Hans R. Jauß, Reinhart Koselleck, Jürgen Mittelstraß und Burkhard Steinwachs* (Hrsg.), Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krais, Beate und Günter Gebauer*, 2002: Habitus. Bielefeld: transcript.
- Kuhn, Thomas S*, 1979: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kultusministerkonferenz*, 2003: 10 Thesen zur Bachelor- und Masterstruktur in Deutschland. Online abrufbar unter: <http://www.kmk.org/doc/bschl/BMThesen.pdf> (04.12.2008)

- Kutschmann, Werner*, 1999: Naturwissenschaft und Bildung. Der Streit der »Zwei Kulturen«. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lämmert, Erhard* (Hrsg.), 1971: Germanistik. Eine deutsche Wissenschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Landfried, Klaus*, 2004: Die Zukunft der Universitäten und die Rolle der Geisteswissenschaften. S.52-69 in: *Kimmich, Dorothee und Alexander Thumfart* (Hrsg.), Universität ohne Zukunft? Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Langewiesche, Dieter*, 1992: Krisenerfahrungen und Distanz an deutschen Universitäten: die Eberhard-Karls-Universität Tübingen in der Weimarer Republik, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 51: 345-381.
- Lenders, Winfried* (Hrsg.), 1989: Linguistische Datenverarbeitung und neue Medien. Forum Angewandte Linguistik, Bd. 17. Tübingen: Narr.
- Lenoir, Timothy*, 1992: Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im deutschen Kaiserreich. Frankfurt a. M.: Campus.
- Lepenes, Wolf*, 1985: Die Drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München: Carl Hanser Verlag.
- Lepenes, Wolf*, 1988: Die Idee der deutschen Universität – ein Blick von außen. S.41-72 in: *Eigen, Manfred, Hans-Georg Gadamer, Jürgen Habermas, Wolf Lepenes, Hermann Lübbe und Klaus Michael Meyer-Abich* (Hrsg.), Die Idee der Universität. Versuch einer Standortbestimmung. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Liessmann, Konrad Paul*, 2006: Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft. Wien: Paul Zsolnay Verlag.
- Löwenstein, Stephan*, 2008: Rednerliste ohne Parteizugehörigkeit, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 39, 15. Februar 2008.
- Lübbe, Hermann*, 1988: Die Universität im Geltungswandel der Wissenschaft. S.113-137 in: *Eigen, Manfred, Hans-Georg Gadamer, Jürgen Habermas, Wolf Lepenes, Hermann Lübbe und Klaus Michael Meyer-Abich* (Hrsg.), Die Idee der Universität. Versuch einer Standortbestimmung. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Lundgreen, Peter*, 1983: Differentiation in German Higher Education. S.149-179 in: *Jaraus, Konrad H.* (Hrsg.), The transformation of

- higher learning, 1860-1930. Expansion, Diversification, Social Opening and Professionalization in England, Germany, Russia and the United States. Stuttgart: Ernst Klett.
- Lundgreen, Peter*, 1999: Mythos Humboldt in der Gegenwart: Lehre – Forschung – Selbstverwaltung. S.145-169 in: *Ash, Mitchell G.* (Hrsg.), *Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten*. Wien: Böhlau Verlag.
- Mahlmann, Matthias*, 1999: Rationalismus in der praktischen Theorie: Normentheorie und praktische Kompetenz. Baden-Baden: Nomos.
- Makkreel, Rudolf A.*, 1983: Dilthey und die interpretierenden Wissenschaften: Die Rolle von Erklären und Verstehen. S.57-73 in: *Rodi, Frithjof* (Hrsg.), *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften*, Bd. 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Maly, Karl*, 1977: Berufsmöglichkeiten des Germanisten neben Hochschule und Schule, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 24(3): 9-16.
- Manegold, Karl-Heinz*, 1996: Technische Forschung und Promotionsrecht, *Technikgeschichte* 36: 291-300.
- Manegold, Karl-Heinz*, 1970: Universität, Technische Hochschule und Industrie. Ein Beitrag zur Emanzipation der Technik im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Bestrebungen Felix Kleins. *Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Bd. 16. Berlin: Duncker & Humblot.
- Manegold, Karl-Heinz*, 1989: Geschichte der Technischen Hochschulen. S.204-234 in: *Boehm, Laetitia und Charlotte Schönbeck* (Hrsg.), *Technik und Bildung. Technik und Kultur*, Bd. 5. Düsseldorf: VDI-Verlag.
- Marquard, Odo*, 1986: Apologie des Zufälligen. Stuttgart: Reclam.
- Martus, Steffen*, 2004: Rephilologisierung ist Kulturwissenschaft! S.252-269 in: *Erhart, Walter* (Hrsg.), *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Marx, Karl*, 1978a: Theses on Feuerbach. S.143-145 in: *Tucker, Robert C.* (Hrsg.), *The Marx-Engels Reader*. New York/London: W. W. Norton & Company.

- Marx, Karl*, 1978b: The German Ideology: Part I. S.146-200 in: *Tucker, Robert C.* (Hrsg.), *The Marx-Engels Reader*. New York/London: W. W. Norton & Company.
- Mattenklott, Gert und Klaus Schulte*, 1973: Literaturgeschichte im Kapitalismus. Zur Bestimmung demokratischer Lehrinhalte in der Literaturwissenschaft. S.75-101 in: *Kolbe, Jürgen* (Hrsg.), *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik. Probleme einer Sozial- und Rezeptionsgeschichte der Literatur*. München: Carl Hanser Verlag.
- Matthes, Eva*, 2006: Geisteswissenschaften in die Offensive! – Historisch-systematische Reflexionen über Stellenwert und Relevanz der Geisteswissenschaften. S. 147-158 in: *Malinowski, Bernadette* (Hrsg.), *Im Gespräch: Probleme und Perspektiven der Geisteswissenschaften*. Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Nr. 27. München: Verlag Ernst Vögel.
- McClelland, Charles E.*, 1983: Professionalization and Higher Education in Germany. S.306-320 in: *Jarausch, Konrad H.* (Hrsg.), *The transformation of higher learning 1860-1930. Expansion, Diversification, Social Opening and Professionalization in England, Germany, Russia and the United States*. Stuttgart: Ernst Klett.
- McClelland, Charles E.*, 1988: Die deutschen Hochschullehrer als Elite. 1815-1850. S.27-53 in: *Schwabe, Klaus* (Hrsg.), *Deutsche Hochschullehrer als Elite: 1815-1945, Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte*. Boppard am Rhein: Harald Boldt Verlag.
- Meier, Frank und Uwe Schimank*, 2004: Neue Steuerungsmuster an den Universitäten: Mögliche Folgen für die geisteswissenschaftliche Forschung. S.97-123 in: *Kimmich, Dorothee und Alexander Thumfart* (Hrsg.), *Universität ohne Zukunft?*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Merton, Robert K.*, 1985: *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Merz-Benz, Peter-Ulrich*, 1990: *Max Weber und Heinrich Rickert. Die erkenntniskritischen Grundlagen der verstehenden Soziologie*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Michel, Karl Markus*, 1988: Der Ruf nach dem Geist. S.27-34 in: *Michel, Karl Markus und Tilman Spengler* (Hrsg.), *Kursbuch 91, Wozu Geisteswissenschaften?* Berlin: Kursbuch Verlag.

- Mittelstraß, Jürgen, 1984: Fortschritt und Eliten. Analysen zur Rationalität der Industriegesellschaft. Konstanzer Universitätsreden. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Mittelstraß, Jürgen, 1989a: Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mittelstraß, Jürgen, 1989b: Glanz und Elend der Geisteswissenschaften. Oldenburger Universitätsreden, Bd. 27. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg.
- Mittelstraß, Jürgen, 1991: Geist, Natur und die Liebe zum Dualismus. Wider den Mythos der zwei Kulturen. S.9-28 in: *Bachmaier, Helmut und Ernst Peter Fischer* (Hrsg.), Glanz und Elend der zwei Kulturen. Über die Verträglichkeit der Natur- und der Geisteswissenschaften. Konstanz: Universitätsbibliothek Konstanz.
- Mittelstraß, Jürgen, 1994: Die unzeitgemäße Universität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mittelstraß, Jürgen, 1998: Abschied von der vollständigen Universität. S.23-46 in: *Glötz, Peter* (Hrsg.), Erfurter Universitätsreden. München: iudicium.
- Mittelstraß, Jürgen, 2000: Zwischen Naturwissenschaft und Philosophie: Versuch einer Neuvermessung des wissenschaftlichen Geistes. Konstanzer Universitätsreden, Bd. 205. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Muhlack, Ulrich, 1990: Bildung zwischen Neuhumanismus und Historismus. S.80-105 in: *Koselleck, Reinhart* (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Müller, Ernst, Ludwig K. Pfeiffer und Benno Wagner (Hrsg.), 1991: Geisteswissen. Vom wissenschaftspolitischen Problem zur problemorientierten Wissenschaft. Frankfurt a. M.: Verlag für Akademische Schriften.
- Müller, Hans-Peter, 2002: Die Einbettung des Handelns. Pierre Bourdieu's Praxeologie, in: *Berliner Journal für Soziologie* 12: 157-171.
- Müller-Solger, Hermann und Ludwig Gieseke, 1977: Zu den Zukunftsperspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Germanistik, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 24(3): 3-9.

- Münch, Richard, 1992: Die Struktur der Moderne. Grundmuster und differentielle Gestaltung des institutionellen Aufbaus der modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Münch, Richard, 2007: Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Münch, Richard, 2008: Die Geisteswissenschaften. Identitätswandel durch Expansion. Manuskript, Universität Bamberg.
- Nietzsche, Friedrich, 1957: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Stuttgart: Reclam.
- Nietzsche, Friedrich, 1964: Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Grundlagen und Grundfragen der Erziehung, Bd. 7. Heidelberg: Quelle & Meyer Verlag.
- Nies, Fritz, 1999: Sprache und Literaturwissenschaft im Informationszeitalter. S.51-66 in: *Stüwe, Klaus, Gregor Weber und Helmut Witetschek* (Hrsg.), Geisteswissenschaften und Wissenschaftspolitik an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Opladen: Leske + Budrich.
- Nipperdey, Thomas, 1983: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München: C.H. Beck.
- North, Douglas C., 1992: Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Oehler, Christoph, 1998: Die Hochschulentwicklung nach 1945. S.412-446 in: *Führ, Christoph und Carl-Ludwig Furck* (Hrsg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 5/1. München: C.H. Beck.
- Oexle, Otto, 1984: Die Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus, in: *Historische Zeitschrift* 238: 17-55.
- Oomen-Welke, Ingelore und Christoph von Rhöneck (Hrsg.), 1988: Schüler: Persönlichkeit und Lernverhalten. Methoden des Messens und Deutens in der fachdidaktischen Unterrichtsforschung. Tübingen: Narr.
- Overesch, Manfred, 1980: Die gesamtdeutsche Konferenz der Erziehungsminister in Stuttgart am 19./20.2.1948, in: *Vierteljahresschrift für Zeitgeschichte* 28: 248-285.
- Pelz, Donald C., 1956: Some social factors related to performance in a research organization, in: *Administrative Science Quarterly* 1(3): 310-325.

- Pfeffer, Gottfried*, 1985: Das fehlende Positive. Sozialdeterministische Aspekte bei Bourdieu und ihr möglicher »Aufklärungswert«, in: Neue Sammlung 25: 279 - 297.
- Picht, Georg*, 1964: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation. Freiburg i. Br.: Walter Verlag.
- Pierson, Paul*, 2004: Politics in Time: History, Institutions, and Social Analysis. Princeton: Princeton University Press.
- Plessner, Helmuth*, 1958: Zur Soziologie der Bildungsideen, in: Deutsche Universitätszeitung 13(12): 708-711.
- Plessner, Helmuth*, 1974a: Die verspätete Nation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Plessner, Helmuth*, 1974b: Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der deutschen Universität. S.121-142 in: *Plessner, Helmuth* (Hrsg.), Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kulturosoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Prinz, Wolfgang und Weingart, Peter*, 1990: Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung. Einleitende Bemerkungen. S.9-26 in: *Prinz, Wolfgang und Peter Weingart* (Hrsg.), Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Procher, Otmar*, 1970: Über den Entwurf eines Bildungsplanes für das Fach Deutsch an den Gymnasien des Landes Hessen, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 17(1): 10-13.
- Redaktionsbüro Jahr der Geisteswissenschaften*, 2007: Pressemitteilung „Abschluss Jahr der Geisteswissenschaften: 330 Partner und über 1000 Veranstaltungen. Berlin. Online abrufbar unter: http://www.abc-der-menschheit.de/coremedia/generator/wj/de/___Downloads/Presse_mitteilungen/PM_20Abschluss_20JdG.pdf (04.12.2008)
- Reiter, Josef*, 1974: Erklären und Verstehen. Das Historismusproblem im Anschluß an Dilthey. S.32-36 in: *Rombach, Heinrich* (Hrsg.), Wissenschaftstheorie I. Probleme und Positionen der Wissenschaftstheorie. Freiburg i. Br.: Herder.
- Rehbein, Boike*, 2006: Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Rentsch, Thomas*, 1991: Verstehen und Erklären – Idiographische und Nomothetische Methode. Die zwei Kulturen in der transzendentalen

- Wissenschaftslogik des südwestdeutschen Neukantianismus. S.29-44 in: *Bachmaier, Helmut und Ernst Peter Fischer* (Hrsg.), *Glanz und Elend der zwei Kulturen: Über die Verträglichkeit der Natur- und Geisteswissenschaften*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Rickert, Heinrich*, 1921: *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften*. Tübingen: Mohr.
- Riedel, Manfred*, 1980: Artikel »Geisteswissenschaften«. S.724-728 in: *Mittelstraß, Jürgen* (Hrsg.), *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Bd. 1. Mannheim/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut Wissenschaftsverlag.
- Riedel, Manfred*, 1981: »Einleitung«. S. 9-80 in: *Dilthey, Wilhelm*, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ringer, Fritz K.*, 1987: *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ringer, Fritz K.*, 1988: *Das gesellschaftliche Profil der deutschen Hochschullehrerschaft 1871-1933*. S.93-104 in: *Schwabe, Klaus* (Hrsg.), *Deutsche Hochschullehrer als Elite: 1815-1945, Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte*. Boppard am Rhein: Harald Boldt Verlag.
- Ritter, Joachim*, 1974: *Subjektivität. Sechs Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Röcke, Werner*, 1995: »New Historicism«: Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Mediävistik. S.214-228 in: *Jäger, Ludwig* (Hrsg.), *Germanistik. Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentags 1994*. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Rompeltien, Bärbel*, 1994: *Germanistik als Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung und Integration einer Fachdisziplin*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rothacker, Erich*, 1926: *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften*. München/Berlin: Oldenbourg.
- Rothacker, Erich*, 1972: *Einleitung in die Geisteswissenschaften*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Röther, Klaus*, 1980: *Die Germanistenverbände und ihre Tagungen. Ein Beitrag zur germanistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte*. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.

- Russel, Bertrand*, 2007: Philosophie des Abendlandes. Ihr Zusammenhang mit der politischen und der sozialen Entwicklung. Zürich: Europa Verlag.
- Sachse, Arnold*, 1928: Friedrich Althoff und sein Werk. Berlin: E. S. Mittler und Sohn.
- Sauder, Gerhard*, 1975: Was lehren die Germanisten? Tendenzen der germanistischen Lehre an Universitäten und Pädagogischen Hochschulen der Bundesrepublik, in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 22(1): 9-14.
- Schelsky, Helmut*, 1958: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf: Diederichs.
- Schelsky, Helmut*, 1971: Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag.
- Schilling, Heinz und Conrad Wiedemann* (Hrsg.), 1989: Wes Geistes Wissenschaften? Zur Stellung der Geisteswissenschaften in Universität und Gesellschaft. Gießen: Ferber'sche Universitätsbuchhandlung.
- Schimank, Uwe*, 1995: Hochschulforschung im Schatten der Lehre. Frankfurt a. M.: Campus.
- Schimank, Uwe und Stefan Lange*, 2006: Hochschulpolitik in der Bundesländer-Konkurrenz. S.311-346 in: *Weingart, Peter und Niels C. Taubert* (Hrsg.), Das Wissensministerium. Ein halbes Jahrhundert Forschungs- und Bildungspolitik in Deutschland. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Schleiermacher, Friedrich*, 1956: Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn, nebst einem Anhang über neu zu errichtende. S.219-293 in: Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schmoll, Heike*, 2008: Lob der Elite. Warum wir sie brauchen. München: Beck.
- Schnädelbach, Herbert*, 1979: Geschichtsphilosophie nach Hegel. Die Probleme des Historismus. Freiburg i. Br./München: Karl Alber.
- Schnädelbach, Herbert*, 1983: Philosophie in Deutschland 1831-1933. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Schnädelbach, Herbert*, 1988: Kritik der Kompensation. S.35-45 in: *Michel, Karl Markus und Tilman Spengler* (Hrsg.), Kursbuch 91, Wozu Geisteswissenschaften? Berlin: Kursbuch Verlag.
- Scholtz, Gunter*, 1991: Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis. Zu Grundlage und Wandel der Geisteswissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schönert, Jörg*, 1996: Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft: Probleme der Wissenschaftsentwicklung. S.192-208 in: *Glaser, Renate und Matthias Luserke* (Hrsg.), Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schubert, Charlotte*, 2007: Die Geisteswissenschaften unter den Bedingungen der Exzellenzinitiative. S.77-88 in: *Blanke, Hermann-Josef* (Hrsg.), Bildung und Wissenschaft als Standortfaktoren. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schücking, Levin Ludwig*, 1961: Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. Bern/München: Francke.
- Schwabe, Klaus*, 1988: Einführende Bemerkungen: Rahmenbedingungen und Selbstdeutung des beruflichen Wirkens deutscher Gelehrter. S.9-25 in: *Schwabe, Klaus* (Hrsg.), Deutsche Hochschullehrer als Elite: 1815-1945, Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte. Boppard am Rhein: Harald Boldt Verlag.
- Schwarz, Hans-Peter*, 1981: Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949-1957. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2, Stuttgart/Wiesbaden: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schwemmer, Oswald*, 1984: Artikel »Idealismus, deutscher«. S.170-172 in: *Mittelstraß, Jürgen* (Hrsg.), Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, Bd. 2. Mannheim/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut Wissenschaftsverlag.
- Schwingel, Markus*, 1995: Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Simon-Schaefer, Roland*, 1975: Einleitung: Der Autonomieanspruch der Geisteswissenschaften. S.12-20 in: *Simon-Schaefer, Roland und Walter Ch. Zimmerli* (Hrsg.), Wissenschaftstheorie der Geisteswissenschaften. Konzeptionen, Vorschläge, Entwürfe. Hamburg: Hoffmann und Campe.

- Singer, Wolf, 2002: Der Beobachter im Gehirn: Essays zur Hirnforschung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Snow, Charles P., 1959: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Sommer, Dietrich und Bernhard Albert, 1978: Funktion und Wirkung. Soziologische Untersuchungen zur Literatur und Kunst. Berlin: Aufbau Verlag.
- Spiewak, Martin, 2004: Rettet euch selbst, sonst tut es keiner, in: *Die Zeit* 18, 22. April 2004.
- Spranger, Eduard, 1922: Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule. Leipzig/Berlin: B.G. Teubner.
- Spranger, Eduard, 1955: Die kulturphilosophischen Voraussetzungen der gegenwärtigen Bildungsaufgabe. S.7-22 in: *Arbeitsausschuss für Berufsausbildung* (Hrsg.), Menschenbildung in der Wirtschaftswelt der Gegenwart. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag.
- Spranger, Eduard, 1960: Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Statistisches Bundesamt, 1955: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1955. Stuttgart/Köln: Kohlhammer.
- Statistisches Bundesamt, 1990: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1990. Stuttgart: Metzler/Poeschel Verlag.
- Statistisches Bundesamt, 1995: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1995. Stuttgart: Metzler/Poeschel Verlag.
- Statistisches Bundesamt, 2000: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2000. Stuttgart: Metzler/Poeschel Verlag.
- Statistisches Bundesamt, 2005: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2005. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt, 2006: Datenreport 2006. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Auszug Bildung. Berlin.
- Statistisches Bundesamt, 2007a: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2007. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt, 2007b: Statistisches Jahrbuch 2007. Auszug Bildung und Wissenschaft. Berlin.
- Stempel, Wolf-Dieter, 1990: Zur Entwicklung der Sprachwissenschaft in der Bundesrepublik nach 1945. S.161-174 in: *Prinz, Wolfgang und Pe-*

- ter Weingart (Hrsg.), Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf, 1994: Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stoß, Friedemann, 1991: Berufsaussichten für Germanisten und neue Studiengänge. S.171-175 in: Janota, Johannes (Hrsg.), Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Strohschneider, Peter, 2006: Die Universität lebt. Warum die Kritik an der Exzellenzinitiative die Lage der Geisteswissenschaften verkennt, in: Süddeutsche Zeitung 250, 30. Oktober 2006.
- Studienausschuß für Hochschulreform, 1948: Gutachten zur Hochschulreform. Hamburg.
- Stüwe, Klaus, Gregor Weber und Helmut Witetschek (Hrsg.), 1999: Geisteswissenschaften und Wissenschaftspolitik an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Opladen: Leske + Budrich.
- Switalla, Bernd, 1990: Die gegenwärtige germanistische Linguistik. Eindrücke und Mutmaßungen. S.222-239 in: Prinz, Wolfgang und Peter Weingart (Hrsg.), Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Teichler, Ulrich, 2006: Hochschulsystem – Studium – Arbeitsmarkt. Die lehr- und studienbezogene Hochschulpolitik des Bundesministeriums. S.347-377 in: Weingart, Peter und Niels C. Taubert (Hrsg.), Das Wissensministerium. Ein halbes Jahrhundert Forschungs- und Bildungspolitik in Deutschland. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Tenbruck, Friedrich H., 1962: Bildung, Gesellschaft, Wissenschaft. S.376-420 in: Oberndörfer, Dieter (Hrsg.), Wissenschaftliche Politik. Eine Einführung in Grundfragen ihrer Tradition und Theorie. Freiburg i. Br.: Rombach.
- Titze, Hartmut, 1983: Enrollment Expansion and Academic Overcrowding in Germany. S.57-88 in: Jarausch, Konrad H. (Hrsg.), The transformation of higher learning 1860-1930. Expansion, Diversification, Social Opening and Professionalization in England, Germany, Russia and the United States. Stuttgart: Ernst Klett.

- Tier, Jost*, 1954: Ansprache des Ersten Vorsitzers am 28. September 1854, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes* 1(4): 3-6.
- Turner, George*, 1981: The Prussian Professoriate and the Research Imperative 1790-1840. S.109-121 in: *Jahnke, Hans Niels und Michael Otte* (Hrsg.), *Epistemological and social Problems of the sciences in the early nineteenth century*. Dordrecht: D. Reidel.
- Turner, George*, 2001: Hochschule zwischen Vorstellung und Wirklichkeit. Zur Geschichte der Hochschulreform im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. *Abhandlungen zu Bildungsforschung und Bildungsrecht*, Bd. 7. Berlin: Duncker & Humblot.
- Vietta, Silvio*, 2000: Kanon- und Theorieverwerfungen in der Germanistik der siebziger Jahre. S.9-57 in: *Vietta, Silvio und Dirk Kemper* (Hrsg.), *Germanistik der siebziger Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Virchow, Rudolf*, 2006: Die Gründung der Berliner Universität und der Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Saarbrücken: VDM Verlag.
- Vondung, Klaus*, 1976: Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit. S.20-33 in: *Vondung, Klaus* (Hrsg.), *Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Voßkamp, Wilhelm*, 1990: Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem zweiten Weltkrieg. S.240-247 in: *Prinz, Wolfgang und Peter Weingart* (Hrsg.), *Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Voßkamp, Wilhelm*, 1994: »Bildung« als Synthese. S.15-24 in: *Fohrmann, Jürgen und Wilhelm Vosskamp* (Hrsg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Voßkamp, Wilhelm*, 1995: Einheit in der Differenz. Zur Situation der Literaturwissenschaft in wissenschaftshistorischer Perspektive. S.29-45 in: *Jäger, Ludwig* (Hrsg.), *Germanistik. Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentags 1994*. Weinheim: Beltz Athenäum.

- Wacquant, Loïc D., 1996: Auf dem Wege zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus. S.17-93 in: Wacquant, Loïc D. und Pierre Bourdieu, Reflexive Anthropologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Warnke, Ingo, 2004: Diskurslinguistik als Kulturwissenschaft. S.308-324 in: Erhart, Walter (Hrsg.), Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Weber, Marianne, 1926: Max Weber. Ein Lebensbild. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max, 1951: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max, 2005: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Neu Isenburg: Melzer.
- Wehler, Hans-Ulrich, 1973a: Das deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wehler, Hans-Ulrich, 1973b: Geschichte als historische Sozialwissenschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Weingart, Peter, Wolfgang Prinz, Maria Kastner, Sabine Maasen und Wolfgang Walter, 1990: Bericht zur Lage und Entwicklung der Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik 1954-1987. Bielefeld.
- Weingart, Peter, Wolfgang Prinz, Maria Kastner, Sabine Maasen und Wolfgang Walter, 1991: Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954-1987. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Weingart, Peter, 2001: Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Weingart, Peter, 2003: Wissenschaftssoziologie. Bielefeld: transcript.
- Wengeler, Martin, 2007: Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. 43. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache, 6.-8. März 2007, in: Sprachreport 23(2): 8-12.
- Wertheimer, Jürgen, 2003: Germanistik. S.131-135 in: Keisinger, Florian und Steffen Seischab (Hrsg.), Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte. Frankfurt a. M./New York: Campus.

- Windelband, Wilhelm*, 1921: Präludien II. Aufsätze und Reden zur Philosophie und ihrer Geschichte. Tübingen: Mohr.
- Windolf, Paul*, 1990: Die Expansion der Universitäten 1870-1985. Ein internationaler Vergleich. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Wissenschaftsrat*, 1960: Empfehlungen zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen. Tübingen: Mohr.
- Wissenschaftsrat* (Hrsg.), 1998: Der Wissenschaftsrat 1957-1997. Köln.
- Wissenschaftsrat*, 2006: Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland. Berlin.
- Witte, Johanna*, 2006: Die deutsche Umsetzung des Bologna-Prozesses. S.21-27 in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 48.
- Wittkau, Anette*, 1992: Historismus. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wittrock, Björn*, 1993: The modern university: the three transformations. S. 303-362 in: *Rothblatt, Sheldon und Björn Wittrock* (Hrsg.), *The European and American University since 1800. Historical and sociological essays*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ziegler, Theobald*, 1911: Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin: Bondi.



Worin besteht die „Krise der Geisteswissenschaften“, und worauf ist sie zurückzuführen? Zur Beantwortung dieser Fragen wird ein Bogen von der Begründung der Geisteswissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart gespannt. In diesem Zeitraum lässt sich unter Verwendung des kapital- und feldtheoretischen Ansatzes von Pierre Bourdieu beobachten, wie das sozial und kognitiv geschlossene Feld der Geisteswissenschaften durch interne und externe Einflüsse zunächst zu einer sozialen Öffnung gezwungen wird. Der dadurch entstehenden Spannung zwischen sozialer Entgrenzung und kognitiver Schließung wird bald durch eine kognitive Öffnung im Sinne neuer Inhalte und Praktiken nachgegeben. Damit ist der Preis der erfolgreichen Anpassung der Geisteswissenschaften an Praxisanforderungen und Verwertungszwänge beziffert: die Aufgabe des Kerns ihrer traditionellen Identität.